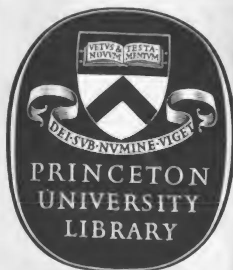
Geschichte der deutschen Sprache

Otto Behaghel


VETUS & NOVUM TESTAMENTUM
DEI·SUB·NUMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN SPRACHE

VON

OTTO BEHAGHEL.

DER ZWEITEN VERBESSERTEN AUFLAGE DRITTER ABDRUCK.

Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriss
der germanischen Philologie.

MIT EINER KARTE.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1905.

INHALT.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

---

4. GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE

VON

OTTO BEHAGHEL.

Allgemeine Literatur: Jacob Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache.* Leipzig 1848. 4. Ausg. 1880. — A. Schleicher, *Die deutsche Sprache.* Stuttgart 1860. 5. Aufl. 1888. — W. Scherer, *Zur Geschichte der deutschen Sprache.* Berlin 1868. 2. Aufl. 1878. — E. Förstemann, *Geschichte des deutschen Sprachstammes.* Nordhausen 1874—75. — H. Rückert, *Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.* Leipzig 1875. — O. Behaghel, *Die deutsche Sprache.* Leipzig und Prag 1886. — O. Weise, *Unsere deutsche Sprache, ihr Werden und ihr Wesen.* Leipzig 1895.

Jac. Grimm, *Deutsche Grammatik.* 4 Bde. Neudruck von Bd. I—III. Berlin 1870—90. — M. Heyne, *Kurze Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte.* 3. Aufl. Paderborn 1874. — Ad. Holtzmann, *Altdeutsche Grammatik.* Leipzig 1870 und 1875. — F. Kauffmann, *Deutsche Grammatik.* 2. Aufl. Marburg 1895. — W. Wilmanns, *Deutsche Grammatik.* Bis jetzt zwei Bände. Strassburg 1893 und 1896. [Bd. I. 2. Aufl. 1897]. — O. Brenner, *Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache.* München 1896.

W. Braune, *Ahd. Grammatik.* 2. Aufl. Halle 1891. — K. Weinhold, *Mhd. Grammatik.* 2. Aufl. Paderborn 1883. — H. Paul, *Mhd. Grammatik.* 4. Aufl. Halle 1894. — J. Kehrein, *Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh.* Leipzig 1863 (Mit grosser Vorsicht zu gebrauchen). — Raphael Meyer, *Einführung in das ältere Nhd.* Leipzig 1894. — J. H. Gallée, *Altsächsische Grammatik.* Erste Hälfte. Halle und Leiden 1891. — W. Schlüter, *Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache.* I. Göttingen 1892. — A. Lübben, *Mittelniederdeutsche Grammatik.* Leipzig 1882. — A. Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit.* Heilbronn 1888.

Die Geschichte der deutschen Sprache befasst sich mit der Entwicklung der Sprache bei denjenigen westgermanischen Volksstämmen, welche ausser den Engländern und Friesen die germanische Zunge bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die zuverlässig beglaubigte Geschichte dieses Sprachzweigs beginnt mit dem siebenten Jahrhundert; denn von da an besitzen wir Sprachquellen, von denen Zeit und Ort der Abfassung bekannt ist, wenn gleich sie zunächst nicht in zusammenhängenden Denkmälern, sondern nur in einzelnen Wörtern bestehen.

I. DER NAME DER DEUTSCHEN SPRACHE.

§ 2. Im 9. Jahrh. kommt in lateinischen Quellen das Wort *theotiscus* auf zur Bezeichnung der deutschen Sprache. Auch Otfrid wendet es in seiner lateinischen Widmung an Liutbert mehrfach an; im deutschen Text dagegen erscheint es bei ihm nicht; seine Stelle vertritt *frenkisg*. Es scheint, dass die Bezeichnung *diutisc* gelehrten Ursprungs ist. Es ist Ableitung von *diot* Volk, bedeutet also ursprünglich *volkstümlich*. Im Mhd. erscheint häufig die Form *tiusch*, dessen Anlaut wohl durch das lat. *teutonicus* beeinflusst ist; *teutsch* dauert namentlich bei oberdeutschen Schriftstellern bis ins vorige Jahrhundert fort; in unserm Jahrhundert hat falsche Deutschthümelei es wieder zu beleben gesucht.

Vgl. J. Grimm, *Gramm.* I³, 13. — Hattemer, *Über Ursprung, Bedeutung und Schreibung des Wortes teutsch.* Schaffhausen 1847. — Mhd. Wb. I, 326, a. — K. Luik, *zur Geschichte des Wortes deutsch.* AfdA. XV, 135; ebda. 248. — H. Fischer, *Theotiscus, Deutsch.* PBB. XVIII, 203.

II. GRENZEN DES DEUTSCHEN GEGENÜBER ANDEREN VOLKSSTÄMMEN.

§ 3. Die Nachbarn des Deutschen sind im Westen und Süden die Romanen, im Osten die Magyaren und Slaven, im Norden die Dänen und Friesen. In früherer Zeit jedoch trafen Deutsche und Romanen nicht unmittelbar aufeinander, sondern andere germanische Stämme waren zwischen beide gelagert. Im Südwesten des deutschen Sprachgebietes begründeten im 5. Jahrh. die Burgunder ein Reich auf romanischem Boden, das 534 von den Franken vernichtet wird. Die Zeugnisse für das Bestehen burgundischer Sprache gehen nicht über das fünfte Jahrhundert herab; eine Vergleichung mit den benachbarten deutschen Mundarten lässt sich sonach kaum anstellen. Anderseits lässt sich die Möglichkeit einer längerenFortdauer des Burgundischen nicht unbedingt abweisen; manche Gelehrte vertreten die Anschauung, dass in der Westschweiz, im Oberwallis und in dem westlich der Aar gelegenen Teil des Kantons Bern burgundische Elemente in Bevölkerung und Sprache vorhanden seien. Stichhaltige Beweise hat diese Ansicht bis jetzt nicht beigebracht.

Das Burgundische des 5. Jahrhs. kennt nicht die westgermanische Konsonantendehnung. Man hat jedoch kein Recht, die Sprache deshalb für ostgermanisch zu halten, so lange das Alter dieser westgermanischen Lauterscheinung nicht festgestellt ist (s. oben S. 426).[1]

Vgl. Jahn, *Geschichte der Burgundionen.* Halle 1874. — Binding, *Burgundisch-romanisches Königreich.* Leipzig 1868. Darin: Wackernagel, *Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden,* auch in dessen Kl. Schr. Bd. III. — Tobler, *Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung* (Jahrbuch für schweizerische Geschichte Bd. 12). — R. Kögel, *Die Stellung des Burgundischen innerhalb der german. Sprachen.* ZfdA. XXXVII, 223.

Im Süden erwächst während des sechsten Jahrhunderts auf italischem Boden das Reich der Langobarden; auch dieses findet seinen Untergang durch die Franken im Jahre 774. Die langobardische Sprache war bis zum Ende des 8. Jahrhs. vollauf lebendig, denn Paulus Diaconus, der im Ausgang des 8. Jahrhs. eine Geschichte der Langobarden schreibt, gibt mehrfach deutsche Übersetzungen dieses oder jenes lateinischen Wortes, (z. B. »piscina, quod eorum lingua *lama* dicitur«; »rector loci illius quem

---

[1] Noch weniger ist beweisend, was man sonst beigebracht hat. Z. B. burg. *morgin* hat sein Seitenstück in langob. *morgin* gab.

sculdhaiz lingua propria dicunt« etc.). An der Hand vereinzelter Zeugnisse lässt sich ihre Fortdauer noch bis über das Jahr 1000 hinaus verfolgen.

Das Langobardische hat vielleicht ursprünglich dem Angelsächsischen nahe gestanden. Für den Vokalstand des L. ist es bezeichnend, dass gm. *ê* (= ahd. ea, ia) und *ô* nicht diphthongiert sind, *ai* und *au* im ganzen unverändert bleiben und kein Umlaut eingetreten ist. Die Konsonanten weisen im ganzen den Stand der zweiten Lautverschiebung auf, mit der Besonderheit, dass anl. *th* im Laufe der Zeit zu *t* zu werden scheint.[1]

Vgl. Carl Meyer, *Sprache und Denkmäler der Langobarden*. Paderborn 1877. — Wilhelm Bruckner, *Die Sprache der Langobarden*. Strassburg 1895.

Aber nicht nur die Sprache der vorgeschobenen germanischen Nachbarn des Deutschen ist vom Romanischen überwältigt worden und so dieses dem Deutschen unmittelbar auf den Leib gerückt, sondern auch ein ganzer grosser Zweig eines im übrigen deutsch gebliebenen Volksstammes ist den Romanen unterlegen, nämlich das Reich der Westfranken. Wie lange hier das Deutsche im Munde des Volkes gesprochen worden, ist nicht zu erkennen. In den bekannten Strassburger Eiden vom Jahre 842 bedienen sich Ludwig der Deutsche, der zu den Westfranken spricht, und die Westfranken selber der französischen Sprache. Von der hochdeutschen Lautverschiebung scheint das Westfränkische unberührt geblieben zu sein. Allerdings sind Eigennamen mit germanischem *t* in den Quellen überhaupt äusserst selten; die wenigen Belege, die vorkommen, zeigen inlautendes *c* (*Gauciobert*, *Gaucemare*, *Charecaucius*); sie genügen nicht, um eine sichere Entscheidung über die Behandlung des *t* zu ermöglichen.

Vgl. Jacobs, *Die Stellung der Landessprachen im Reiche der Karolinger*. Forschungen zur älteren deutschen Geschichte. III, 363. — Waltemath, *Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache*. Paderborn 1885. — Mackel, *Die germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache*, Französische Studien VI, 1.

§ 4. Mit der Romanisierung der drei genannten Stämme ist die Grenze des Deutschen gegen das Romanische im wesentlichen festgestellt. Kleinere Verschiebungen lassen sich am leichtesten erörtern, nachdem die heutige Grenzlinie gezeichnet worden. Dieselbe beginnt im Norden östlich von Gravelines, zieht sich vorbei an dem franz. St. Omer, Aire, Merville, über Warneton, Meehen (Menin), Ronse (Renaix), schneidet die Dender zwischen dem wallonischen Teil von Deux-Acres und Geerardsbergen (Grammont), geht nördlich von Enghien und Hal vorbei, nördlich an Wavre, südlich an Tienen (Tirlemont) und Tongern, trifft auf die Maas in der Mitte zwischen Lüttich und Maestricht, unterhalb Visé, geht zwischen Limburg und Eupen hindurch, lässt Montjoie, Clerf östlich, Martelange westlich, Arlon östlich liegen, geht westlich an Diedenhofen vorbei, lässt Bolchen, Falkenberg, Mörchingen, Finstingen, Saarburg östlich, Schirmeck westlich, Weiler östlich liegen, geht zwischen Schnierlach und Kaysersberg hindurch, trifft westlich von Kolmar die Grenze des deutschen Reiches, folgt dieser bis Lützel, das noch deutsch ist, geht östlich zur Birs, die zwischen Soghière und Liesberg überschritten wird, von da entlang der Solothurner Kantonsgrenze und westlich vorbei am Bieler See, entlang dem Zielkanal, dem Nordostufer des Neufchateller Sees, der Broye, an den

[1] Dass das L. wie das Gotische Brechung vor *r* und *h* gehabt habe (Bruckner S. 81), ist doch sehr zweifelhaft. Z. B. für *troctingus* sei auf ahd. *drohtin* verwiesen, sowie auf Druct*a*charius bei Kraus, die altchristl. Inschriften der Rheinlande No. 44.

Murtener See, durch den See hindurch, dessen südöstliches Ufer zwischen Faoug und Greng getroffen wird, über Barberèche nach Freiburg, dessen Oberstadt französisch, während die Unterstadt deutsch ist, über die Berra nach dem deutschen Saanen, geht der Grenze nach erst zwischen den Kantonen Bern und Waadt, dann zwischen Bern und Wallis, trifft die Rhone bei Siders, das teils deutsch, teils französisch spricht, geht am Matterhorn nördlich vorbei, umzieht Monte Rosa und St. Gotthard, begleitet die Nordgrenze Graubündens bis zur Höhe von Tamins, das deutsch bleibt — eine deutsche Insel, die nur durch einen ganz schwachen romanischen Meeresarm abgetrennt ist, bildet der Oberlauf des Hinterrheins, der Averser Rhein, der Walser Rhein, das Rabiusathal —, geht auf Schmitten, trifft den Inn bei Martinsbruck, zieht sich um den Ortler herum, von da nach Osten zur Etsch, an dieser hinunter bis Salurn, dann wieder nord-nordöstlich nach den (deutschen) Orten St. Peter und Onach, zuletzt östlich in der Richtung gegen Villach.

Die von uns derart gezeichnete Grenze zeigt besonders im Westen mehrfache Rückgänge des Deutschen gegenüber dem Stand früherer Jahrhunderte. Im Norden reichte das deutsche Sprachgebiet im 17. Jahrh. noch über Boulogne hinaus: im Beginn des 18. Jahrhs. lag die Sprachgrenze vor den Thoren von Calais; in Lille, Tournay, Douai, Cambrai, Valenciennes wurde noch im 18. Jahrh. von einem Teil der Bevölkerung flämisch gesprochen. In Elsass-Lothringen hatte sich eine feste Grenze zwischen deutsch und französisch etwa im 10. Jahrh. ausgebildet. Bis dahin hatten innerhalb des deutschen Gebietes sich noch beträchtliche Reste der kelto-romanischen Bevölkerung gehalten, namentlich im Gebiete der unteren Mosel, auf Eifel und Hundsrück, sowie in der Ortenau. Diese Grenze des 10. Jahrh. fällt im grossen und ganzen mit der heutigen zusammen; Metz ist niemals deutsch gewesen. In der Zeit vom Beginn des 13. Jahrh. bis etwa zur Mitte des 16. Jahrh. hat ein allgemeines, aber doch nicht sehr weitgehendes Vorwärtsschieben deutscher Bevölkerungselemente stattgefunden; von da an macht sich eine französische Gegenbewegung geltend; mit dem Kriege von 1871 ist der Rückgang des deutschen Elements zum Stillstand gekommen.

Im Schweizer Jura ist das Französische namentlich seit der französischen Revolution im Vordringen gewesen; in unseren Tagen beginnt das Deutsche sein Gebiet wieder auszudehnen. Im Rhonethal ging im 17. Jahrh. das Deutsche noch hinab bis Sitten. Ob durch die Besiedelung des Oberwallis, die wohl vom Haslithal im Berner Oberland ausging und etwa im Beginn der mittelhochdeutschen Zeit erfolgt sein mag, romanische Elemente zurückgedrängt worden sind, darüber lässt sich keine Entscheidung gewinnen.

Südlich des Monte Rosa ist das Deutsche im Rückschritt begriffen; dagegen scheint es in Graubünden nach Süden hin an Boden zu gewinnen. Die Ostschweiz ist auch die Gegend, wo in früheren Zeiten das Romanische die grösste Einbusse erlitten hat: romanische Ortsnamen erstrecken sich bis ins Glarner Land hinein; die Gegenden von Elm, vom Kerenzer Berg südlich vom Wallensee fordern noch jetzt durch den eigentümlichen Typus der Bewohner die Aufmerksamkeit der Ethnologen heraus. Auch in Vorarlberg ist erst seit dem 10. Jahrh. das Romanische verdrängt worden. Im Salzburgischen erscheinen im 8. Jahrh. noch zahlreiche von Romanen bebaute Höfe. Und vereinzelt begegnen Wälsche in Regensburg noch im 9., um Ebersberg im 11., in der Salzburger Gegend noch im 12. und 13. Jahrh. In Südtirol reichte noch im 14. Jahrh.

das Deutsche bedeutend weiter nach Süden. Zwei kleine, in mittelhochdeutscher Zeit entstandene Sprachinseln griffen nach Oberitalien hinein, die Sette comuni östlich vom Nordende des Gardasees und die Tredeci comuni zwischen dem Gardasee und Vicenza. Hier ist das Deutsche jetzt nur noch in spärlichen Resten vorhanden, und auch in Südtirol ist bis 1866 das Romanische unablässig vorgerückt. Seit 1866 jedoch, seit der Abtretung Venetiens und der Lombardei an Italien sind wirksame Versuche gemacht worden, hier der Verwelschung Einhalt zu thun.

Vgl. Kluge, *Grundriss der roman. Philol.* I, 383; Gröber, ebda. 419; Suchier, ebda. 563. — D. Behrens, *Bibliographie des Patois Gallo-Romans*[2]. Berlin 1893. S. 194.

K. Brämer, *Nationalität und Sprache im Königreich Belgien.* Stuttgart 1887. — O. Döring, *Beiträge zur ältesten Geschichte des Bisthums* Metz. Innsbruck 1886. S. 103. — C. This, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen*; ders., *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass.* Strassburg 1887 und 1889. — Schulte, *Über Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau.* Zs. f. Geschichte des Oberrheins Bd. XLIII. — H. Witte, *Zur Geschichte des Deutschthums in Lothringen.* Strassburger Diss. 1890 (= Jahrb. der Gesellschaft für lothring. Gesch. u. Altertumskunde 1890). — ders., *Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung. Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes.* Strassburg 1891. — ders., *Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis zum Ausgang des 16. Jahrhs.* Stuttgart 1894. — ders., *Das deutsche Sprachgebiet Lothringens im Mittelalter.* Allgemeine Zeitung 1894. Beil. No. 243. — L., *Die deutsch-französische Sprachgrenze.* Beilage zur Allgem. Zeitung 1891. No. 240. — *Die Sprachgrenze in Lothringen.* Grenzboten 1891, 3. 354. — W. Streitberg. *Zur Geschichte des Deutschthums in der Westschweiz.* Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893. 71 u. 72. — J. Meier, *Die deutsche Sprachgrenze in Lothringen im 15. Jahrh.* PBB. XVIII. 401. — Ad. Schiber, *Die fränkischen und alemanischen Siedelungen in Gallien, bes. in Elsass-Lothringen.* Strassburg 1894.

L. Neumann. *Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen.* (Vorträge von Frommel und Pfaff. Bd. X). — J. Zimmerli, *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Schweizerischen Jura.* Göttinger Diss. 1891; ders., *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz.* II. Teil. Basel und Genf 1895. — J. Zemmrich. *Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der französischen Schweiz.* Stuttgart 1894.

§ 5. Die deutsch-slovenische Grenze zieht sich von Raibl — südwestlich von Villach — ziemlich genau nach Osten, trifft die Drau bei Radkersburg und geht dann nach Nordosten zur Raab, die bei St. Gotthard erreicht wird. Im slovenischen Gebiet ist eine ziemliche Anzahl kleinerer deutscher Sprachinseln verstreut; eine grössere Enclave bildet südlich von Laibach das Städtchen Gotschee samt Umgegend, ein Gebiet von 16 Quadratmeilen mit über 200 kleineren Ortschaften, von dem deutsche Ansiedler im 14. Jahrh. Besitz ergriffen haben. Das slavische Gebiet war im Beginn unseres Zeitraums erheblich weiter nördlich gegangen in Kärnten und Steiermark als heutzutage; seit dem 8. Jahrh. wurden die Slaven von den Baiern zurückgedrängt. (Riezler, *Geschichte Baierns*, Gotha 1878, I, 154). Im 16., 17. Jahrh. hat das slavische Element in jenen Gegenden entschieden an Kraft gewonnen.

Die Ostgrenze des deutschen Sprachgebietes ist ziemlich zerrissen; die Nachbarn haben sich dort mehrfach in einander hineingeschoben.

Von St. Gotthard an der Raab zieht sich die Grenzlinie zum Neusiedler See, dann nach Osten die Rabnitz hinab bis Leiden, von hier nach Pressburg, donauaufwärts bis zur Mündung der March, nördlich gegen Nikolsburg, in einem grossen Bogen an den Rändern Böhmens herum, etwa über Znaim, Jankau, Schüttenhofen, Waldmünchen, Pilsen, Saatz, Leitmeritz, Reichenberg, Sternberg, Neu-Titschen, von da ziemlich gerade nördlich nach Leobschütz, Brieg, Wartenberg, nordwestlich bis Birnbaum an der Warthe, endlich nordöstlich über Bromberg, Kulm, Deutsch-Eylau, Seeburg,

Angerburg, Przerosl, Janzburg an den Niemen, der schliesslich die Scheide übernimmt.

Eine Reihe von kleineren und grösseren Sprachinseln greift über das so abgegrenzte Gebiet noch hinaus. In ungarisches Land sind Deutsche in grösseren Kolonien eingesprengt in dem Donauwinkel zwischen Komorn und Pest; rechts und links der Donau oberhalb der Mündung der Drau; in dem Winkel, der westlich von der Theiss, nördlich von der Maros begrenzt wird; im Osten ferner sitzen die Siebenbürger Sachsen, in drei Hauptgruppen: südwestlich das eigentliche Sachsenland mit dem Hauptort Hermannstadt, nördlich das Nösnerland mit der Hauptstadt Bistritz, südöstlich das Burzenland mit dem Hauptort Kronstadt. Nordwestlich von Kaschau, in slovakischem Sprachgebiet wohnen die Deutschen der Zips mit dem Hauptort Leutschau. Im slowenischen Sprachgebiet im Südosten von Krain, im Norden der Kulpa liegt die Sprachinsel Gottschee. Grössere Einschlüsse im Czechischen Gebiet sind die Gegend um Iglau und das Schönhengstler Land mit Landskron, Trübau, Zwittau. Im Nordosten des Gebiets sind schliesslich die Deutschen in Kurland, Livland und Esthland zu nennen, nicht als eigentliche Sprachinsel; es ist die Schicht der Gebildeten durch die drei Provinzen hindurch, die deutsch spricht, etwa 200 000 Seelen, 10 % der Bevölkerung.

Nirgends hat das Deutsche während unseres Zeitraumes grössere Eroberungen gemacht als in den östlichen Gebieten. In den Zeiten der Karolinger wurde die Ostgrenze gebildet durch die Elbe von der Mündung der Bille bis hinauf nach Lenzen. Die Gegend östlich der unteren Elbe bis zur Trave und Schwentine haben die Deutschen wohl immer behauptet. Die Altmark war schon slavisch; weiterhin wurde die Grenze bezeichnet durch Saale, Böhmerwald, Enns. Auch noch in das westlich dieser Grenzlinie gelegene Gebiet hatten sich Slaven eingedrängt, so nach Thüringen, ins Fuldaische. Ferner hatten seit dem 8. Jahrh. slavische Ansiedler die Gegenden am oberen Main und an der Rednitz in Besitz genommen. Östlich jener Linie sassen Avaren und Slaven, mit denen sich die Deutschen in langen blutigen Feldzügen massen.

Im Ausgang des 8. jahrhs. unternahm Karl der Grosse seine Feldzüge gegen die Avaren: ihre Besiegung war eine so gründliche, dass um 822 der Name des Volkes in diesen Gegenden zum letzten Male erscheint. Seit jenen Siegen Karls nun ergossen sich bairische Ansiedler über das Land östlich der Enns, das fortan als Ostmark erscheint. Dieselbe geht bis zum Wiener Wald; die Nordgrenze scheint anfangs die Donau; in den Kämpfen mit den Mähren in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh:s wird sie über die Donau hinaus ausgedehnt. Sie geht durch den Einfall der Ungarn zeitweise verloren und kann erst nach der Schlacht auf dem Lechfelde (955) zurückgewonnen werden. Die Ostgrenze Leytha-March wurde erst durch den ungarischen Feldzug von 1043 gesichert. Die Kolonien in Siebenbürgen und in der Zips haben sich hauptsächlich im 12. und 13. Jahrh. ausgebildet.

Die Slaven am oberen Main und an der Rednitz bleiben längere Zeit von der Germanisierung unberührt, bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrh:s hinein; erst die Gründung des Bistums Bamberg im Anfang des 11. Jahrh:s war von entschiedenem Einfluss auf die Unterdrückung des Slaventums. Von Oberfranken drangen seit dem 11. Jahrh. deutsche Kolonisten dann auch im Egerland ein und machten den Anfang zur Gewinnung Böhmens. Im Erzgebirge mochten vielleicht einige Reste der durch die slavische Einwanderung verdrängten deutschen Bevölkerung zurückgeblieben sein; wichtig für die Kolonisation Böhmens sind dieselben jedenfalls nicht ge-

worden. Die Haupteinwanderung Deutscher nach Böhmen geschah im 13. Jahrh., besonders in der zweiten Hälfte desselben: die Premyslidenfürsten selber sind eifrig bemüht, Deutsche in ihre Lande zu ziehen. Im 14. Jahrh. hat Böhmen in seiner Literatur nahezu den Charakter eines deutschen Landes. Später hat das Deutsche in Böhmen wieder starke Einbussen erlitten.

Auch die Gebiete der Wenden, die Altmark, das Land östlich von Elbe und Saale hatte schon die Macht Karls des Grossen erfahren müssen, der die Wilzen mit Hülfe der Obotriten überwand. Weiterhin festigten dann Heinrich I. und Otto der Grosse die deutsche Herrschaft bis zur Oder, und es begann die Ansiedelung deutscher Kolonisten auf dem eroberten Gebiete. Aber nur im Süden, in Meissen und in der Lausitz, war sie von Dauer; im übrigen Gebiete wurde seit dem Ende des 10. Jahrh:s das Deutschtum durch heftige Aufstände der Wenden wieder in Frage gestellt; durch das ganze 11. Jahrh. waren dieselben fast unumschränkte Herren im eigenen Hause. Erst die Bestrebungen sächsischer Fürsten, Lothars, Albrechts des Bären und besonders Heinrichs des Löwen verschafften den Deutschen endgültig den Sieg und führten eine umfassende Kolonisierung des Landes herbei. In Schlesien fand die Haupteinwanderung der Deutschen im Ausgang des 12. und im 13. Jahrh. statt, begünstigt durch die einheimischen polnischen Fürsten. Im Anfang des 13. Jahrh. fasste das Deutschtum in Livland festen Fuss; das Land der Preussen wird im Laufe des 13. Jahrh:s von dem deutschen Orden erobert.

Die Besiedelung erfolgte zum Teil durch Niederdeutsche und Niederländer, zum Teil durch Mitteldeutsche, Franken. In Schlesien lassen sich sogar drei Schichten unterscheiden. Zunächst eine ältere niederdeutsche, die sich im Wortschatz verrät. Sodann eine jüngere mitteldeutsch-fränkische; in der Gegend von Bielitz waren es wohl speziell mittelfränkische Ansiedler, die sich niedergelassen haben (*dot* = dass, *det* = diess). Dazu müssen dann aber auch bairische Bestandteile gekommen sein; nur von solchen wohl kann das -el- Suffix der Diminutiva herrühren (*Bissel*, *Jungl*, *Liedl* etc.), die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob nicht der sie anwendende südlichere Teil von Schlesien geradezu noch zum Oberdeutschen zu rechnen ist.

Die Germanisierung dieser östlichen Provinzen ist im ganzen eine sehr gründliche gewesen. Die von Virchow veranlassten Aufnahmen haben gezeigt, dass der helle germanische Typus heute in jenen Kolonien gerade so entschieden die Oberhand hat, wie in den alten germanischen Stammlanden.

Trotzdem findet sich noch jetzt im Herzen deutschen Landes wendisch redende Bevölkerung: die Bewohner des Spreegebiets in Ober- und Niederlausitz, von Rodewitz — südlich von Bautzen — abwärts bis Schönhöhe — nördlich von Pritz; allerdings auch hier ist das Wendische jetzt dem Aussterben nahe.

In Hannover hatte sich an der unteren Elbe, um die Städte Lüchow, Dannenberg, Bergen herum das Wendische bis ins vorige Jahrhundert erhalten.

Vgl. Mich. Haas, *Geschichte des Slavenlandes an der Aisch und dem Ebrach-Flüsschen.* Bamberg 1819. — Reinh. Schottin, *Die Slaven in Thüringen.* Bautzen 1884. Progr. — G. Wendt, *Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe.* Liegnitz 1884. — O. Kaemmel, *Die Germanisierung des deutschen Nordostens,* Zeitschrift für allgem. Geschichte 1887. — Weber, *Die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen,* Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. II. — Giesebrecht, *Wendische Geschichten.* Berlin 1843. — Brückner, *Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen.* Leipzig 1879. — Grünhagen, *Geschichte Schlesiens.* Gotha 1884—86. — Weinhold, *Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien.* Stuttgart 1887. —

Ewald, *Die Eroberung Preussens durch die Deutschen.* Halle 1872—86. — Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte XVI. 92. — Th. Pyl, *Beiträge zur Geschichte der Stadt Greifswald.* Dritte Fortsetzung. Die Niederrheinische und Westphälische Einwanderung in Rügisch-Pommern, sowie die Anlage und Benennung der Stadt Greifswald und seiner ältesten Strasse, des Koremundeshagen, von dem niederrheinischen Orte Grypswald und von Ansiedlern aus Roermonde. Greifswald 1892. — F. Bangert, *Die Sachsengrenze im Gebiete der Trave.* Oldesloe 1893. (Progr.). — R. Böckh, *Die Verschiebung der Sprachverhältnisse in Posen und Westpreussen.* Preussische Jahrbücher, Bd. LXXVII. 424. (Statistische Mitteilungen; nichts über die Grenzen). — Erhaltene Reste des Germanischen in wendischer Zeit? Vgl. C. Platner, *Über Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slavischen Herrschaft in den östlich der Elbe und Saale gelegenen Ländern.* Forschungen zur deutschen Gesch. XVII, 409. XVIII, 629. — Georg Wendt, *Die Nationalität der Bevölkerung der deutschen Ostmarken vor dem Beginne der Germanisierung.* Göttinger Diss. 1878. — W. Schwartz, Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1890, 128.

Riezler, *Geschichte Baierns.* Gotha 1878. — G. Strakosch-Grassmann, *Geschichte der Deutschen in Oesterreich-Ungarn.* Bd. I. Wien 1895. — M. Gehre, *Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich.* Grossenhain 1886. — J. Bendel, *Die Deutschen in Böhmen, Mähren u. Schlesien.* Wien u. Teschen 1884. — Ludw. Schlesinger, *Die Nationalitätsverhältnisse Böhmens.* Stuttgart 1886. — Hauffen, *Die vier deutschen Volksstämme in Böhmen,* Zeitschr. d. V. f. G. d. Deutschen in Böhmen. XXXIV. — Fr. von Krones, *Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer insbesondere Steiermarks, Kärntens und Krains.* Stuttgart 1889. — Zahn, *Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter.* Wien 1884. — H. J. Biedermann, *Neuere slavische Siedelungen auf süddeutschem Boden.* Stuttgart 1888 (in Istrien, Görz-Gradiska, Krain, Steiermark, Niederösterreich). — H. J. Bidermann, *Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung.* Stuttgart 1886.

K. Reissenberger, *Die Forschungen über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes.* Hermannstadt 1877. — J. Meier, *Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen.* PBB. XX, 335. — S. noch § 15. — F. Krones, *Zur Geschichte des deutschen Volksthums im Karpathenlande.* Graz 1878.

S. Günther, *Die deutschen Sprachreste in Südtirol und an der Nordgrenze Italiens.* Münchener Neueste Nachrichten 1891, Nr. 566. — Halbfass, *Zwei verschollene deutsche Sprachinseln in Piemont.* Beil. der Leipziger Zeitung 1893, No. 21.

§ 6. Im Norden zieht sich die deutsche Grenze von Kupfermühle an der Flensburger Föhrde etwa nach Wallsbüll, Schafflund, Büllsbüll, Klixbüll am Gotteskooger See vorbei und erreicht südlich von Hoyer die Nordsee. Das Deutsche ist hier gegenüber dem Dänischen in beständigem Fortschreiten, wie es seit Karl dem Grossen an Gebiet gewonnen hat, unter dem die Eider die deutsche Nordgrenze bildete. In den Gebieten der Nordsee berührt und berührte sich das Deutsche mit dem Friesischen; das Friesische hat hier erhebliche Einbusse erlitten.

Vgl. Adler, *Die Volkssprache in dem Herzogthum Schleswig seit 1864.* Zs. der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, XXI, 1. — R. Hansen, *Die Sprachgrenzen in Schleswig.* Globus, Bd. LXI, 376. — Otto Bremer, Föhringer plattdeutsch Jahrb. d. V. f. nd. Sprachf. XII. 123; derselbe, *Zeugnisse für die frühere Verbreitung der nordfriesischen Sprache.* — ders., *Pelwormer Nordfriesisch.* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. XV, 94. — P. Kollmann, *Der Umfang des friesischen Sprachgebietes im Grossherzogtum Oldenburg.* Zs. des Vereins für Volkskunde, I. 377.

Zum ganzen Abschnitt vgl. Bernhardi, *Sprachkarte von Deutschland.* Kassel 1844; 2. Aufl. von Stricker, 1849. — Andree und Peschel, *Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reiches.* Bielefeld 1877—77. Karte X. — Nabert, *Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt.* Stuttgart 1893. — Aug. Meitzen, *Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen.* Berlin 1895.

III. UMFANG DES GEBRAUCHS DES DEUTSCHEN IM INNERN DES GEBIETES.

§ 7. Im Anfang unserer Periode fehlt es durchaus an zusammenhängenden deutschen Aufzeichnungen: die Sprache der Akten und Ur-

kunden, der Rechtsbücher, der Geschichtsschreibung, der Wissenschaft überhaupt, der Poesie ist die lateinische. Einzelne deutsche Wörter begegnen auch in diesen lateinischen Quellen; zumal wichtig sind die zahlreichen deutschen Eigennamen, welche besonders die Zeugenlisten der Urkunden enhalten. Solche besitzen wir auf westfränkischem Gebiete seit dem 7. Jahrh., in Weissenburg und Murbach seit 700, in St. Gallen seit dem Ausgang des 8. Jahrhs., in den übrigen deutschen Stammlanden seit dem 9. Jahrh. Vereinzelte Bruchstücke deutscher Rede liegen weiter in den sogenannten Glossen vor, zu Lehrzwecken angefertigten Übersetzungen lateinischer Wörter; dieselben erscheinen entweder zwischen den Zeilen der lateinischen Texte, als Interlinearglossen, oder in Wörterbüchern nach sachlicher oder alphabetischer Anordnung vereinigt. Zusammenhängende Texte treten bis zum Anfang des 12. Jahrhs. nur spärlich auf. Wir besitzen zwei grössere Dichtungen aus dem 9. Jahrh.: den altsächsischen Heliand und Otfrieds von Weissenburg Evangelien-Harmonie; das ausgehende 11. Jahrh. bringt die eine und die andere umfangreichere geistliche Dichtung. Was an kleineren poetischen Denkmälern aus dem 9., 10. und 11 Jahrh. erhalten, füllt kaum einen mässigen Band. Mit dem Ende des 8. Jahrhs. beginnt die Übersetzung von liturgischen und katechetischen Denkmälern; das 9. Jahrh. bringt grössere Übersetzungen: einer theologischen Schrift Isidors, der Tatianischen Evangelienharmonie, von Teilen der Bibel. Um 1000 entstehen die Übersetzungen und Kommentare Notkers, in einer Sprache, die reichlich mit Latein untermischt ist; das gleiche gilt von Willerams Paraphrase des hohen Liedes, die der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. entstammt. Ganz vereinzelt stehen da die niederdeutschen Heberollen der Stifter Essen und Freckenhorst und eine deutsche Schenkungsurkunde, welche zu Augsburg zwischen 1063 und 1077 ausgestellt worden ist.

Diese Denkmäler verteilen sich sehr ungleich auf die deutschen Gaue; sie entstammen Baiern und Österreich, der östlichen Schweiz, dem Elsass, Mainz und Fulda. Nördlichere Gebiete sind fast nur durch den Heliand und die alts. Genesis vertreten.

Im 12. Jahrh. beginnt eine reiche Entwicklung der deutschen Dichtung, die gegen Ende des Jahrhunderts in der klassischen Periode der altdeutschen Poesie gipfelt. Noch immer ist Süddeutschland die Hauptstätte der deutschen Literatur, wenn gleich die Männer, die am Eingang der mhd. Blütezeit stehen, Heinrich von Veldeke und Eilhart von Oberge, niederdeutschem Boden entstammen. Erst das spätere 13. und besonders das 14. Jahrh. bringt eine stärkere Beteiligung mitteldeutscher Gegenden. Im 13. Jahrh. werden auch historische Werke in deutscher Sprache abgefasst, wenn gleich grösstenteils in poetischer Form.

Die Prosa ist im 12. Jahrh. hauptsächlich durch die Predigtliteratur vertreten, die im 13 und 14. Jahrh. zumal durch die Thätigkeit der Mystiker einen bedeutenden Umfang annimmt. In der 1. Hälfte des 13. Jahrh. begegnet uns dann das erste deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel (um 1230), dem sich etwas später der Schwabenspiegel anschliesst (um 1260). Ungefähr aus derselben Zeit wie der Sachsenspiegel stammt das erste Geschichtswerk in deutscher und zwar in niederdeutscher Prosa, die Weltchronik des Eike von Repkow.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts treten uns die Anfänge der deutschen Urkundensprache entgegen. Das Eindringen des Deutschen ist nach verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes. Am frühesten macht sich das Deutsche im Südwesten des Sprachgebietes geltend. Vereinzelt ist die Urkunde von etwa 1238, ein Schiedsspruch zwischen Albrecht IV. und

Rudolf III. von Habsburg, eine Urkunde Konrads IV. von 1240, eine niederösterreichische Urkunde von 1248 (Blätter für niederösterreichische Landeskunde XVIII. 428), sowie eine Berner Urkunde von 1251. In Freiburg i. B. beginnt die Reihe der deutschen Urkunden mit dem Jahre 1259; in Strassburg sind sie in den 60er Jahren schon häufig; in der Schweiz und im Ulmischen ist ihre Zahl in den 70er Jahren nicht unbeträchtlich (vgl. Behaghel, zur Frage nach einer mittelhochdeutschen Schriftsprache S. 49 ff.). Im Augsburger Urkundenbuch sind zwei deutsche Urkunden vom Jahre 1273 und 1277 enthalten; in den 80er Jahren sind solche häufig; im Urkundenbuch des Landes ob der Enns eine deutsche von 1276, zahlreiche aus den 80er Jahren. In den Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer je eine deutsche (Königs-) Urkunde von 1284 und 1297; eine sonstige von 1293; wenige aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. (von 1302, 1303, 1304, 1305); zahlreiche aus dem 2. Jahrzehnt. Im Urkundenbuch der Stadt Worms je 5 deutsche Urkunden aus dem vorletzten und letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, sechs aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs., häufig erst in den 30er Jahren. Im Nassauischen Urkundenbuch je eine Königsurkunde aus dem Jahre 1375, zwei derselben von 1286, eine sonstige von 1295, je eine von 1303, 1304, 1306, 1310; häufiger erst mit dem Ausgang der 20er Jahre.[1] Im Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins zwei deutsche von 1257, deren acht aus den 60er Jahren, keine aus den 70er Jahren, je eine von 1280, 1283, 1298; häufiger werden sie im ersten und zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. Im Westfälischen Urkundenbuch (das nur bis 1300 geht) keine deutsche. Im Dortmunder Urkundenbuch eine von 1300, zwei von 1319, fünf aus den 20er Jahren, je eine von 1335, 1339, 1342. Im Urkundenbuch der Stadt Halberstadt je eine deutsche von 1310 und 1315, acht aus dem dritten, vier aus dem vierten Jahrzehnt; grössere Häufigkeit erst in den 40er Jahren. Im Codex diplom. Anhaltinus zwei deutsche von 1294, je eine von 1305, 1308; von 1309 an eine grössere Zahl. Im Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg eine deutsche von 1296, deren sieben aus dem ersten, zahlreiche aus dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. Im Bremischen Urkundenbuch (das bis 1350 reicht) je eine deutsche aus den Jahren 1310, 1344, 1345, 1349, mehrere von 1350. Im Lübecker Urkundenbuch eine deutsche (niederländische) von 1303, je eine von 1319, 1323, 1324, 1326, 1328, zahlreichere aus dem vierten Jahrzehnt. Im Mecklenburgischen Urkundenbuch eine deutsche von 1284, zwei von 1292, je eine von 1295 und 1296; im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. schon eine grössere Anzahl. Im Urkundenbuch der Stadt Leipzig eine deutsche von 1291, eine von 1335, eine von 1341; von der Mitte des Jahrhunderts an werden sie etwas häufiger. Im Urkundenbuch des Hochstifts Meissen eine deutsche von 1305, vier von 1312, je eine von 1316 und 1318, zwei von 1319, je eine von 1333, 1349, 1350, 1352. Im Urkundenbuch der Stadt Liegnitz je eine deutsche von 1312, 1326, 1328, zwei von 1329, eine von 1333, zwei von 1335, eine von 1347. In den Urkunden von Kamenz (cod. diplom. Siles. X) eine deutsche von 1346, zwei von 1358, je eine von 1361 und 1365, 1374, 1378, 1379 u. s. w. vereinzelt durch die folgenden Jahrzehnte des Jahrhs. hindurch. In den Urkunden des Klosters Czarnowanz (Bezirk Oppeln) die erste deutsche von 1390, von da vereinzelte bis 1430, von da an überwiegend deutsche. Es ist also Mitteldeutschland und Norddeutschland

[1] Interessant ist eine Urkunde von 1300 (Th. 3, S. 24), wo der eigentliche Vertrag lateinisch, die Ortsbeschreibung deutsch abgefasst ist.

um mehrere Jahrzehnte gegenüber den Gebieten des Oberrheins und der Donau im Rükstand; besonders spät dringt — von Mecklenburg abgesehen — das Deutsche auf ursprünglich wendischem Boden ein.

Darf man für die Sprache der Königsurkunden aus den Sammlungen von Böhmer (Acta imperii selecta) und Winkelmann (Acta imperii) Schlüsse ziehen, so ist vor Friedrich III. das Deutsche nur sehr spärlich verwendet worden; bei Böhmer je eine deutsche Urkunde von 1288 und 1309, bei Winkelmann je eine von 1287, 1288, 1289, 1301; eine etwas grössere Zahl unter Friedrich III.; häufig sind sie unter Ludwig dem Baier (vgl. Pfeiffer, Germ. IX, 159).

Dass die deutsche Urkundensprache in verschiedenen Gegenden zu so verschiedenen Zeiten auftritt, hat seinen Grund wahrscheinlich darin, dass die verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes Verhältnis zur mittelhochdeutschen Schriftsprache haben. Diese ist auf oberdeutschem Boden entstanden; sie ist daher für die Mittel- und Niederdeutschen etwas Fremdes, das erst erlernt werden muss. So kam es, dass man sich hier schwerer entschloss, das lange vertraute Lateinisch aufzugeben, als im Süden.

Vgl. Max Vancsa, *Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden*, Leipzig 1895. (Preisschriften der Jablonowski'schen Gesellschaft). — Behaghel, *Schriftsprache und Mundart*. Giessen 1896, S. 6.

Gegen Ende des 14. Jahrhs. gewinnt die historische Erzählung in deutscher Sprache breiteren Raum. Im 15. Jahrh. erblüht die belletristische deutsche Prosa. Deutsche Andachts- und Erbauungsbücher, sowie Übersetzungen der Bibel und ihrer Teile erfahren Verbreitung, teilweise schon im 14., mehr noch im 15. Jahrh. Einen ganz ausserordentlichen Aufschwung nimmt das Deutsche als Büchersprache im 16. Jahrh. durch die Schriften, die im Dienste der Reformation stehen; auch die Kirchensprache ist durch den Protestantismus deutsch geworden. Anderseits hat gerade im 16. Jahrh. das Deutsche wieder wesentliche Einbusse erlitten und zwar durch den Einfluss des Humanismus: soweit sie nicht unmittelbar volkstümlicher Natur ist, bewegt sich die literarische Thätigkeit fast ausschliesslich im Gewande der lateinischen Sprache.

1570 bilden die lateinisch abgefassten 70 % der in Deutschland gedruckten Bücher. Von da an aber erobert das Deutsche wieder langsam das Gebiet; seine Zunahme wird rascher in den 70 Jahren des 17. Jahrhs.; im Jahre 1681 sind die deutschen Bücher zum ersten Mal in der Überzahl, im Jahre 1691 die lateinischen zum letzten Mal. Um 1730 bilden die lateinischen Schriften nur noch 30 % der Erscheinungen des Büchermarktes; gegen Ende des 18. Jahrhs. ist die lateinische Sprache so gut wie ausgestorben. Bei dieser Verdrängung des Lateinischen sind die verschiedenen Gruppen der Literatur in sehr ungleicher Weise beteiligt. In der protestantischen Theologie hat die deutsche Sprache wohl immer das Übergewicht behauptet, soweit es sich nicht nur um gelehrte Werke handelt; in der Poesie überwiegt bis 1680 das Lateinische sehr stark, um dann ungemein rasch zurückzutreten; in Geschichtswerken hat die deutsche Sprache schon gegen Ende des 17. Jahrhs. das Übergewicht; im Anfang des 18. Jahrhs. tritt das gleiche Verhältnis bei den philosophischen Wissenschaften und der Medizin ein; es war vor allen Christian Wolff, durch dessen Einfluss die Sprache der Philosophie deutsch geworden. Am längsten leistet die Jurisprudenz Widerstand, bei der erst 1752 das Deutsche die grössere Anzahl von Werken aufzuweisen hat (vgl. Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Leipzig 1885, S. 785). Im Winter 1687 auf 1688 hatte Christian Thomasius an der Universität Leipzig die erste

deutsche Vorlesung gehalten, und sein Ansehen hat an der Universität Halle das Lateinische als Kathedersprache verdrängt.

Vgl. R. Hodermann, *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrh.* Jenenser Diss. 1891; ders., *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache. Christian Thomasius. Seine Vorgänger und Nachfolger.* Wissenschaftliche Beihefte zur Zs. des allgem. deutschen Sprachvereins H. VIII. 1895.

Besonders im 18. Jahrh. wird noch von einer andern Seite dem Deutschen das Gebiet streitig gemacht; an den Höfen und in den vornehmen Familien wird es guter Ton, französisch zu sprechen, und auch in der Literatur gewinnt das Französische Eingang: in der Zeit von 1750 bis 80 gehören demselben etwa 10 % der literarischen Erzeugnisse Deutschlands an (Paulsen a. a. O.).

IV. DIE GLIEDERUNG DER DEUTSCHEN SPRACHE.

A. DIE PERIODEN DERSELBEN.

§ 8. Man gliedert die Geschichte der deutschen Sprache in drei Abschnitte, die alte, mittlere und neue Zeit, und spricht demgemäss von altniederdeutsch, mittelniederdeutsch, neuniederdeutsch — althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch. Als Grenze zwischen der alten und der mittleren Periode pflegt man die Zeit um 1100 zu betrachten und sieht das Eigentümliche der mittleren Periode darin, dass in ihr die vollen Endungsvokale der älteren Zeit durch das einförmige *e* vertreten seien. Nun sind aber die langen Vokale der älteren Zeit im Alemannischen bis in das 14. Jahrh. hinein und teilweise noch heute nicht durchaus zu *e* geworden; also muss jene Unterscheidung auf die kurzen Vokale beschränkt werden. Bei diesen hat die Schwächung vor 1100 stattgefunden; sie ist bei verschiedenen Vokalen zu verschiedenen Zeiten eingetreten, und der Süden hat sie später vollzogen als der Norden, soweit über diesen die Thatsachen überhaupt festgestellt sind. Als Scheide zwischen der älteren und der neueren Periode wird gewöhnlich das Auftreten Luthers betrachtet, das für die Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache entscheidend gewesen ist. Als formale Kriterien der neueren Periode betrachtet man hauptsächlich Erscheinungen auf dem Gebiete des Vokalismus. Die langen Vokale des Mhd. — *î, û, iu* (sprich *ü*) — sind im Nhd. zu Diphthongen geworden, zu *ei, au, eu*; die mhd. Diphthonge *ie, uo, üe* haben sich zu den einfachen Längen *i, u, ü* gewandelt; eine Menge alter kurzer Vokale ist im Nhd. gedehnt worden. Freilich reichen diese Erscheinungen schon in erheblich frühere Zeit zurück; man hat daher vorgeschlagen, die Zeit um 1250—1650 als eine Übergangszeit zwischen Mhd. und Nhd. zu betrachten und das Nhd. erst mit der Mitte des 17. Jahrhs. zu beginnen. Dann würde die wichtigste Eigentümlichkeit des Nhd. darin bestehen, dass der mhd. Wechsel zwischen Sg. und Plur. des starken Verbs ausgeglichen worden.

Die herkömmliche Charakteristik der verschiedenen Perioden unterliegt aber einem wesentlichen Bedenken. Die Kennzeichen des Nhd. sind im wesentlichen nur solche der Schriftsprache und werden von einem verhältnismässig kleinen Teil der Mundarten geteilt. Aber es giebt überhaupt weder auf lautlichem Gebiet noch in der Art, wie die einzelnen Formen gebildet werden, durchgreifende Verschiedenheiten zwischen der Gesamtheit der Mundarten in der neueren Periode und dem Sprachstand in den älteren Perioden; wohl aber finden sich solche auf dem Gebiete der Syntax. Erstens haben die neueren Mundarten bis auf isolierte Reste den Genitiv

eingebüsst, zweitens ist die altdeutsche Zeitfolge der Auflösung verfallen, indem — um es in den gröbsten Umrissen zu bezeichnen —, die mittel- und norddeutschen und die südöstlichen Mundarten überall das Präteritum, die übrigen das Präsens anwenden. Das zweite Kennzeichen kommt auch der Schriftsprache zu; dagegen hat sie, bei ihrem stark archaischen Charakter, den Genitiv beibehalten. Der Verlust des Genitivs ist auch insofern kein unbedingt durchgreifendes Kennzeichen, als, wenn die Nachrichten zuverlässig sind, die Mundart von Alagna (südlich vom Monte Rosa) noch heute den lebendigen Genitiv bewahrt hat.

In noch höherem Grade ist die Kennzeichnung der älteren und mittleren Periode eine solche zweiten Rangs, denn die südlichsten alemannischen Dialekte und das Cimbrische haben auch kurze auslautende Vokale bis ins Mhd. und sogar bis ins Neudeutsche gewahrt

Jene syntaktischen Kennzeichen sind freilich nicht bequem zu handhaben. Bei dem eben schon betonten stark archaischen Charakter der Schriftsprache und bei der Unzuverlässigkeit der ältesten Mundartenproben entziehen sich die syntaktischen Vorgänge sehr leicht der Beobachtung. Immerhin wird man annehmen dürfen, dass jene beiden Erscheinungen etwa in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückgehen.

B. DIE MUNDARTEN DER DEUTSCHEN SPRACHE.

§ 9. Die Zerlegung in räumliche Abschnitte begegnet ähnlichen Bedenken wie diejenige in zeitliche. Auch hier sind die Übergänge vielfach ganz allmähliche; es kann oft zweifelhaft sein, welches Kriterium für die Sonderung zu benützen sei. Je nach der Auswahl würde die Scheidelinie hierhin oder dorthin verlegt werden; denn oft genug haben verschiedene sprachliche Erscheinungen einen Teil ihres Verbreitungsbezirkes gemeinsam, einen andern nicht. Trotzdem ist aus praktischen Gründen eine Einteilung kaum zu entbehren.

§ 10. Die wichtigste Scheidung innerhalb des deutschen Sprachgebiets ist die Gliederung in niederdeutsche Mundarten im Norden und hochdeutsche Mundarten im Süden, hervorgerufen durch die sogenannte zweite Lautverschiebung. Und zwar liegt das entscheidende Merkmal auf dem Gebiete der Laute, die im Germanischen als Tenues erscheinen. Hochdeutsch sind die Mundarten, welche anlautend *t* und inl. *tt* zur Affricata *z*, inlautend *t* zur Spirans *z*, *p* und *k* im Inlaut nach Vokalen zu den Spiranten *f* und *ch* verschieben; als niederdeutsch bezeichnet man die Mundarten, welche diese Verschiebung unterlassen. Die Grenzlinien zwischen den unverschobenen und den verschobenen Lauten fallen für alle diese Organe fast völlig zusammen; nur erstreckt sich bei den Dentalen der verschobene Laut am Rheine etwas weiter nach Norden als bei den Labialen und Gutturalen. Die Grenze zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch bezeichnet eine ungefähr von West nach Ost gerichtete Linie, die von Wenker den Namen Benrather Linie erhalten hat. Sie beginnt an der französischen Grenze südlich von Limburg, geht um Eupen herum, das niederdeutsch bleibt, wendet sich nach Norden, zieht westlich vorbei an Aachen, lässt Geilenkirchen, Erkelenz, Odenkirchen links liegen, trifft für Labiale und Gutturale den Rhein unterhalb Benrath, während die Scheide zwischen verschobener und unverschobener Dentalis nördlich von Düsseldorf vorbeizieht, — in Kaiserswörth herrscht Schwanken zwischen verschobener und unverschobener Dentalis. Nunmehr schlägt die Linie südöstliche Richtung ein, geht zwischen Leichlingen und Solingen, Bur-

scheid und Remscheid hindurch, südwestlich an Wipperfürth und Gummersbach vorbei, lässt Waldbröhl südlich liegen, wendet sich von da nach Osten, geht zwischen Olpe und Freudenberg hindurch, nördlich an Berleburg, Waldeck, Naumburg, Cassel, Heiligenstadt, Sachsa, Harzgerode vorbei nach der Elbe, die oberhalb von Magdeburg erreicht wird und von da an hinauf bis nach Griebau die Scheide bildet. Die Grenze geht dann im Norden von Wittenberg vorbei, südlich an Luckau vorüber, trifft die Spree bei Lübben, die Oder bei Fürstenberg und erreicht nahezu die Warthe in der Gegend von Birnbaum. Von da an berühren sich nicht mehr Niederdeutsch und Hochdeutsch, sondern Niederdeutsch und Slavisch. Die in Posen eingesprengten Deutschen sind hochdeutsch.

Auf einzelnen Punkten begegnen wir hochdeutschen Inseln innerhalb des niederdeutschen Sprachgebiets. Eine derselben liegt im Oberharz; ihre Hauptorte sind Andreasberg, Klausthal; die Bewohner sind des Bergbaus wegen zugewandert, der Hauptsache nach wahrscheinlich im 16. Jahrh., vielleicht aus dem Erzgebirge. Die zweite liegt in Ostpreussen in der Umgegend von Guttstadt, Heilsberg und Wormditt. Südlich von Cleve besteht eine kleine hochdeutsche Kolonie, die Orte Louisendorf, Neulouisendorf und Pfalzdorf, die im Anfang unseres Jahrhunderts von Landleuten aus der baierischen Pfalz gegründet wurden.

Diese heutige Grenze des Niederdeutschen und Hochdeutschen deckt sich nicht völlig mit derjenigen in früheren Zeiten. In dem Gebiet zwischen Weser und Saale reichte das Niederdeutsche noch 1300 nicht unerheblich weiter nach Süden: Mansfeld, Eisleben, Merseburg, Halle, Bernburg, Köthen, Dessau waren ursprünglich niederdeutsch und sind teils im 14., teils im 15. Jahrh. erst hochdeutsch geworden. Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. redete in Halle das Volk niederdeutsch (vgl. Bech, Germ. XXVI, 351), während bei den Gebildeten das Hochdeutsche seinen Einzug gehalten. Auch östlich der Elbe hat das Niederdeutsche Rückschritte gemacht; so ist Wittenberg früher niederdeutsch gewesen.

Vgl. Bernhardi und Stricker, a. a. O. — Peschel und Andree, a. a. O. (s. S. 558), deren Angaben aber besonders in Bezug auf die Grenze im Westen fehlerhaft sind. — Wenker, *Das rheinische Platt.* Düsseldorf 1877. — Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen*, Beitr. I. — Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes*, Beitr. VII. — Günther, *Die Besiedelung des Oberharzes*, Zs. d. Harzvereins Bd. 17. — Haushalter, *Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe.* Halle 1886. — H. Meyer, *Die alte Sprachgrenze der Harzlande.* Göttinger Diss. 1892.

§ 11. Das niederdeutsche Sprachgebiet lässt sich zunächst in zwei Hauptunterabteilungen zerlegen. In den Gegenden des Rheins zeigt sich in den heutigen Mundarten eine deutliche Grenzlinie, die von Südosten nach Nordwesten zieht und durch einen Unterschied in der Verbalflexion bedingt ist. Die 1. und 3. Pers. Plur. Präs. Ind. hat südwestlich dieser Linie durchaus die Endung *en;* die nordöstlich angrenzenden Mundarten weisen *-et* auf. Die Linie beginnt an der niederdeutsch-hochdeutschen Grenze südwestlich von Olpe, lässt Olpe östlich liegen, geht hindurch zwischen Wipperfürt und Meinertshagen, Lüttringhausen und Rade v. Wald, Barmen und Schwelm, Langenberg und Hattingen, Werden und Steele, Mülheim und Essen, Wesel und Dorsten, Isselburg und Bocholt, um sich weiter rheinabwärts nach Norden zu wenden, über Doesborg auf Zütfen los und von dieser Stadt nach Westen zur Zuidersee. Was links dieser Linie liegt, ist fränkisches Gebiet; was rechts anstösst, ist sächsisches Gebiet. So erhalten wir die zwei Abteilungen des Niederfränkischen

einerseits, des Niedersächsischen anderseits, wie man das östliche Gebiet nach dem wichtigsten Stamme nennt. Den östlichen Zweig bezeichnet man auch als plattdeutsch, oder man beschränkt auf ihn allein die Bezeichnung Niederdeutsch.

So weit die Quellen ein Urteil gestatten, scheint die Grenze zwischen Niederfränkisch und Niederdeutsch in der älteren Zeit den gleichen Lauf gehabt zu haben, wie heutzutage. Allerdings, in der Zeit zwischen 1350 und 1450 hat das niedersächsische Gebiet neben der Endung *-et* auch *-en* aufzuweisen, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. ist *-et* fast verdrängt, allein es scheint hier Einfluss irgend einer Kanzleisprache im Spiel zu sein. Vielleicht hat insofern eine kleine Verschiebung der Grenze stattgefunden, dass auf einzelnen Punkten das Niederfränkische das Niederdeutsche zurückgedrängt hat; so scheint Elberfeld früher sächsisch gewesen zu sein.

Noch in anderen Punkten besteht heute ein Unterschied der Flexion zwischen Niederfränkisch und Niederdeutsch. Im Niederdeutschen ist im grössten Teile des Gebietes, abgesehen von südlichen Grenzmundarten, der Umlaut des starken Konjunktivs Präteriti auch in den Indikativ Präteriti eingedrungen; das Niederfränkische ist von dieser Vermischung frei geblieben. Ferner ist im grössten Teile des Niederfränkischen dem Adjektiv für den Dativ Singular Feminini die schwache Form abhanden gekommen. Beide Unterschiede gehen in altdeutsche Zeit zurück.

Vgl. Braune, *Beiträge zur Kenntnis des Fränkischen.* PBB I. 1. — Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebiets.* PBB VII. 1.

Innerhalb des Niederfränkischen hebt sich deutlich die Gegend im Südosten des Gebietes ab. Hier hat die Welle der Lautverschiebung sich noch auf niederdeutsches Gebiet ergossen, indem *k* im Auslaut der Wörter sich zu *ch* verschoben hat, während es im Inlaute unverändert blieb. Dieser Stand der Dinge tritt in den mittelalterlichen Urkunden noch ziemlich deutlich zu Tage; heute liegt *ch* nur noch in den isolierten Formen *ich, mich, dich, sich, auch*, oder auch nur in einzelnen dieser Wörter vor, teilweise auch in der Adjektivendung *-lich.* Die Linie, welche dieses Gebiet umschliesst, ist die von Wenker so genannte Uerdinger Linie. Die von diesem gezogene Grenze trifft freilich nicht den ganzen Umfang der Erscheinung, da er nur die Wörtchen *ich* und *auch* ins Auge gefasst hat. Sie beginnt an der Sprachgrenze des Niederfränkischen gegen das Französische etwa bei Tirlemont, geht nach Nordosten, nordwestlich vorbei an Diest, Weert, Venloo, Cleve[1] nach dem Rhein, diesen hinauf nach Wesel und Duisburg und geht nun nach Südosten, zwischen Werder und Velbert, Langenburg und Neviges, Elberfeld und Ronsdorf, Lüttringhausen und Remscheid hindurch. Die weitere Gliederung des durch diese Linie ausgeschlossenen Gebietes gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe, da das Niederländische weiter unten eine besondere Darstellung finden wird.

Vgl. Behaghel. *Eneide.* Einleitg. S. XIX.

Für die niederdeutschen Dialekte gebricht es bis jetzt an einer ins einzelne gehenden Gliederung. Im allgemeinen lassen sich die Mundarten im deutschen Stammlande von denen in den Colonien, auf slavischem Boden, unterscheiden. Die Mundarten westlich der Elbe weisen und wiesen im Plural des Präs. 1. und 3. Person die Endung *-et* auf; nur im Südosten herrscht *en;* den Mundarten östlich der Elbe ist die Endung *-en* eigen; nur

---

[1] Für das ältere Clevische vgl. die Urkunde von 1298 bei Lacomblet II. 1611: *Diderich, Wittelich, redelich, nemelich* neben *maken, witteliken, Wilike, seker.*

in Ostholstein und noch östlich davon über Lübeck hinaus gilt auch hier *-et*. Die Mundarten im Stammlande lassen sich weiterhin in zwei Gebiete zerlegen. Das eine, das weitaus grössere, weist im Dativ des persönlichen Pronomens die Formen *mi* und *di* auf, im Accusativ *mi, di* oder *mik, dik;* das kleinere Gebiet zeigt für beide Kasus die Formen *mik (mek), dik (dek)*. Es ist der Südosten des Gebietes zwischen Elbe und Weser, der die letztere Eigentümlichkeit besitzt; die Grenzlinie gegen die *mi*-Mundarten beginnt an der Weser oberhalb von Rinteln, westlich von Oldendorf, folgt dem Kamme des Bückebergs, geht hart im Osten des Steinhuder Meeres vorbei, schneidet die Leine fast genau an der Stelle ihres Zusammenflusses mit der Aller, geht auf Uelzen zu, wendet sich dann scharf nach Südosten, zieht bei Wittingen vorbei nach der Gegend von Neuhaldensleben an der Ohre und folgt diesem Flusse bis zur Elbe.

Vgl. Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500*. PBB VII. — Tümpel, *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten*, Jahrb. d. V. f. nd. Sprachf. V. — Babuke, *Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser*, Jahrb. des V. f. nd. Sprachf. VII. (unvollkommene Versuche bei Jellinghaus, *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten*. Kiel 1884).

§ 12. Das hochdeutsche Sprachgebiet zerfällt in zwei Hauptabteilungen, das Oberdeutsche und das Mitteldeutsche. Statt der letzteren Bezeichnung, welche für den Zusatz der zeitlichen Bestimmungen alt-, mittel- und neu- unbequem ist, wird auch der Ausdruck binnendeutsch gebraucht; doch ist derselbe nur in sehr beschränktem Mass in Aufnahme gekommen.

Das Oberdeutsche umfasst die Mundarten, die für germ. *p* im Anlaut und in der Verdoppelung *pf* aufweisen und ihre Diminutiva mit einem *l*-Suffix bilden.

Das Mitteldeutsche dagegen bildet seine Diminutive mit einem *-ch*-Suffix (abgesehen von den südlichen Teilen von Obersachsen und Schlesien), hat *-pp* nicht verschoben und bietet für germanisch *p-* im Westen *p-*, im Osten *f-*. In der älteren Zeit bestand noch ein weiterer Unterschied: germ. *d* wurde im Oberdeutschen inlautend zu *t* verschoben, während es mitteldeutsch erhalten blieb.

Die Grenze zwischen oberdeutsch und mitteldeutsch gestaltet sich heute folgendermassen. Sie beginnt an der französischen Sprachscheide westlich von Strassburg, geht hindurch zwischen Saarburg und Zabern, Lützelstein und Ingweiler, Bitsch und Reichshofen, Bergzabern und Weissenburg, Rheinzabern und Mühlburg,[1] Germersheim und Philippsburg, Wiesloch und Waibstadt, Eberbach und Mosbach, Amorbach und Buchen, Miltenberg und Külsheim, Freudenberg und Stadtprozelten,[2] Lohr einerseits und Gemünden, Rieneck anderseits, Brückenau und Bischofsheim, Kaltennordheim und Fladungen, Salzungen und Schmalkalden, zieht auf den Kamm des Thüringer Waldes los und folgt dem Rennstieg nach Südosten bis in das Quellgebiet von Schwarza und Werra, biegt dann wieder nach Nordosten und trifft die Saale in der Gegend von Saalfeld, die Elster etwa in der Gegend von Berga, geht östlich an Reichenbach, Auerbach, Falkenstein, Schöneck vorbei, stösst in der Gegend der Elster- und Muldequelle aufs Erzgebirge und geht südlich vorbei von Konstadt bei Graslitz, von Bleistadt, Petschau, Netschetin (für das Letzte vgl. Gradl, Bayerns Mundarten II. 355). Wie die Grenze weiter östlich verläuft, ist nicht genügend bekannt.

---

[1] So muss es doch wohl AzfdA. XIX. 103 statt Mühlberg heissen.

[2] Die Angaben Wreder ZsfdA. XXXVII. 297 und AzfA XIX. 103 scheinen sich hier zu widersprechen.

§ 13. Die mitteldeutschen Mundarten verfallen in das Ostmitteldeutsche einerseits, das anlautend *p-* zu *pf-* oder vielmehr zu *f-* verschiebt, und zu dem man das Schlesische, Obersächsische und Thüringische rechnet, und das Westmitteldeutsche, das Fränkische anderseits, in dem anlautendes *p* unverschoben bleibt. Die Grenze zwischen westmitteldeutsch und ostmitteldeutsch wird durch eine Verbindungslinie zwischen der oberdeutsch-mitteldeutschen und der hochdeutsch-niederdeutschen Grenze gebildet, die von der ersteren in der Hohen Rhön abzweigt, zwischen Geisa und Tann, Vacha und Lengsfeld hindurch geht, Berka und Sontra östlich liegen lässt, zwischen Waldkappel und Eschwege, Lichtenau und Gross-Almerode hindurch weiterzieht und zwischen Cassel und Münden die niederdeutsche Grenze trifft.

Das Westmitteldeutsche zerfällt in das Mittelfränkische, welches *t* in den Pronominalformen *dat*, *wat*, *dit*, *it* sowie in *allet* festgehalten hat, und das Rheinfränkische, das auch hier Verschiebung hat eintreten lassen. Die Grenze zwischen beiden wird durch folgende von Südwesten nach Nordosten laufende Linie gebildet: sie beginnt an der deutsch-französischen Grenze, südlich von Falkenberg, geht hindurch zwischen Falkenberg und St Avold, Bolchen und Forbach, Saarlouis und Saarbrücken, St. Wendel und Ottweiler, Oberstein und Kusel, Gemünden und Sobernheim, Kirchberg und Simmern, hinüber zum Rhein, an dem Bacharach, Caub, Oberwesel, St Goar rheinfränkisch bleiben, zwischen Boppard und Nastätten hindurch nach der Lahn, an der Nassau, Diez, Limburg mittelfränkisch sind, zwischen Hadamar und Runkel, Westerburg und Driedorf, Haiger und Dillenburg, Siegen und Laasphe, Hilchenbach und Berleburg nach der niederdeutsch-hochdeutschen Grenze. Demnach umfasst das Mittelfränkische hauptsächlich Gebiete der preussischen Rheinprovinz und den Westerwald, das Rheinfränkische Deutschlothringen, die baierische und badische Pfalz, Hessen und Nassau.

Das Mittelfränkische zerfällt wieder in das nördlichere Ripuarische und das südlichere Moselfränkische: Im Ripuarischen ist *-rp* und *-rd* unverschoben geblieben, während das Moselfränkische daraus *-rf* und *-rt* (bezw. dessen weitere Entwickelungen) gemacht hat. Die Grenze läuft etwa nördlich von St. Vith und Cronenburg, zwischen Blankenheim und Münstereifel, Ahrweiler und Altenahr hindurch, trifft etwa bei der Ahrmündung den Rhein und geht dann wieder zwischen Altenkirchen und Blankenberg, Freudenberg und Waldbrühl hindurch.

Vgl. Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen* PBB I. — Wahlenberg, *Die niederrheinische (nordrheinfränkische) Mundart u. ihre Lautverschiebungsstufe.* Köln 1871. — Lübben, *Über die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen*, Jb. d. V. f. nd. Sprachf. IX. — G. Wenker, *Das rheinische Platt.* Düsseldorf 1877. — Weinhold, mhd. Grammatik[2] § 149. — Nörrenberg, *Lautverschiebungsstufe des Mfr.* PBB IX, 371. — Oxforder Benediktinerregel, hsg. von E. Sievers, Einl. S. XVI. — Jolande, hsg. von J. Meier, Einl. S. VII. — J. Meier, PBB XVI, 109. — Wrede, *Fuldisch und Hochfränkisch* ZsfdA. XXXVI, 135. ders., *Hochfränkisch u. Oberdeutsch*, ebda. XXXVII, 288. — Oskar Böhme, *Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. und 15. Jahrh.* Leipziger Diss. 1893; dazu Frank, AzfdA XXII, 8. — O. Brenner, *Zum Sprachatlas des deutschen Reiches.* Bayerns Mundarten II, 269.

Das Oberdeutsche zerfällt in ein östliches und ein westliches Gebiet: im Osten das Bairische (zu dem auch Österreich gehört, das ja von Baiern aus kolonisiert worden), im Westen das Fränkisch-Alemannische. Das Bairische bildet seine Diminutiva meist mit *-el (-l, -erl)*, das Fränkisch-Alemannische mit einem vokalisch auslautenden *e*-Suffix *(-la, -le, -li)*; das Bairische hat den alten Dual der zweiten Person in seinem als Plural ver-

wendeten *es, enk* bewahrt; dem Fränkisch-Alemannischen fehlt diese Form. Im Althochdeutschen sind die bairischen Denkmäler noch dadurch gekennzeichnet, dass der einfache labiale Verschlusslaut im Wortinnern als *-p-* bezeichnet wird, während das Fränkisch-Alemannische *-b-* aufweist. In mittelhochdeutscher Zeit sind auf baierischem Boden die alten Längen *î, û, iu* bereits diphthongiert, im Fränkisch-Alemannischen noch nicht.

Die Grenze zwischen fränkisch-alemannisch und bairisch ist heute folgende: sie wird im Süden von der schweizerisch-österreichischen Landesgrenze gebildet, so dass Graubünden alemannisch, das Vintschgau bairisch ist. Sie scheint sich dann ungefähr von der Silvretta nach der Mädelesgabel und dann ein Stück noch entlang der bairisch-schweizerischen Landesgrenze zu ziehen; der Vorarlberg ist alemannisch, auch mit seinen an der Lechquelle liegenden Ortschaften; das tirolische Innthal mit seinen Seitenthälern, insbesondere dem Stanzerthal und dem Paznaun, sowie das obere Lechthal mit seinen Nebenthälern sind bairisch. Von der genannten Landesscheide wendet sich dann die Sprachgrenze nach Osten, trifft den Lech zwischen Forchach und Weissenbach, geht zwischen Rinnen und Berwang hindurch, geht zum Fernpass, trifft die bair.-östreichische Landesgrenze bei Griesen,[1] zieht von da etwa an der Loisach, dann an der Ammer hin, trifft den Lech etwa bei Schongau, geht an diesem hinab bis zu seiner Einmündung in die Donau, geht dann hindurch zwischen Weissenburg und Eichstädt, Ellingen und Heideck, Nürnberg und Hersbruck, Pegnitz und Auerbach, Baireuth und Kemnat, Weissenstadt und Wunsiedel.

Ein einheitliches Kennzeichen, nach dem sich von der alten bis zur neuen Zeit das gesamte Alemannische vom Fränkischen scheiden liesse, scheint es nicht zu geben. Heute bilden die alemannischen Mundarten im engeren Sinne eine den Süden und Südwesten des Gebiets umfassende Einheit, zu deren Kennzeichnung die Thatsache dient, dass die alten Längen im allgemeinen erhalten sind. Die Grenze der alemannischen Mundarten wird durch folgende Linie gebildet: sie beginnt im Westen an der oberdeutsch-mitteldeutschen Grenze westlich von Weissenburg, geht hindurch zwischen Wörth und Weissenburg, geht über den Rhein oberhalb von Selz, trifft die Murg unterhalb von Kuppenheim, geht an dieser beinahe bis gegen Gernsbach, wendet sich nach Süden, geht hindurch zwischen Sandweier und Baden, Bühlerthal und Herrenwies, Oppenau und Freudenstadt, Wolfach und Schiltach, Sulgen und Mariazell, schneidet den Neckar oberhalb von Deislingen, geht westlich vor Tuttlingen vorbei, hindurch zwischen Steisslingen und Wahlwies (südwestlich von Stockach), zum Nordwestende des Überlinger Sees, südlich an Pfullendorf, Waldsee, Leutkirch vorbei, nördlich an Isny, Sonthofen, Hindelang, Hinterstein und von hier nach Süden zur alemannisch-bairischen Sprachgrenze.

Dieses alemannische Gebiet im engeren Sinn zerfällt wieder in Niederalemannisch und Hochalemannisch. Unter Niederalemannisch begreift man das Gebiet, das anlautend *k* nicht zur Spirans *ch* verschoben hat, während das Hochalemannische diese Verschiebung hat eintreten lassen. Die von West nach Ost ziehende Grenze beginnt an der deutsch-französischen Sprachgrenze westlich von Altkirch, geht zwischen diesem und Pfirt hindurch, trifft den Rhein unterhalb von St. Louis (Basel mit zwei Nachbargemeinden ist niederalemannische Insel), geht den Rhein hinab bis oberhalb von Altbreisach, hindurch zwischen Staufen und Freiburg, Todtnau

[1] S. J. Schatz, *Deutsche Literaturzeitung* 1895, Sp. 78.

und Löffingen, Stühlingen und Fürstenberg, Blumenfeld und Engen, zum Zellersee südwestlich von Radolfszell, durch den Bodensee hindurch, nach Rorschach, an diesem und Trogen im Osten vorbei, südöstlich an den Rhein, nach Osten zur Breitach, die nördlich von Riezlern getroffen wird, zum Quellgebiet der Iller.

Vgl. Weinhold, *Alemannische Grammatik* und *bairische Grammatik*, Einleitung. — Baumann, *Schwaben und Alemannien*, Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XVI. — A. Birlinger, *Rechtsrheinisches Alemannien*. Stuttgart 1890. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde IV, 4).

Die Schweizer Mundarten, die die Hauptmasse des Hochalemannischen bilden, zerfallen — nach den Untersuchungen von Herrn Lehrer Schild in Basel — wieder in eine östliche und eine westliche Gruppe. In den östlichen Mundarten gehen die drei Personen des Plurals Präs. Ind. auf *-ed (et)* aus: diese Ausgleichung findet sich bei den westlichen Mundarten nirgends: wo die drei Personen gleich geworden — in Baselstadt — enden sie auf *-e* (= *en*); im Wallis geht die erste Person auf *e (en)* aus, die zweite und dritte auf *-ed (et);* sonst gilt *-e* für erste und dritte Person, *-et* für die zweite Person.

Die Linie, welche diese beiden Sprachsippen trennt, zieht sich von Waldshut der Aare entlang, greift bei Leuggern auf das linke Ufer hinüber, trifft bei Böltstein wieder die Aare, läuft zwischen Mülligen und Birmenstorf, westlich von Wohlen und östlich von Fahrwangen hin gegen die Luzernergrenze, geht westlich und fällt auf eine Strecke mit der Grenze der Kantone Aargau und Luzern zusammen. Westlich vom Sempachersee zieht sie sich nach Süden (Willisau und Umgebung gehört zur westlichen Gruppe), wendet sich südlich von Wohlhausen, das hart an der Grenze liegt, nach Südosten und streicht mit der Landesgrenze der Kantone Luzern und Unterwalden gegen das Brienzer Rothorn, geht östlich gegen den Titlis, dann südlich nach dem Gotthard. Zu der westlichen Gruppe gehört auch Davos.

Bei der westlichen Sippe können zwei weitere Gruppen unterschieden werden. Ganz besonders charakteristisch für den südlichen Teil der westlichen Mundarten ist die Verflüchtigung des *n* vor der gutturalen Spirans. Die Linie, welche die beiden Gruppen scheidet, beginnt östlich von Neuenegg an der Sense, läuft zwischen Könitz und Scheerli in östlicher Richtung gegen die Aare, zieht über Worb zwischen Burgdorf und Oberburg hin in nordöstlicher Richtung über Huttwyl nach der Luzernergrenze. Luzern kennt den Ausfall des *n* vor der gutt. Spirans nicht oder, im westlichen Teile, nur in importierten Wörtern. Nebst Davos hat auch das Schanfiggthal und das hintere Prättigau die Verflüchtigung des *n*.

Unter den diphthongierenden Mundarten des fränkisch-alemannischen Gebiets nimmt das Schwäbische im Südosten eine gesonderte Stellung ein. Als Kennzeichen des Schwäbischen wird man diejenigen Erscheinungen betrachten dürfen, deren Ostgrenze im wesentlichen durch die Lechlinie gebildet wird. Geht man diesen Erscheinungen weiter nach, so zeigt sich, dass ihre Nordgrenzen im allgemeinen in übereinstimmender Weise verlaufen; sie bilden freilich nicht eine einzige Linie, sondern einen ziemlich breiten Grenzgürtel. Darnach darf man folgende Kennzeichen aufstellen: schwäbisch ist altes *î* zu *ei* geworden, fränkisch zu *ai; n* vor *s* schwindet schwäbisch unter Nasalierung des vorhergehenden Vokals, während es fränkisch bleibt; *i, u, ü* werden im Schwäbischen vor Nasal zu *e, o, e (ö)*, aber nicht im fränkischen; das Schwäbische bildet seine Verkleinerungen mit *-le*, das Fränkische mit *-la*; die Pluralendungen beim Verb lauten schwäbisch *-et*.

fränkisch *-e(n)*; das Schwäbische hat bei den Verben *gehn, stehn, haben* Formen, die auf *gân, stân, hân* beruhen; das Fränkische gibt *gên, stên, haben* wieder. Wir deuten die Grenze an, indem wir die Scheidelinie für die Pluralendung *-et/-en* angeben (die bei Fischer auffallender Weise gar nicht berücksichtigt ist), mit der die Grenzlinie für *gês/gens* (Gänse) nahezu zusammenfällt. Die fränkisch-schwäbische Grenze zweigt von der alemannisch-schwäbischen an der Murg nördlich von Freudenstadt ab, geht hindurch zwischen Neuenbürg und Liebenzell, Besigheim und Bietigheim, Beilstein und Bottwar, Murrhard und Backnang, Crailsheim und Ellwangen, von da nach Südosten, so dass Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Öttingen fränkisch bleiben, hindurch zwischen Nördlingen und Donauwörth, nach dem Lech.

Von den fränkischen Bestandesteilen des Oberdeutschen wird der westliche Teil herkömmlich Südfränkisch (oder Südrheinfränkisch), der östliche als Ostfränkisch (Hochfränkisch, Mainfränkisch) bezeichnet. In der älteren Zeit unterscheiden sich die beiden Gebiete dadurch, dass im Südfränkischen anlautendes *d* unverschoben blieb, während es im Ostfränkischen zu *t* wurde. Ob, wo und nach welchen Kennzeichen heute eine Grenze gezogen werden kann, ist zweifelhaft.

§ 15. Was die deutschen Sprachinseln in fremdem Gebiete betrifft, so weist die wichtigste derselben, die Sprache der siebenbürgischen Sachsen den gleichen Lautstand auf wie das Mittelfränkische. Die Mundarten der Zips, überhaupt des ungarischen Berglandes (s. S. 655) haben die Eigentümlichkeit, dass sie *pp* nicht zu *pf* verschieben, während im Anlaut *p* zu *pf* geworden; sie sind also den ostmitteldeutschen Dialekten verwandt und zwar am nächsten dem Obersächsischen und Schlesischen, da sie wie diese die alten Längen diphthongiert haben. — Die Mundart von Gottschee ist bairisch, ebenso diejenige der sogenannten Cimbern, d. h. der (fast ausgestorbenen) VII. und XIII. Comuni im Norden von Vicenza und Verona. Sehr bemerkenswert ist, dass in der Mundart von Gottschee wie im Cimbrischen die Eigentümlichkeiten fehlen, die heute für das Bairische bezeichnend sind, die Dualformen des Pronomens (vgl. S. 666 u.); es gilt *wir* und *euch*, kein *ös, enk*.

Vgl. F. Marienburg, *Über das Verhältnis der siebenbürgisch-sächsischen Sprache zu den niedersächsischen und niederrheinischen Dialekten.* Archiv des Ver. für siebenbürgische Landeskunde I (1845). — Keintzel, *Der Konsonantismus des Mittelfränkischen verglichen mit dem des Siebenbürgisch-Sächsischen,* Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürg. Landeskunde VIII, 2. — Kisch, *Die Bistritzer Mundart verglichen mit dem Nordfränkischen.* PBB XVII, 347. — Schröer, *Deutsche Mundarten des ungarischen Berglandes,* Wiener Sitzungsberichte Bd. 44 u. 45. — Ders., *Ein Ausflug nach Gottschee,* ebda Bd. 60. — Ad. Hauffen, *Die deutsche Sprachinsel Gottschee.* Graz 1895. — Schmeller, *Die sogen. Cimbern der VII. u. XIII. Communen,* Abhdlgn. der bair. Akad. der Wissenschaften 1838. — Halbfass, *Zwei verschollene deutsche Sprachinseln in Piemont,* Beil. der Leipziger Zeitg. 1891. No. 21.

C. SCHRIFTSPRACHE UND MUNDARTEN.

§ 16. Dass es schon in althochdeutscher Zeit eine Sprache gegeben habe, die über den Mundarten stand, dass schon damals jemand die ihm angeborene Mundart aufgegeben habe zu Gunsten einer anderen, die ihm besser und und schöner erschienen sei, das lässt sich nicht erweisen. Es kommt allerdings vor, dass die Quellen Wörter überliefern, welche mit der lebendigen Rede der betreffenden Zeit und Gegend in ihrer Form nicht übereinstimmen: die Latinisierung von Eigennamen wird nicht in jedem einzelnen Falle von dem Schreiber einer Urkunde selbständig vollzogen, sondern bei häufiger erscheinenden Namen und Teilen von Namen gehen

die einmal festgestellten lateinischen Formen durch verschiedene Gegenden und Jahrhunderte hindurch. So kann es vorkommen, dass hochdeutsche Namensformen auf niederdeutschem Gebiet auftreten, ohne dass sich daraus auf eine Hof- oder Schriftsprache schliessen liesse. Denn jene festen Latinisierungen haben sich nicht auf niederdeutschem Boden ausgebildet.

Mit dem 12. Jahrhundert macht sich ein Streben nach sprachlicher Einheit in der Literatur geltend. Freilich eine solche Übereinstimmung, eine so feste Norm einer höfischen Sprache, wie sie unsere älteren kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Texte darbieten, hat nicht bestanden. Bei den Dichtern, von denen sich mit Sicherheit sagen lässt, dass sie verschiedenen Gegenden angehören, lassen sich meist auch dialektische Verschiedenheiten nachweisen. Ebensowenig ist es richtig, dass eine ganze grosse Anzahl von Wörtern als unhöfisch aus der guten Gesellschaft verbannt worden wäre, abgesehen von ganz vereinzelten Fällen, wo die auszudrückende Vorstellung an sich eine anstössige war. Wenn zwischen den höfischen Dichtern und der mehr volksmässigen Dichtung ein Unterschied in Bezug auf den Wortschatz besteht, so erklärt sich das einfach so, dass das Volkepos viel mehr auf der Überlieferung fusst, in seiner Rede stark archaisch ist, während das höfische Epos der Sprache der Gegenwart näher steht.

Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, dass auf oberdeutschem Boden sich eine ziemlich weitgehende Einheit einer Schriftsprache herausgebildet hat, die stark genug war, besonders hervortretende mundartliche Besonderheiten niederzuhalten. Das Bairische hat bis auf den heutigen Tag die alten germanischen Dualformen *ôs*, *enk* bewahrt, aber vor dem Ende des 13. Jahrh. sind dieselben in literarischen Denkmälern nicht anzutreffen. Das Alemannische hat die langen Endungsvokale des Althochdeutschen im Anfang des 13. Jahrh. noch nicht zu *e* geschwächt; aber die Reime der alemannischen Dichter aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung vertragen sich nur mit dem geschwächten *e*, und es gibt alemannische Handschriften des 13. Jahrhunderts, denen die vollen Endvokale fremd sind. Umgekehrt spielt das Diminutivsuffix *-lîn* des Fränkisch-Alemannischen auch auf bairischem Boden allerwärts eine bedeutende Rolle.

Die Einigung war am stärksten in der Sprache der Dichtung, freilich nicht stark genug, um regellose Dialektmischung zu verhüten. Solche Mischung, die recht häufig auftritt, ist, wenn überhaupt, so doch in den allerseltensten Fällen durch die Annahme zu erklären, dass der Verfasser in einem Grenzgebiet gedichtet habe. In den meisten Fällen handelt es sich um literarische Beeinflussung, bezw. um Reimentlehnung.

Vgl. J. Meier, Litbl. f. germ. und roman. Phil. 1892, S. 217. — v. Bahder, Anz. f. igm. Sprach- und Altertumskunde II. 59. — Fischer, Germ. XXXVI, 136. — Behaghel, *Schriftsprache und Mundart* S. 29.

In der Sprache der Urkunden glaubte man früher die reine Mundart suchen zu dürfen, allein auch hier hat weitgehende schriftsprachliche Regelung stattgefunden; freilich zeigte sich hier stärkere Einwirkung der Mundarten, die in der mittelhochdeutschen Zeit schon ziemlich so weit auseinander gingen, wie heute.

Die Schriftsprache äussert ihre Wirkungen bis zum Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit, wenn auch, je jünger das Denkmal, um so stärker im allgemeinen das mundartliche Element zur Geltung kommt. Als Heimat dieser oberdeutschen Schriftsprache kommen die nördlichsten Gebiete des Alemannischen und diejenigen Teile des oberdeutschen Fränkischen in Betracht, die nicht für mhd. *ie*, *uo*, *üe* die Diphthonge *ei*, *ou*, *öü* aufweisen, wie dies im Nordosten des Ostfränkischen der Fall ist.

Auch auf mitteldeutsches und niederdeutsches Gebiet hat die oberdeutsche Schriftsprache hinüber gewirkt. In der Sprache der mitteldeutschen und niederdeutschen Dichter ist das Diminutiv-Suffix *-lin* fast ausschliesslich herrschend geworden. In den niederdeutschen Dichtungen finden sich, teilweise wohl durch die mitteldeutsche Dichtung vermittelt, vielfältig hochdeutsche Formen der Verba *haben, lassen, legen, sagen,* das Suffix *-schaft,* die Verschiebung von *-k* zu *-ch* und andere hochdeutsche Laute. Nicht wenige niederdeutsche Dichter haben sich bemüht, in hochdeutscher Sprache zu dichten.

In den Urkunden von Speyer wird mit Beginn der mittelhochdeutschen Zeit *ph (pf)* für anlautendes *p* geschrieben, das in der lebendigen Mundart stets gegolten hat. In der späteren Zeit des Mittelhochdeutschen wird rheinfränkisch inlautendes *d* in der Schrift durch oberdeutsches *t* verdrängt. Im Jahre 1336 schliessen Göttingen, Minden, Northeim, lauter niederdeutsche Städte, ein Bündnis, dessen Beurkundung in hochdeutscher Sprache abgefasst ist.

Daneben haben aber auch innerhalb des Niederdeutschen selbst mehrfache Ausgleichungen stattgefunden und hat sich eine Art von Schriftsprache herausgebildet.

Vgl. Jostes, *Schriftsprachė und Volksdialekte,* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachforschung XI, 85.

Eine Art von Gegenzug gegen diese Übermacht der oberdeutschen Schriftsprache ist es, wenn sich in der höfischen Rede seit dem Ausgang des 12. Jahrh. die Neigung findet, zu »*vlaemen*«: *mit sîner rede er vlaemet,* Neidh. Haupt 82, 2; *er mac wol ein Sahse sin,* Meier Helmbrecht 747; vgl. Seifried Helbling III. 332, ff. Daher stammt mhd. *ors* und wohl auch *wâpen* neben *ros* und *wâfen,* sowie *dörper;* ferner Diminutivbildungen wie *schapellekin* Lanz. 868, Gottfr. 676, 4640, 11136, *pardrisekin* Parz. 131, 28, *kindichin* Wolk. 11. 2, 26. In rheinischen und elsässischen Urkunden finden sich niederdeutsche Formen des Zahlwortes.

Vgl. Wackernagel, *Altfranzösische Lieder und Leiche* Basel 1846, S. 194. — C. Schröder, *Ndl. Einwirkungen auf die Formen der Ordinalia am Niederrhein und im Elsass.* Germ. XV, 419.

§ 17. Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist nicht die Fortsetzung der mittelhochdeutschen Schriftsprache. Für sie ist vielmehr die Entwickelung massgebend geworden, die in der Sprache der Kanzleien sich vollzogen hat. Schon um 1330 verlässt die Trierer erzbischöfliche Kanzlei die reine heimische Mundart; seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gilt das gleiche von der Kanzlei des Magdeburger Erzbischofs; von entscheidender Bedeutung aber ist das Vorgehen der kaiserlichen Kanzlei. Seit Friedrich III. sucht dieselbe mundartliche Besonderheiten abzustreifen; seit Maximilian geben die Schriften, welche unmittelbar vom Kaiser ausgehen, die gleiche Sprache wieder, in welchem Teile von Deutschland sie entstanden sein mögen. Andere Kanzleien folgen diesem Beispiel; besonders wichtig ist, dass seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die kursächsische Kanzlei sich mit Entschiedenheit an die kaiserliche annäherte, teils durch unmittelbare Herübernahme oberdeutscher Eigentümlichkeiten, teils dadurch, dass die lautliche Entwickelung des Mitteldeutschen selbst dem oberdeutschen Lautstand in einzelnen Punkten zustrebte und man diesen jüngeren Elementen in der Urkundensprache nachgab, rascher und vollständiger, als es ohne dies geschehen wäre. Freilich, dieselben Fürsten, deren Kanzleien massgebend geworden, bedienen sich in ihren Privatschreiben noch der Mundart.

Die entscheidende That geschah durch Luther. Dieser machte mit vollem Bewusstsein die Sprache der kaiserlichen und sächsischen Kanzlei zur Grundlage der von ihm angewandten Sprache. Freilich kam dabei hauptsächlich der Bestand an Lauten und Formen in Betracht; in diesen trägt denn auch unsere Schriftsprache ihrem Ausgangspunkt gemäss einen gemischten Charakter. Die Diphthongierung der alten Längen war sowohl dem Bairisch-Österreichischen als einem grossen Teile des Mitteldeutschen gemäss; entschieden mitteldeutsch ist die Monophthongierung der alten Diphthonge *ie, ue, üe,* sowie die Beibehaltung der unbetonten Endvokale. Im Konsonatismus ist bairisch-österreichisch die durchgängige Verschiebung der alten *p,* sowie die durchgängige Wiedergabe der alten *d* durch *t.* Dagegen hat die alte bairisch-österreichische Orthographie *ch, kh* für *k* keine Aufnahme gefunden, ebensowenig *p* für altes *b.* Die Wortformen sind überwiegend mitteldeutsch, ebenso das Genus der Wörter.

Immerhin konnte die Kanzleisprache der Hauptsache nach nur für solche Äusserlichkeitem massgebend sein; Luther selber ist freilich auch durch ihren Satzbau stark beeinflusst; aber in einem der wesentlichen Punkte bot sie keine genügende Unterlage, und Luther fühlte sich in dieser Beziehung sogar in einem Gegensatze zur Kanzlei, nämlich im Wortschatz. Teilweise knüpft er hier wohl an die Mundart seiner mitteldeutschen Heimat an; teilweise nahm er die Strömung in sich auf, welche die beiden letzten Jahrhunderte kennzeichnet. Seit 1300 war der Schwerpunkt literarischer Thätigkeit aus Oberdeutschland nach Mitteldeutschtand verschoben worden, und so hatte der mitteldeutsche Wortschatz bereits vor Luther bedeutenden Einfluss in der Literatur gewonnen. So trägt der Wortbestand unserer Schriftsprache im ganzen mitteldeutschen Charakter, und ihre Aufnahme konnte auf mitteldeutschem Boden ohne Anstand vollzogen werden.

Was die übrigen Gebiete betrifft, so brach sich Luthers Sprache im protestantischen Niederdeutschland verhältnismässig rasch ihre Bahn. Schon in den 20-er und 30-er Jahren finden sich hochdeutsche Kirchenordnungen, während die Sprache der Kanzel erst etwa um 1600 hochdeutsch wird. In die Kanzleisprache dringt das Hochdeutsche im 4. oder 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ein; in Schleswig-Holstein verschwindet um 1560 das Niederdeutsche völlig aus der offiziellen Sprache. In der literarischen Produktion ist mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts die Herrschaft der Schriftsprache ziemlich entschieden.

Langsamer ging es in dem katholischen Süddeutschland und der reformierten Schweiz. Hier war Luthers Autorität im 16. Jahrhundert noch keineswegs allgemein anerkannt. Man unterschied geradezu drei verschiedene Schriftsprachen, die mitteldeutsche, die süddeutsche, die schweizerische. Noch um 1570 erklärt ein Grammatiker die Sprache von Augsburg für die zierlichste Sprache. Erst gegen Ende des Jahrhunderts dringt in der Schweiz Luthers Kanon durch. In Basel überwiegt das Hochdeutsche seit der Mitte des 16. Jahrhunderts; chronikalische Aufzeichnungen in der Mundart reichen bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein, waren aber ursprünglich nicht für den Druck bestimmt. In der Kanzlei von Schaffhausen werden die neuen Diphthonge um 1600 herrschend. In Zürich gelangt die Schriftsprache etwas später zum Sieg. In den Züricher Rastprotokollen vollzieht sich jener Übergang zwischen 1650 und 1675, während in den Literaturwerken etwa 1557 den Wendepunkt bildet. In Bern wird eine in der Mundart abgefasste Pfarrordnung aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert hinein in der mundartlichen Gestalt wieder abgedruckt. Das katholische Süddeutschland sträubt sich gegen die Aufnahme lutherischer

Redeweise noch sehr entschieden bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts; ja noch nach der Mitte des Jahrhunderts finden Gottsched's Bemühungen um die Literatursprache fanatische Gegnerschaft und werden katholische Schriftsteller von der Kritik ermahnt, sie möchten erst deutsch lernen.

Aber auch in den Gegenden, die Luthers Vorbild anerkennen, ist im Beginn des 17. Jahrhunderts von einer festen Regel noch keine Rede. Das Jahrhundert arbeitet aber eifrig an einer endgültigen Festsetzung, besonders in den theoretischen Erörterungen der Sprachgelehrten: Opitzens, der Sprachgesellschaften, vor allem Schottels. Das wichtigste Ergebnis des Jahrhunderts in formaler Beziehung ist die endgültige Beseitigung des Unterschieds zwischen Singular und Plural im Präteritum des starken Verbs, ein Unterschied, der bei Luther noch in voller Blüte gestanden. Thatsächlich also ist man über Luthers Autorität bereits hinausgegangen. Überhaupt scheint es, als ob Luthers Einfluss von den Grammatikern des 17. Jahrh. überschätzt worden sei. Wie weit die Dichter des 17. Jahrh. sich an Luther anlehnen, wie weit etwa die noch fortlebende Kanzleisprache von Einfluss war, bedarf noch näherer Untersuchung.

Wie schwer es selbst im 18. Jahrhundert den Süddeutschen, insbesondere den Schweizern geworden, sich einer fremden Norm zu fügen, zeigt anschaulich die Stellung Hallers. Lebhaft beneidet er diejenigen, welche in Deutschland selber aufgewachsen; er sagt uns, wie er sich gemüht, den richtigen deutschen Ausdruck zu finden; die vierte Auflage seiner Gedichte hat zahlreiche Veränderungen erfahren lediglich aus sprachlichen Rücksichten. Dies praktische Unvermögen fand seinen Ausdruck auch in theoretischer Gegnerschaft. Der Hauptvertreter der sprachlichen Orthodoxie war Gottsched; für ihn stellte Obersachsen die Hochburg des besten Deutsch dar; das war der Ausgangspunkt seiner Sprachlehre, und der etwas spätere Adelung hat diesen Standpunkt im wesentlichen festgehalten. Gottsched und sein Anhang glaubten sich berechtigt, ein Sprachrichteramt in Deutschland auszuüben. Gegen seine »diktatorische Dreistigkeit« lehnten sich die Schweizer aufs lebhafteste auf, gegen den Anspruch, dass eine einzige Landschaft als höchstes sprachliches Muster dienen solle; es wurden sogar Stimmen laut, welche die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache verlangten und bedauerten, dass Haller nicht geradezu in alemannischer Mundart geschrieben habe. In Bezug auf Laut- und Formgebung hatte dieses Streben wenig Erfolg. Wohl aber in anderer Richtung. Gottscheds Bemühen ging vor allem auf äussere Korrektheit; jede örtliche Besonderheit, seltene, veraltete Wörter, neue ungewohnte Bildungen wurden in Acht und Bann gethan. Dadurch musste die Sprache an Umfang und Reichtum verlieren und so den Bestrebungen leichtes Spiel geben, welche für das Fehlende einen Ersatz schaffen wollten, zumal durch Entlehnung aus älteren Sprachquellen. Diese archaisierende Richtung wurde durch Bodmers Beschäftigung mit der altdeutschen Dichtung eröffnet; den Schweizern schloss sich der Göttinger Kreis an; Lessing und Herder traten nachdrücklich für eine derartige Auffrischung der deutschen Sprache ein. So sind Wörter wie *bieder*, *Brunst*, *Fehde*, *Gau*, *Ger*, *Hain*, *Hort* der Sprache neu gesichert worden.

Die klassische Literaturperiode des 18. Jahrhs. zerstört endgültig den Glauben an die Unfehlbarkeit Obersachsens; durch sie ist die Einigung der Schriftsprache vollzogen, soweit dieselbe bei einem so weit ausgedehnten Sprachgebiet überhaupt möglich ist. Noch heutzutage verrät eine österreichische oder schweizerische Zeitung ihre Heimat durch gewisse örtliche Besonderheiten.

Während so eine immer straffere Einheit der Kunstsprache geschaffen wird, machen die unterdrückten Mundarten aufs neue ihre Rechte geltend. Schon im Ausgang des 16. und dann im 17. Jahrh. finden die Mundarten literarische Verwendung und zwar hauptsächlich in der dramatischen Literatur, meist nur in einzelnen Scenen, denen in erster Linie die Aufgabe, komisch zu wirken, zufällt. Es ist namentlich die niederdeutsche Mundart, weniger das Hochdeutsche, die so verwertet wird. Durch Voss und Hebel wird dann eine neue Ära der mundartlichen Dichtung eingeleitet. Fritz Reuter schreibt umfassende Erzählungen in mundartlicher Prosa. Gerhard Hauptmann hat mit seinen Werken das ernste Drama für die Mundart erobert.

Vgl. H. Rückert, *Geschichte der nhd. Schriftsprache.* Leipzig 1875. — A. Socin, *Schriftsprache und Mundart.* Heilbronn 1888. — Müllenhoff u. Scherer, *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Einleitung.* 2. Aufl. Berlin 1873. — F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart.* Strassburg 1890, S. 277. — O. Brenner, *Mundarten und Schriftsprache in Baiern.* Bamberg 1890. — O. Behaghel, *Schriftsprache und Mundart.* Giessen 1896.

Für das Ahd.: Koegel, AzfdA. XIX, 233. — W. Scherer, *leniter saxonizans* ZsfdA. XXI, 474; derselbe, *Ein Zeugniss für die Schriftsprache des 11. Jahrh.* ZsfdA. XXII, 321. — O. Behaghel, Germ. XXIV, 24.

Für das Mhd.: H. Paul, *Gab es eine mhd. Schriftsprache?* Halle 1872. — R. Heinzel, *Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache.* Paderborn 1874. — Nörrenberg, PBB. IX, 373 (1884). — O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache.* Festschrift der Universität Basel zum Heidelberger Jubiläum (1886). — F. Kauffmann, *Behaghels Argumente für eine mhd. Schriftsprache*, PBB. XIII, 564. — H. Fischer, *Zur Geschichte des Mhd.* Tübinger Universitätsschrift 1889; dazu Wrede, AzfdA. XVI, 275. — O. Brenner, *Ein Kapitel aus der Grammatik der deutschen Urkunden,* Festschrift für Konrad Hofmann, Erlangen 1890, 183. — R. Brandstetter, *Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart.* Geschichtsfreund 1890. — E. Damköhler, *Mundart der Urkunden des Klosters Ilsenburg und der Stadt Halberstadt und die heutige Mundart.* Germ. XXXV, 129. — Joh. Willib. Nagl, *Vocalismus der bairisch-österreichischen Mundart, historisch beleuchtet.* Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 1890, 131 und folgende Jahrgänge. — R. Brandstetter, *Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600.* Geschichtsfreund XLVII, 227. (1892). — Nebert, *Zur Geschichte der Speyrer Kanzleisprache.* Hallenser Diss. 1891 (vgl. Schulte, Litbl. 1892, 222). — Pischek, *Zur Frage nach der Existenz einer mhd. Schriftsprache im ausgehenden XIII. Jh.* Programm der Teschener Oberrealschule 1892. — Oskar Böhme, *Zur Kenntniss des Oberfränkischen im 13., 14. und 15. Jahrh.* Leipziger Diss. 1893. — M. H. Jellinek, *Über die nothwendigen Vorarbeiten zu einer Geschichte der mhd. Schriftdialekte.* Verhandlungen der Wiener Philologenversammlung 1893, 382. — Ad. Socin, *Wie man zu Basel vor 600 Jahren geredet hat.* Allgemeine Schweizer Zeitung 1893, 290—300. — O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache.* PBB. XVIII, 534. — Erwin Haendcke, *Die mundartlichen Elemente in den elsässischen Urkunden des Strassburger Urkundenbuchs.* Alsatische Studien, H. 5 (1894). — Heusler, AzfdA. XX, 27.

Für das Nhd.: E. Wülcker, *Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache.* Zs. des Vereins für kurs. Geschichte IX, 349. — P. Pietsch, *Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache.* Breslau 1883. — K. Burdach, *Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Einleitung. Das 16. Jahrh.* Hallische Habilitationsschrift 1883. — Ders., *Die Sprache des jungen Goethe,* Verhandlgn. der Dessauer Philologenversammlung S. 166. — F. Kluge, *Die Entstehung unserer Schriftsprache.* Jenaer Antrittsvorlesung 1886. (Als Manuskript gedruckt). — F. Kluge, *Von Luther bis Lessing.* 2. Aufl. Strassburg 1888; (dazu Schroeder, Gött. Gel. Anz. 1888, Sp. 249, Luther, AnzfdA. 15, 324). — Alb. Gessler, *Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Basel.* Basler Diss. 1888. — Edw. Schröder, *Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche Synonymik.* Marburg 1889. — K. Burdach, Zentralblatt für Bibliothekswesen VIII, 145 ff. — R. Brandstetter, *Die Reception der nhd. Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern.* Geschichtsfreund 1892. — Carl Fasola, *Die Sprache des Johann von Staupitz.* Marburger Diss. 1892. — Willy Scheel, *Jaspar von Gennep und die Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Köln.* Westdeutsche Zs. für Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft VIII. (1893). — K. Burdach, *Zur Geschichte der nhd. Schriftsprache.*

In den Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für R. Hildebrand 1894. — F. Kluge, *Über die Entstehung unserer Schriftsprache.* Wissenschaftliche Beihefte zur Zs. des allg. deutschen Sprachvereins H. VI, 1894. — Friedrich Scholz, *Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg.* Berliner Diss. 1895.

V. SPRACHE UND SCHRIFT.

§ 19. Zu den sinnenfälligen Elementen der Sprache gehören die Schnelligkeit, mit welcher die Laute aufeinander folgen, die Betonung derselben, ihre Dauer, ihre Qualität.

Das Tempo der Rede hat nirgends in der deutschen Schrift eine Bezeichnung gefunden, soweit es sich um die absolute Geschwindigkeit handelt. Innerhalb der Rede aber folgen nicht alle Teile mit gleicher Schnelligkeit aufeinander; es bilden sich rythmische Glieder, Satztakte. Die Einschnitte zwischen diesen Gliedern haben zu einem kleinen Teile ihre graphische Darstellung gefunden durch die Interpunktionszeichen. Im Altsächsischen scheint die Interpunktion eine rein willkürliche zu sein; dieselbe wird von den Herausgebern nicht mitgeteilt. Im Althochdeutschen ist sie im ganzen spärlich angewandt und beschränkt sich meist auf die Bezeichnung der Einschnitte, die zwischen ganzen Sätzen liegen. Ausgiebigen Gebrauch von der Interpunktion macht Notker; er bezeichnet sogar ziemlich häufig die Einschnitte zwischen den Satztakten innerhalb des nämlichen Satzes (z. B. Psalm 1, 2: *der dara ana denchet. tag unde naht;* 5, 8: *ze demo dinemo heiligen hus. peton ih hinnan dara. in dinero forhtun;* 7, 17: *sin farendo. irsluog si sih selbun*). In mhd. Hss. kommt fast gar keine Interpunktion zur Anwendung; sie steht gelegentlich dann, wenn ein Satzende mitten in einen Vers hineinfällt, sowie bei unverbundener Nebeneinanderstellung paralleler Ausdrücke (z. B. *ich sach ine hungeren dorsten. slafen. hitzen. vriesen* Evang. Nicod. v. 750). Belege von Interpunktion in mhd. Prosadenkmälern vgl. AzfdA. V, 22, ZfdA. XXIV, 93. Im 15. Jahrh. kommt die Interpunktion zu einiger Anerkennung; doch bis in den Anfang des 16. Jahrhs. dauert das Sparen oder gänzliche Weglassen der Zeichen. Einen beträchtlichen Fortschritt bezeichnen die Drucke der lutherischen Schriften; im 17. Jahrh. gelangt die Interpunktion zu immer grösserer Verbreitung und Konsequenz.

Vgl. Al. Bieling, *Das Prinzip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte.* Berlin 1880. — G. Michaelis, *Zur Geschichte der Interpunktion.* Centralorgan für d. Interessen d. Realschulwesens XI, 657.

§ 20. Bei der Betonung der Rede kommen in Betracht die Verschiedenheiten in Bezug auf die Tonhöhe, der sogen. musikalische Accent, und die Verschiedenheiten in Bezug auf die Tonstärke, der sogen. dynamische Accent. Der erstere hat nirgends in deutscher Schrift einen Ausdruck gefunden, der zweite nur in ahd. Zeit (vereinzelt im Mhd.). Die Unterschiede in der Tonstärke der einzelnen Satzglieder, den Satzaccent bringen die Hss. von Otfrids Evangelienharmonie wenigstens teilweise zur Anschauung: Otfrid versieht in jedem Halbverse ein oder zwei Wörter mit Accenten, um damit die höchst betonten Stellen des Verses zu bezeichnen. Freilich ist das oberste Prinzip für die Setzung seiner Accente nicht ein rhetorisches, sondern ein rythmisches, und der natürliche Wort- und Satzton wird von ihm hintangesetzt, wenn er mit dem von ihm gewollten rythmischen Schema in Widerstreit gerät. Auch das Accentuationssystem Notkers gibt Andeutungen über den Satzton, freilich nur in sehr beschränktem Masse: sie gilt eigentlich dem Wortton und bezeichnet im

allgemeinen jedes selbständige Wort, lässt aber Enklitika und Proklitika häufig ohne Accent.

Für die Bezeichnung des Worttons kommen, abgesehen von vereinzelter anderweitiger Setzung von Accentzeichen, wieder Otfrid und Notker in Betracht. Da Otfrids Satzaccente auf den höchsten Stellen des ganzen Verses stehen, treffen sie natürlich auch die höchsten Stellen der einzelnen Wörter und lassen uns somit die Lage des Hochtons erkennen. Notker bezeichnet in jedem selbständigen Worte die hochtonige Silbe desselben mit einem Accent; aber auch nebentonige Silben werden mit Accenten versehen, und zwar sind in beiden Arten von Silben die Accentzeichen dieselben, so dass aus der graphischen Darstellung des einzelnen Wortes nicht zu erkennen ist, welche von zwei accentuirten Silben die höher betonte sei.

§ 21. In Bezug auf die Quantität der Laute sind von der Schrift stets nur die ziemlich rohen Unterschiede von Länge und Kürze beachtet worden. Die Länge kann dargestellt werden durch die Verdoppelung des Zeichens für den einfachen Laut; dies Mittel ist bei den Konsonanten stets und ausschliesslich zur Anwendung gekommen. Bei den Vokalen ist Doppelschreibung im Althochdeutschen nicht selten, am häufigsten in der Interlinearversion der Benediktinerregel; sie erscheint häufiger in Stammsilben als in Ableitungssilben. Sie fehlt im Altsächsischen, mit ganz seltenen Ausnahmen. Vereinzelt ist solche Doppelschreibung im Mittelhochdeutschen, etwas zahlreicher im Mittelniederdeutschen. Im Neuhochdeutschen wird sie wieder häufig. Im Althochdeutschen finden sich auch Quantitätsbezeichnungen durch Accente. Im Glossar Pa wird die Länge öfters durch Circumflexe, seltener durch Acute bezeichnet; die letzteren sind besonders oft im Glossar R verwendet. Auch Notkers Accente sind hier wieder wichtig: dieselben sind Circumflexe, wenn sie auf langen, Acute, wenn sie auf kurzen Silben stehen. Auch im Mittelhochdeutschen begegnet Circumflex zur Andeutung der Länge, so in den Haupthandschriften des Parzival.

Vgl. für Tatian Harczyk ZfdA. XVII. 66, für Otfried Erdmann, Zs. f. d. Phil. XVI. 70.

Andere Bezeichnungen langer Vokale sind mehr zufälligen Ursprungs. Der lange Vokal *ü* wird im späten Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen durch *iu* bezeichnet, weil der alte Diphthong *iu* in seiner Aussprache dem langen *ü* nahegekommen oder mit ihm zusammengefallen war. Ähnlich ist *ie* im Neuhochdeutschen Bezeichnung des langen *î* geworden, weil die meisten langen *i* aus einem älteren diphthongischen *ie* entstanden sind. Ebenfalls historische Schreibung liegt vor, wenn in neuniederdeutschen Wörtern *e* und *i* als Dehnungszeichen erscheinen, wenn *Soest* als *Sost*, *Troisdorf* als *Trosdorf* gesprochen wird. Zweifelhaft kann nur sein, ob *e* und *i* hier ursprünglich wirklich gesprochene Nachklänge waren und aus diesen diphthongartigen Lauten sich später wieder einfache Längen entwickelten, oder ob sie schon in früherer Zeit nur Längezeichen waren. Im letzteren Fall würden sie sich entwickelt haben in solchen Wörtern, die durch Kontraktion entstanden sind. Aus *slahen* wird niederdeutsch durch Ausfall des *h slaen, slân;* wurde hier die historische Schreibung *slaen* weiter geführt, so konnte auch für *stan* ein *staen* eintreten. Das Dehnungs-*h* des Neuhochdeutschen entstammt solchen Wörtern, in denen *h* ursprünglich wirklich gehört wurde: weil z. B. *stahel* sich lautlich zu *Stâl* wandelte, aber das alte *h* in der Orthographie weitergeführt wurde, konnte ein älteres *mâl* später *Mahl* geschrieben werden.

Auch für die Bezeichnung des kurzen Vokals hat sich durch zufällige Umstände gelegentlich ein besonderes Mittel entwickelt. Im Nhd. ist es Charakteristikum vokalischer Kürze, dass danach Doppelkonsonant geschrieben wird. Die meisten kurzen Vokale nämlich des Mittelhochdeutschen sind im Nhd. zu Längen geworden, wenn einfacher Konsonant darauf folgte. Vor Doppelkonsonanz dagegen blieb die Kürze erhalten; die Doppelkonsonanz selber wurde mit der Zeit nahezu oder gänzlich zur einfachen Konsonanz, wobei jedoch das alte Zeichen beibehalten wurde. Dadurch entwickelte sich die Empfindung, als ob kurzer Vokal und Doppelkonsonanz zusammengehörten, und letztere wurde auch dann geschrieben, wo auch vor einfacher Konsonanz die Kürze erhalten blieb.

QUALITÄT DER LAUTE.

Vgl. Fr. Kauffmann, *Über ahd. Orthographie.* German. XXXVII, 243.

§ 22. Jede für das praktische Leben eingerichtete Orthographie leidet an zahlreichen Unvollkommenheiten. Das Wort, der Satz besteht aus einer unendlichen Anzahl in einander übergehender Laute, von denen die Orthographie nur einige Hauptpunkte, die besonders deutlich ins Ohr fallen, festhalten kann. Diese Auswahl kann nach Ort und Zeit, nach verschiedenen Schreibern verschieden sein. Der Diphthong *ei* erscheint althochdeutsch und mittelhochdeutsch unter Nichtbeachtung des zweiten Bestandteils häufig als *e* geschrieben, ebenso, aber seltener, *ou* als *o;* auf oberdeutschem Gebiet wird in mittelhochdeutscher Zeit häufig *i* und *u* zur Bezeichnung von *ie* und *uo* verwendet, die dort noch heute nicht monophthongiert sind; auch auf md. Boden sind sicher lange noch Diphthonge gesprochen worden, obwohl man nur das einfache Zeichen schrieb. Ferner erscheint ein Wort im Zusammenhang des Satzes bald in der, bald in jener Gestalt; sein Anlaut und sein Auslaut werden durch die vorhergehenden oder nachfolgenden Laute beeinflusst. Die meisten Rechtschreibungen aber und so auch die deutsche, führen eine Gestalt des Wortes in allen Stellungen durch. Einen Versuch, den Erscheinungen der Satzphonetik gerecht zu werden, hat Notker gemacht (s. unten beim Konsonantismus); auch in mittelhochdeutschen Handschriften finden sich Spuren seiner Regel.

Interessante Belege von Sandhi bietet die Schreibung in der von J. Haupt herausgegebenen Schrift eines oberrheinischen Revolutionärs (Z. f. Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft VIII).

§ 23. Andere Eigentümlichkeiten der deutschen Orthographie erklären sich aus besonderen geschichtlichen Verhältnissen. Das Material zur Bezeichnung des Deutschen haben die lateinischen Buchstaben abgegeben. Es sind somit die Unvollkommenheiten der lateinischen Orthographie auch auf die deutsche übergegangen. Wie im Lateinischen, so werden auch im Deutschen offenes *e* und *o* und geschlossenes *e* und *o*, die reinen Vokale und die Nasalvokale nicht von einander unterschieden. Auch im Deutschen hat *c* bald die Geltung von *k*, bald — im älteren Hochdeutschen wenigstens, wenn auch nicht gerade häufig — die von *z*. Eine Anzahl von deutschen Lauten ist dem Lateinischen fremd, so dass Verlegenheiten für die Bezeichnung entstehen. So kennt das Lateinische die deutschen Umlaute nicht, mit Ausnahme des *e*. Der Umlaut von *a* zu *e* ist daher auch der einzige, der im älteren Althochdeutschen Bezeichnung findet; in der ganzen altdeutschen Zeit werden auf niederdeutschem und mitteldeutschem Gebiet, seltener auch im Oberdeutschen die Umlaute von

o und *u* nicht von den unumgelauteten Vokalen unterschieden. Die Laute, welche im Oberdeutschen die germanischen Medien *g* und *b* vertreten, haben im Lateinischen keine genaue Entsprechung: daher schwankt ihre Bezeichnung zwischen *g* und *k*, *b* und *p*. Statt des sonstigen hochdeutschen *pf* erscheint in den althochdeutschen Denkmälern von St. Gallen, Reichenau, Murbach ein anlautendes *f*; dieses kann nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Spirans darstellen, denn in der Gegenwart wie in mittelhochdeutscher Zeit erscheint in den betreffenden Gegenden an dieser Stelle die Affricata *pf*, sondern es ist ungenaue Wiedergabe, die dadurch hervorgerufen wurde, dass dem Lateinischen und Romanischen der Anlaut *pf* fremd war. Dem Romanen ist es schwer, vokalischen Anlaut und Anlaut mit *h* von einander zu scheiden; daher begegnet es im Althochdeutschen nicht selten, dass *h* anlautend erscheint, wo es historisch keine Berechtigung hat. Und soll der deutsche Laut wirklich deutlich zur Anschauung gebracht werden, so greift der romanische Schreiber zu dem Zeichen *ch* oder selbst zu *c*, wie dies besonders im Westfränkischen und im ältesten Südrheinfränkischen geschieht; statt der Lautgruppe *rht*, die dem Lateinischen ganz fremdartig erscheinen muss, begegnet althochdeutsch und auch mittelhochdeutsch nicht selten die Schreibung *rct*. Für die gutturale Media und für die palatale tönende Spirans stand nur das eine Zeichen *g* zur Verfügung, und so muss in jedem einzelnen Falle untersucht werden, ob Verschluss- oder Reibelaut gemeint ist.

§ 24. Manche Abweichungen der deutschen Orthographie von einer rein phonetischen Schreibung sind nicht in ihrem Ausgehen von der lateinischen Zeichengebung, sondern in der weiteren Entwickelung der Sprache begründet. Erstens darin, dass ein Laut sich verändert, während die Bezeichnung mit dem Wandel der Aussprache nicht gleichen Schritt hält: die sog. historische Schreibung. Wenn in den frühesten althochdeutschen Quellen an Stelle eines vor *i* oder *j* stehenden *a* bald *a* bald *e* geschrieben wird, so ist nicht das eine Mal *a*, das andere Mal *e* gesprochen worden, sondern jenes ist die ältere, dieses die jüngere Schreibung. Das gleiche gilt, wenn in mittelhochdeutschen Hss. neben einander anlautendes *sc* und das daraus entstandene *sch* erscheinen. Historische schreibungen des Nhd. sind: *ei*, für das wir *ai* (noch genauer *ae*) sprechen, *el, em, en, er* in Endsilben, wo wir nur silbenbildendes *l*, *m*, *n*, *r* hören lassen, *chs* für *ks* der Aussprache, *ng*, das nur noch ein einfacher Laut, *sch*, aus *s-ch* (zu welcher Zeit der Übergang in den einfachen Laut erfolgte, ob etwa schon altdeutsch, ist kaum zu bestimmen), *sp* und *st* im Anlaut der Wörter, wo die korrekte Theateraussprache *schp* und *scht* verlangt. Zwischen ahd. *so wer* und mhd. *swer* muss die Mittelstufe **sewer* liegen; diese fehlt jedoch in der schriftlichen Überlieferung.[1]

Zweitens darin, dass Laute, die ursprünglich deutlich geschieden sind, im Laufe der Entwickelung einander nahekommen oder gänzlich zusammenfallen. Dann wird das Zeichen für den einen Laut auch für den andern zur Anwendung gebracht. Für anlautendes *sl* erscheint althochdeutsch auch die Schreibung *scl* wohl deshalb, weil in der Lautgruppe *sl* sich schon der gleiche palatale Zwischenlaut entwickelt hatte, wie er in der Gruppe auftrat, die man mit *sc* bezeichnete. Umgekehrt wird deshalb im Mittelhochdeutschen gelegentlich für *scatz* oder *schatz*, *scepfen* oder

[1] Möglicherweise liegt ein in alter Zeit geschwächtes *so* vor *huer* etc. in dem Tatianschen *sihwer, sihwelih, sihwer* vor, aus dem dann ein *sih* abstrahiert und zur Bildung von md. *sihein* (auch *sohein* geschrieben) verwendet wurde.

schepfen die Schreibung *saz, sepfen* gefunden. Weil gegen Ende des Althochdeutschen der Diphthong *iu* sich der durch Umlaut entstandenen einfachen Länge *ü* annäherte, wird in der Regel der Umlaut mit *iu* geschrieben, aber auch umgekehrt *u* für den ursprünglichen Diphthongen verwendet, so im späten Althochdeutschen nicht selten, und fast durchgehends im Mittelbinnendeutschen (in den Arnstädter mitteldeutschen Parzivalbruchstücken steht *iu*). Als im Ausgang der althochdeutschen Zeit die Endungsvokale sich zu einem und demselben Laut abschwächten, erschienen in den einzelnen Endungen alle möglichen Vokalzeichen (vgl. z. B. die Ambraser Beichte). Im Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen wird statt *e* gelegentlich auch *o* geschrieben, z. B. *om* = *em*, ihm (vgl. *tot om : Jerusalem* Nd. Jahrb. XIV, 66, 8), *fromede* statt *fremede*, weil *o* auch zur Bezeichnung von *ö* diente und dieses dem *e* nahestand. Im Bairischen des 13. Jahrhs. sind *b* und *w* einander nahegekommen, daher von da ab für älteres *b* auch *w*, für älteres *w* auch *b* begegnet. Ebenso steht im Mnd. *th* auch für *d*, nachdem die Spirans und die Media zusammengefallen. Im Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit und im älteren Nhd. erscheint *mb* häufig für *m* geschrieben. (*boumb* = *Baum, heimb* = *heim, -thumb* = *thum*) weil altes *mb* sich zu *mm* (auslautend *m*) assimiliert hatte. Weil altes *ie* im Nhd. zu *ī* geworden, wird auch das *ī*, das aus mhd. *i* hervorging, mit *ie* bezeichnet, z. B. *liegen* (mhd. *ligen*), *gemieden* (mhd. *gemiten*).

Drittens haben etymologische Bestrebungen einer rein phonetischen Schreibung entgegengewirkt; man trachtete danach, etymologisch zusammengehörige Formen auch in der Schreibung übereinstimmen zu lassen. So wird ahd. und mhd. das Zeichen *n* auch dann meist festgehalten, wenn ein *n* durch Zusammenrückung oder Zusammensetzung vor ein *b* oder *p* getreten und dadurch zu *m* geworden; es wird *wînberi, anblic, unbescheiden* geschrieben mit Rücksicht auf *wîn, an, un-* in den Fällen, wo es nicht vor Labial stand. Am stärksten findet diese Tendenz im Neuhochdeutschen ihren Ausdruck. Der Umlaut von *a* wird *ä* geschrieben, wenn die Verwandtschaft mit solchen Formen zum Bewusstsein kommt, die *a* enthalten, aber *e*, wenn dies nicht der Fall ist, also die *älteren*, aber *Eltern*, die *Fährte*, *willfährig*, aber *Ferge*, *fertig*. Der mittelhochdeutsche Wechsel von inlautender Doppelkonsonanz und einfacher Konsonanz im Auslaut (*man-mannes*) ist im Neuhochdeutschen verloren gegangen. Man schreibt *Jahrhundert, wahrhaftig*, obwohl die ersten Silben in der Regel kurz gesprochen werden.

Viertens wird die Schreibung durch die Wechselwirkung der schriftlichen Überlieferung und der lebendigen Rede beeinflusst: z. B. die im 14., 15. Jahrh. nicht selten auftretenden Formen *jenhen, senhen* sind Vermischungen des gesprochenen *jen, sen* mit den schriftsprachlichen Formen *jehen, sehen*. Mittel- und Niederdeutsche, die mit ihrem *p* den schriftsprachlichen Laut *pf* verbinden, schreiben *p* gelegentlich auch in *empfangen, empfehlen*.

Vgl. Behaghel. *Schriftsprache und Mundart.* Giessen 1896, Anm. 31.

Möglicherweise sind auch Formen wie as. *giuhu* Mischungen aus *giu* und *gihu* (anders MSD[3]II, 376).

§ 25. Die erörterten Abweichungen der deutschen Orthographie von einer rein phonetischen Schreibung sind nicht ohne Bedeutung für die Sprache selbst, indem die Schrift unter Umständen auf die Aussprache zurückwirkt. Ob derartiges in älterer Zeit stattgefunden, lässt sich nicht

ermitteln. Wenn die heutige Theatersprache[1] keinen Unterschied zwischen *ei* = ad. *ei* und *ei* = ad. *î*, zwischen *au* = ad. *ou* und *au* = ad. *û* macht, so ist das lediglich Einfluss der Schrift; es gibt wohl keine deutsche Mundart, die diesen Zusammenfall hat eintreten lassen. Umgekehrt kommt es vor, dass die Stammvocale von Wörtern wie *stetig*, *leer*, *schwer* und *bestätigen*, *erklären*, *gefährlich* unterschieden werden, obwohl überall derselbe mhd. Laut *æ* zu Grunde liegt. Die Deutschen in Esthland sprechen *die Haide*, *Kaiser*, *Maid* mit einem wirklichen *ai*, dagegen *der Heide*, *keiner*, *Meineid* mit wirklichem *ei*; überall liegt der gleiche altdeutsche Diphthong *ei* zu Grunde. Wenn die Schweizer hochdeutsch reden, so setzen sie an Stelle ihres *î* ein *ei*, weil dieses die Schreibung der Schriftsprache ist. Die Theateraussprache von *t* als Tenuis aspirata ist ein reines Kunstprodukt. Das Nebeneinander von *d* und *t* in unserer Orthographie entspricht einem älteren Unterschied von tönendem und tonlosem Laute, bezw. von Tenuis lenis und Tenuis fortis. Der Unterschied zwischen (tönender) Media und Tenuis ist dem Hochdeutschen gänzlich verloren gegangen; ebenso vermögen die wenigsten hochdeutschen Mundarten, zumal im Anlaut, einen Unterschied zwischen dentaler Lenis und Fortis zu machen. Da aber die historische Schreibung unserer neuhochdeutschen Sprache die alte Scheidung noch festhielt, so übertrug man, um der Verschiedenheit der Zeichen gerecht zu werden, auf sie denjenigen Unterschied, der bei *g* und *k*, zum Teil auch bei *b* und *p* geläufig war. Oder stammt die Aspiration aus Wörtern wie *träg*, *treten*, *treu*, bei denen im Nd. *t'* auftritt?

VI. DAS TEMPO DER REDE.

§ 26. Über die absolute Schnelligkeit der Rede lässt sich für vergangene Zeiten keine Ermittelung anstellen. Für die lebenden Sprachen liessen sich unmittelbare Beobachtungen machen, und es würde sich wohl ergeben, dass hierin nach Mundarten Verschiedenheiten bestehen; allein es fehlt noch fast gänzlich an Vorarbeiten.

Leichter dagegen ist es, die Lage der Pausen im Satze, die Gliederung der Rede in Satztakte festzustellen. Neben der mehr oder weniger subjektiven Beobachtung der lebendigen Rede kann als objektives Kriterium dienen, dass man fragt, wie im musikalischen Recitativ die Rede behandelt, wo dort die Pausen gesetzt werden. Für die ältere Zeit dienen als Anhalt die oben erwähnten Punkte bei Notker; ferner die Art und Weise, wie Parenthesen eingefügt werden, denn diese können nur an solchen Stellen eingeschaltet werden, wo Satztakte schliessen; endlich der Versbau: Versenden und Cäsuren fallen im allgemeinen mit dem Schluss von Satztakten zusammen; Enjambement ist nichts anderes als Zerreissung von Satztakten durch Verseinschnitte. Vergleicht man die mit diesen Hülfsmitteln gewonnenen Resultate, so zeigt sich, dass die Gliederung in alter mit der in neuerer Zeit übereinstimmt.

Ob überhaupt Pausen gemacht werden, hängt von zahlreichen Umständen ab. Verschiedene Personen verfahren darin verschieden, und der einzelne verfährt bald so, bald so, je nach dem Zweck der Rede, nach seiner Geistesverfassung, dem Grade von Ruhe und Vorbedacht, mit welchem er spricht. Aber zwei allgemeine Sätze lassen sich aufstellen.

[1] Das soll lediglich ein beschreibender Ausdruck sein und durchaus nicht sagen, dass das Theater Urheber solcher Aussprache sei.

Erstens treten zwischen zwei Gliedern um so eher Pausen ein, je umfangreicher dieselben sind: *der Zug der Vertriebenen* ist enger gefügt, als *der traurige Zug der armen Vertriebenen*. Zweitens wird eher eine Pause gemacht, wenn das bestimmte Glied vorangeht, das bestimmende nachfolgt, als bei der umgekehrten Stellung: in den Ausdrücken *Gottes Geist, rot Röslein, es irrt der Mensch*, ist die Verbindung eine festere als in *der Geist Gottes, Röslein rot, der Mensch irrt.*

Die Frage, wo diese Pausen eintreten, ist überhaupt nur aufzuwerfen bei mindestens drei Satsgliedern. Hier liegt die Sache entweder so, dass das Glied *a* durch das Glied *b* und dieses wieder durch das Glied *c* bestimmt wird, oder aber *a* wird erstens durch *b*, zweitens durch *c* bestimmt. Das Glied, welches im erstern Falle einerseits zur Bestimmung dient, anderseits selber bestimmt wird, und das Glied, auf welches im zweiten Falle die beiden Bestimmungen sich beziehen, bezeichne ich als das bindende Glied, die beiden andern als die gebundenen. Es gilt nun der Satz: das bindende Glied steht zu jedem der gebundenen in engerer Beziehung, als die gebundenen unter sich. Steht also das bindende Glied an erster oder an letzter Stelle, so tritt die grössere Pause stets zwischen den beiden gebundenen Gliedern ein. So in attributiven Verhältnissen: *mendislo | manno cunneas* (Hel. 402) — *die Spuren | des schmerzlichen Übels* — *des Frühlings | lieblicher Hauch; die Belagerung Wiens | durch die Türken.* — Im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikates: *nezzo ih min bette: nahteliches* (Notker Ps. 6, 7.) — *des habent die wârheit | sîne lantliute* (Iw. 12), — *der da Trost | dem Dulder gab* (Messias von Händel, Nr. 94), *der hatte Wohlgefallen | an seinem Tode* (Mendelssohn, Paulus, Nr. 48).

Steht dagegen das bindende Glied in der Mitte zwischen den gebundenen, so tritt die grössere Pause zwischen dem ersten gebundenen Glied und dem bindenden ein. Das gilt wenigstens im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikats: *mit dien zungon! farent sie trugelicho* (Notk. Ps. 5, 11), *mit sinen zeichenen machot er in versihtigen* Notk. Ps. 9[b], 10). — *die Schmach | bricht ihm sein Herz* (Messias Nr. 94), *der Allerhöchste | wohnt nicht in Tempeln* (Paulus Nr. 6), *auch so das Glück | tappt unter die Menge.* Aber es findet sich auch die Pause zwischen dem mittleren Glied und dem zweiten Glied: *uuanda din uuerchmahtigi erhauen ist. uber himela* (Notk. Ps. 8, 2) *dess Name heisst | Immanuel* (Mess. 28). Auch bei attributiven Verhältnissen scheint die stärkere Pause vor dem bindenden Gliede zu liegen; vgl. *den letzten | Saum seines Kleides*, *den brennenden | Durst meines Busens.* Endlich wo attributive Verbindung und prädikative Verbindung zusammentreffen, ist die erstere die festere; *ich gnâdelôser man | gedâhte (war ich kêrte)* (Iw. 780), *dass erfüllt würden | die Schriften der Propheten* (Matthäuspass. Nr. 63).

Bei mehr als drei Satzgliedern gelten im allgemeinen die gleichen Regeln wie diejenigen, die eben aufgestellt worden; die Stellen der Pausen werden gefunden, indem man immer drei aufeinanderfolgende Glieder mit einander unter Anwendung unserer Regeln vergleicht. Es ergeben sich also z. B. folgende Gliederungen: *ze demo dinemo heiligen hus. peton ih hinnan dara. in dinero forhtun* (Notk. Ps. 5, 8). — *daz in sîn boese site | vil dike hât entêret* (Iw. 234), — *aber am ersten Tage der süssen Brod' | traten die Jünger zu Jesu* (Matth. pass. Nr. 27), — *ich im Geist gebunden | fahre hin | gen Jerusalem* (Paulus Nr. 41) — *rasch | tritt der Tod | den Menschen | an.* Aber es macht sich zugleich ein von den grammatischen Beziehungen unabhängiges Bestreben geltend, den Umfang, das Gewicht der Satzglieder zu einem möglichst gleichmässigen zu gestalten: *uz iegelichem orte schein | ein also gelpfer*

rubin (lw. 624), — *Wind ist der Welle | lieblicher Buhler,* — *und es erhob sich ein Sturm | der Juden und der Heiden* (Paulus Nr. 37), — *und habe bezeugt den Glauben | an meinen Herrn Jesum Christum* (Paulus Nr. 41); aber es würde heissen: *ich habe bezeugt | den Glauben an Christum.*

VII. DIE BETONUNG.

Vgl. Ed. Hoffmannn(-Krayer), *Stärke, Höhe, Länge.* Strassburg 1892; dazu Phonetische Studien VI, 115.

A. DER MUSIKALISCHE ACCENT.

§ 27. Der musikalische Accent des Deutschen lässt sich nur für die lebendige Rede der Gegenwart ermitteln. Während man bei dem dynamischen Accent Satzbetonung einerseits und Wortbetonung anderseits unterscheiden muss, hat bei dem musikalischen Accent eine solche Trennung keinen Wert, denn die Tonhöhe innerhalb des einzelnen Wortes bestimmt sich lediglich nach seiner Stellung und Verwendung innerhalb des Satzes, und für die Satzmelodie ist es gleichgültig, ob das Steigen oder Fallen der Töne auf mehrere einzelne Wörter verteilt ist oder ob es innerhalb der Silben eines Wortes oder gar nur auf einer Silbe sich vollzieht.

Die Grösse der Intervalle, innerhalb welcher die Rede sich bewegt, und die absolute Tonhöhe der Mittellage sind, wie das Tempo der Rede, nach Individuen, nach der innern und äusseren Situation der Redenden und wohl auch nach Mundarten verschieden. Der mittlere Tonumfang der einfach berichtenden oder darlegenden Rede scheint etwa eine Quarte bis Quinte zu betragen. Es wäre interessant zu wissen, ob die mittlere Stimmlage des Sprechenden in einem bestimmten Verhältnis zu dem Umfang seiner Stimme steht. Nach den wenigen Beobachtungen, die mir zu Gebote stehen, getraue ich mir nicht, darüber ein Urteil zu fällen.

Bestimmtere Regeln lassen sich geben über die Art der Tonbewegung, darüber, ob und wann sie eine aufsteigende oder absteigende sei. Die absteigende Bewegung entspricht im allgemeinen dem Abschliessen eines Gedankens; sie tritt also vor allem am Ende eines in sich vollkommen abgeschlossenen Satzes ein, der eine einfache Aussage enthält. Die aufsteigende Betonung hat den Charakter des Unabgeschlossenen, des Erwartenden oder die Erwartung Erregenden. Sie ist daher Regel am Ende des Aufforderungssatzes und des Fragesatzes, und zwar ist beim Fragesatz die Steigerung eine grössere als beim Aufforderungssatz. Sie tritt ferner im zusammengesetzten Satz ein vor Beginn eines neuen Satzes, sei es, dass der übergeordnete, sei es, dass der untergeordnete Satz vorangeht. Endlich scheint mir auch im einfachen, aber in Satztakte zerfallenden Satze die Neigung zu bestehen, am Abschlusse der Takte den Ton in die Höhe gehen zu lassen.

Vgl. Helmholtz, *Tonempfindungen*², 364.

B. DER DYNAMISCHE ACCENT.

1. DER SATZACCENT.

§ 28. Über den heutigen Satzaccent, über das Verhältnis der Tonstärke, das zwischen verschiedenen Wörtern besteht, lässt sich eine allgemeine Regel aufstellen. Zwei Wörter werden gleich stark betont, wenn beide für den Hörenden von gleicher Bedeutung sind; sie werden gewöhnlich — es

ist das keine unbedingte Notwendigkeit — verschieden betont, wenn dies nicht der Fall. Wenn man für ein Wort durch schwächere Betonung ein geringeres Mass von Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so thut man es deshalb, weil ein etwaiges Überhören oder Missverstehen desselben einen verhältnismässig geringen Schaden verursacht. Diese Unschädlichkeit kann in zwei Fällen eintreten: erstens wenn das eine von zwei Wörtern entbehrlich ist, zweitens wenn es sich unschwer ergänzen lässt.

I. Das erste Verhältnis liegt vor:

a) Bei Verbindung von Substantiven mit partitiven oder possessiven Genitiven, wo das vom Teil oder vom Besitztum Ausgesagte gerade so gut vom Ganzen oder vom Besitzer ausgesagt werden könnte.

2 1
Es wird also betont: *er wird die Schwelle meines Hauses nicht betreten;*[1]
2 1 2 1
die Gestalt Homers ist sagenhaft; die Dichtung der Ilias wird ewig leben: denn es könnte gerade so gut heissen: *er wird mein Haus nicht betreten; Homer*
1
ist sagenhaft; die Ilias wird ewig leben. Dagegen wird betont: *der Bau*
1 1 1 1 1
meines Hauses, die Gestalten Homers, die Abfassungszeit der Ilias.

b) bei possessiver Verbindung, wenn der Eigentümer als bekannt voraus-
2 1 2 1 2 1
gesetzt wird: *Goethes Faust, Mozart's Zauberflöte, Raphaels sposalizio.* Sagen
1 1
wir: *der Faust von Goethe*, so wollen wir über den Autor belehren. Auf diese Weise erklärt sich auch der Umstand, dass die Pronomina Possessiva schwächer betont sind als die Substantiva, bei denen sie stehen. Spreche
2 1
ich von *meinem Hause*, so nehme ich an, der Hörer wisse, dass ich ein Haus besitze, sonst würde zugefügt werden, »ich besitze nämlich ein solches«.

c) bei der Verbindung von Vorname und Zuname, von Titel und Name.

d) bei der Verbindung von Substantiv und Adjektiv oder von Verbum und Adverbium, wenn das Adjektiv, bezw. das Adverbium nichts wesentlich Neues beibringt, sondern der in ihm ausgesprochene Anschauungsgehalt eigentlich schon im Substantiv bezw. im Verbum enthalten ist. So heisst es:
2 1 2 1 2 1
lieber Freund; *bestelle einen freundlichen Gruss*; *Gleichgültigkeit ist ein leerer Schall*
1
(vgl. *Name ist Schall und Rauch*); dagegen würde man betonen: *ein langjähriger*
1 1 1 1 1
Freund, eine freundliche Wohnung, ein dumpfer Schall. — Ferner heisst es; *sie*
1 2 1 2 1
redeten zusammen, d. h. miteinander. *sie plauderten miteinander*, aber *sie redeten*
1
zusammen, d. h. gleichzeitig.

1 2 1
e) bei den nachgestellten Präpositionaladverbien : *den Tag über, die Nacht*
2
durch; der blosse Accusativ würde auch genügen.

f) beim Artikel, dem die Verbalformen begleitenden persönlichen Pronomen, den Präpositionen, den meisten Konjunktionen; denn zur Zeit ihres Aufkommens war ihre Verwendung fakultativ; Beziehungen, die bereits empfunden wurden, ehe sie da waren, erfuhren durch sie eine Verdeutlichung.

Wollte man die Wörter, die zu den vorstehenden Kategorien gehören,

---

[1] Mit 1 bezeichne ich den stärkeren, mit 2 den schwächeren Ton.

nach einem praktischen Kriterium zusammenfassen, so könnte man sagen: es sind solche, die im Telegrammstil weggelassen werden.

II. Dass ein Wort sich leicht ergänzen lässt, ist der Fall

a) wenn eine Beziehung durch unmittelbare physische Hinweisung deutlich gemacht werden kann; daher sind die deiktischen Pronomina, zu denen auch die Pronomina personalia der 1. und 2. Person gehören, proklitisch oder enklitisch: *dieser Mensch; sie liebt mich, ruft dich.*

b) wenn die vorliegende Nennung des Begriffs nicht die einzige ist:

1) wenn der Begriff schon einmal ausgesprochen worden: anaphorische Wörter sind stets schwächer betont als nicht anaphorische. Und zwar ist es ganz gleichgültig, ob das zweitemal der Begriff mit demselben Wort gegeben wird wie das erstemal, oder ob ein Synonymon dafür eintritt, oder ob die Zurückweisung in noch freierer Weise erfolgt. Es heisst also: (*er säte Unkraut unter den Weizen*); *da nun das Kraut*[2] *wuchs*[1]. — *Er legte ihnen ein ander*[1] *Gleichnis*[2] *vor.* — *und zog vom Steine sich hebend auch vom Sitze*[2] *den Sohn*[1]. — *Die Gegeneinanderstellung des Rhapsoden und Mimen scheint nur ein Mittel, um der Verschiedenheit*[1] *beider Dichtarten*[2] *beizukommen.* — (*selbst die Kräuter und Wurzeln miss ich ungern*), *wenn auch der Wert*[1] *der Ware*[2] *nicht gross ist.* So ist denn auch das anaphorische Pronomen und das Reflexiv proklitisch oder enklitisch, wie es wohl auch schon im Indogermanischen gewesen. Und auch die gleichfalls indogermanische Tonschwäche des Verbums erklärt sich vielleicht aus unserm Satze, denn im Zusammenhang der Rede ist das Verbum, das ja in jedem Satze wiederkehrt, ein wenn auch variiertes Wiederaufnehmen einer vorausgegangenen Thätigkeit.

2) wenn der Begriff später noch einmal ausgesprochen wird: *und wir bringen die Frucht*[1] *herein*[2], (*wie das Heu*[1] *schon herein*[2] *ist.*) — *So schützt*[2] *die Natur*[1], (*so schützen*[2] *die wackern Deutschen*[1]).

c) Wenn die Zahl der möglichen Ergänzungen eine verhältnismässig geringe ist. Nehmen wir eine beliebige Verbindung von zwei Begriffen, z. B. *er liebt eine Spanierin*, so könnte mit *er liebt* eine grosse Zahl von andern Objekten verbunden werden, und *die Spanierin* zu vielen anderen Verben als Objekt gesetzt werden: beide Begriffe sind variabel. Diese Abänderungsfähigkeit ist nun bei verschiedenen Verbindungen eine sehr verschiedene. Natürlich ist der variablere Begriff weniger leicht zu ergänzen. Man kann also sagen: der variablere von zwei Begriffen ist der stärker betonte. Ein solcher Unterschied der Variabilität liegt z. B. vor:

1) bei der Verbindung von Hülfszeitwörtern mit Vollwörtern: *ich habe*[2] *gesehen*[1]; *ich werde*[2] *gehen*[1]; *ich will*[2] *kommen*[1]; *ich wünsche*[2] *zu hören*[1].

2) bei der Verbindung eines Verbs mit prädikativem Nomen: *Einigkeit*[1] *macht*[2] *stark*[1].

3) bei der Verbindung von Verben mit Ortsbestimmungen: *sie kamen zusammen*[1]; *er reiste*[2] *nach Berlin*[1]; dagegen bei modalen Bestimmungen ist die Variabilität ungefähr die gleiche: *sie kamen*[1] *eilig*[1]; *er reiste in Ruhe*[1].

2 1 2

2 1 2

4) bei attributiven Ortsbestimmungen: *der Kaiser von Japan, die Schlacht*
1
von Arbela.

In anderen syntaktischen Verbindungen liegt bald gleiche, bald verschiedene Variabilität von zwei Begriffen vor. Z. B.:

2 1

1) bei objektiver Verbindung: z. B. *er trinkt Wein;* bei der Nennung einer Getränke-Bezeichnung liegt das Verbum *trinken* unmittelbar nahe, mit *trinken* aber lässt sich eine stattliche Anzahl von Getränkbezeichnungen verbinden.
1 1
Dagegen heisst es z. B. *die Liebe beweget das Leben;* von keinem der beiden Wörter kann gesagt werden, dass seine Ergänzung nach Nennung des anderen naheliege.

2 1 2 1

2) bei attributivem Adjektiv: es heisst *altes Linnen; zum goldenen Löwen:*
2 1
der heiligen Schriften; aber nicht minder häufig ist gleich starke Variabilität
1 1 1 1
und Betonung: *der traurige Zug (der Vertriebnen); guter fliehender Menschen;*
1 1
(der Wind) mit lieblicher Kühlung.

3) Bei attributivem Genitiv: es heisst: *(betrachtet seine Gestalt) mit dem*
2 1 2 1
Auge des Forschers. — er vergoss Thränen der Freude. An und für sich sind in beiden Sätzen die beiden Glieder der genitivischen Verbindung gleich variabel; aber in dem vorliegenden Zusammenhang, in der Nachbarschaft der Verben *betrachten, vergiessen* liegen die Ergänzungen von *Auge* und *Thränen* viel näher als die von *Forscher* und *Freude.* Dagegen wird betont: *(und gab*
1 1 1
ihr) den Schlafrock unsers Vaters dahin — (habe zusammengepackt) die Ketten
1
meiner seligen Mutter.

Vgl. W. Reichel, *Von der deutschen Betonung.* Leipziger Diss. 1888. — [ders., *Sprachpsychologische Studien,* Halle 1896, S. 1 ff.]. — J. Minor, *nhd. Metrik.* S. 83. — E. Hoffmann—Krayer, *Zum Accent und Sprachrythmus.* Zs. f. d. dtschn. Unterricht VIII, 757.

§ 29. Über den Satzaccent der älteren Sprache hat man Regeln abgeleitet aus der Verwendung der Alliteration, aus Otfrids und Notkers Accentuation (s. oben S. 675).

Vgl. Rieger, *Die alt- und angelsächsische Verskunst,* ZfdPh. VII. — Horn, PBB. V, 164. — Ries, *Die Stellung von Subjekt und Prädikatsverbum im Heliand,* Strassburg 1880, Exkurse. — Sobel, *Die Accente in Otfrids Evangelienbuch.* Strassburg 1882. — Piper, *Otfrids Accente,* PBB. VIII, 225. — Fleischer, *Das Accentuationssystem Notkers in seinem Boethius,* ZfdPh. XIV, 129. — Sievers, *Die Entstehung des deutschen Reimverses.* Beitr. XIII, 121. — Wilmanns, *Der altdeutsche Reimvers.* Bonn 1889. — [Fr. Bodenstein, *Die Accentuierung der mehrsilbigen Präpositionen bei Otfrid.* Freiburger Diss. 1896.]

Bei Vergleichung dieser Regeln mit dem heutigen Zustande zeigen sich mancherlei Übereinstimmungen. Die Behandlung der Partikeln ist im ganzen die gleiche wie heutzutage; insbesondere sind Ortsadverbia stärker betont als andere Adverbia; bei Verbindung von Verbum finitum und Infinitiv ist das erstere schwächer betont als der letztere. Der Titel erhält bei Otfrid geringeren Ton als das dabei stehende Substantiv *(druhtin krist);* dazu stimmt im mhd. die Thatsache, dass *herre* und *vrouwe* vor Eigennamen zu *her, ver* geschwächt worden. Aber auch bedeutende Unterschiede scheinen zu bestehen.

Dass von zwei Ausdrücken derjenige der schwächer betonte sei, der einen früheren wieder aufnimmt, lässt sich nicht erkennen. Besonders auf-

fallend ist, dass von zwei Nomina stets dem ersteren der überwiegende Ton zuzukommen scheint. Ist nun seit der altdeutschen Zeit eine wesentliche Veränderung des Tones eingetreten, oder ist unsere Kenntnis der alten Satzbetonung eine ungenügende? Man möchte glauben, dass die Gesetze unserer heutigen Betonung auch in älterer Zeit gegolten hätten, denn sie scheinen aus dem Wesen der Sprache hervorzugehen, während die erwähnte Regel über die Betonung zweier Substantive etwas ausserordentlich mechanisches hat. Zugleich scheinen Einzelheiten der Wortbetonung unser Gesetz als ein altes zu erweisen. So hat sich denn auch herausgestellt, dass Otfrids Accente in erster Linie metrische, nicht sprachliche Geltung haben, und so wäre es auch möglich, dass die Anwendung der Alliteration nicht lediglich mit der dynamischen Betonung, sondern mit metrischen und musikalischen Eigentümlichkeiten zusammenhinge. Weitere Forschung wird dieser Frage gewidmet werden müssen.

2. DER WORTACCENT.

A. DIE HÖCHSTBETONTE SILBE.

§ 30. Zu seiner Ermittelung dienen für die ältere Sprache die gleichen Hülfsmittel, wie beim Satzaccent.

Wie beim Satzaccent, gilt auch hier im allgemeinen der Satz, dass die wichtigsten Bestandteile den Ton erhalten. Das ist im einfachen Wort die Wurzelsilbe und im Kompositum in der Regel der erste Teil, so dass als äusserliche Regel der deutschen Betonung der Satz aufgestellt werden kann, dass die erste Silbe den Ton hat. Es heisst also *héiland, héllison, héllisunga*; *hímilrihhi, ántwurti, bíspel, úrteil; lóbsalig, mánagfald, úrmari*; *míotfagon, teilnehmen*.

Die allgemeine Regel bedarf aber für die Komposita einer Einschränkung. Nicht immer ist das erste Glied wirklich das wichtigere; es enthält nicht immer eine wesentliche Bestimmung des zweiten Teils, sondern gibt unter Umständen nur den Grad an oder wiederholt das, was im zweiten Teile schon gesagt ist. Hierher gehören die verstärkenden Zusammensetzungen des Nhd. (vgl. Tobler, *Wortzusammensetzung*, S. 104). Bei ihnen sind beide Teile gleich stark betont, oder das zweite Glied überwiegt das erste: *blútàrm* (= sehr arm; aber *blútàrm* = arm an Blut), *steinréich* (= sehr reich; aber *stéinrèich* = reich an Steinen), *grossmächtig, freundnáchbarlich, kleinwínzig*. Ähnliches begegnet auch ahd.: im Muspilli alliteriert *weroltrehtwison* auf *r*, nicht auf *w*, und auch bei Otfried scheinen mit *werolt* zusammengesetzte Substantiva einen starken Ton auf dem zweiten Teile gehabt zu haben; wenigstens kommt von den seltenen Fällen, in welchen die Otfridhss. beide Glieder eines Kompositums mit Accenten versehen, die grössere Zahl der Fälle auf derartige Substantive.

Noch weniger Ton haben einige dem Masse nach bestimmende Präfixe. So *ga-*: *gabírgi, garínnan*, ferner *vol-* in Verbindung mit Verben: *fulgángan, vollzíehen*. Schwanken herrscht beim Präfix *al-*. In der Substantivkomposition wird das Präfix betont; im Adjektiv betont das Altsächsische das Präfix; im Althochdeutschen ist das Präfix in der Regel unbetont. Auch bei *bora-* schwankt die Betonung: es erscheint bei Otfrid *boralángo, borathráto*, aber auch *bóralang* und *bóraláng*.

Ferner sind unbetont eine Anzahl von Präfixen, die mit dem Verbum untrennbare Komposition eingehen: *er-, ent-, ob-, ver-, zer-*. Hier konnte ursprünglich das einfache Verbum dasselbe aussagen, wie das spätere Kom-

positum; das Präfix diente Anfangs nur zur Verdeutlichung der Verbalbedeutung in ähnlicher Weise wie bei *freundnachbarlich, kleinwinzig* und den Präpositionen neben ihrem Kasus. Vielleicht gehört auch hierher, dass die Verbalkomposita mit *misse-, miss-* den Ton auf das Verbum legen; das Muster der bedeutungsverwandten Bildungen mit *ver-* und *zer-* könnte eingewirkt haben. Es spielt aber wohl auch unsere Regel von der Variabilität hier eine Rolle; das Präfix ist weit weniger variabel, als das damit verbundene Verbum.

Die — untrennbaren — Komposita von Verben mit *bi, duruh, ubar, untar* betonen in althochdeutscher Zeit wohl durchaus das Verbum, da in früherer Zeit das Verbum für sich allein den gleichen Sinn geben konnte, bzw. in der Verbindung von Verbum und Kasus der Kasus der Stütze des Präpositionaladverbs nicht bedurfte. Gegen Ende der althochdeutschen Zeit geht *durh* mit Verben auch solche Komposita ein, die trennbar sind und den Ton auf dem Präfix haben; im Mittelhochdeutschen treten dann auch gleichgeartete Komposita mit *bi, über, under* auf: *leitta sie dúre* Notker; *bí-ligen, únder-gan, über-loufen;* hier wird das Präfix betont nach der oben gegebenen Regel über das Stärkeverhältnis von Verbum und Lokaladverb.

Bei den Präfixen *hintar, umbi, widar* findet sich seit der althochdeutschen Zeit Betonung des Präfixes bei trennbarer Verbalkomposition neben Betonung des Verbs bei untrennbarer, und zwar ist — von wenigen Ausnahmen abgesehen, — die Bedeutung so verteilt, dass Präfixbetonung bei intransitiven Verben, Betonung des Verbs bei transitiven Verben gilt: im letztern Fall also war das Präfix unwesentlich zu der Zeit, als die lokale Bedeutung der Kasus noch deutlicher hervortrat. Nach dem Muster dieses Nebeneinanders von präfixbetonten und stammbetonten Verbalkomposita ist im Neuniederdeutschen der gleiche Wechsel auch entstanden bei den Kompositen mit *af*, wo im Altdeutschen nur Betonung des Präfixes galt: *áfsên-afsén, áfsnaken-afsnáken.*

Wenn die Präfixe, über deren Verbindung mit Verben wir gesprochen haben, mit Nomina verbunden sind, so tragen sie den Ton und weisen dementsprechend eine vollere ungeschwächte Form auf: *ántwurti, bíspel, frâtat, úrteil, zúrgang* etc. Dieser Unterschied zwischen nominalen und verbalen Präfixkomposita erklärt sich wohl aus unserem Gesetze von der Variabilität. Im Nominalkompositum ist das erste Glied viel veränderlicher als im Verbalkompositum, da dort ausser Adverbien die Nomina als erstes Glied in Betracht kommen. — Die Betonung des Präfixes gilt ursprünglich auch für die Verbindung von diesen Präfixen mit Partizipia, wo schon im Indogermanischen das Präfix den Ton hatte; aber in historischer Zeit hatte sich bis auf vereinzelte Fälle das Partizip dem zugehörigen Verbum in seiner Betonung angeschlossen; ein Rest der alten Betonung ist as. *thurfremid* (: *thionon*, Hel. 3283), nhd. *únterthan*[1]. Umgekehrt hat sich wohl gelegentlich das Verbum nach dem Partizip gerichtet (bei Otfrid einigemale *úbarfuar*).

§ 31. Diesen auf psychologischen Gründen beruhenden Accentgesetzen wirkt in nhd. Zeit ein mechanischen Ursachen entspringendes Streben entgegen, das Streben nach bequemerer Gewichtsverteilung. Bei Adjektiven von der Lautform ⏓̲ ⏓ ⏑ oder ⏓̲ ⏑ ⏓ ⏑ zeigt sich die Neigung, den Ton vom Wortanfang wegzurücken und auf die schwerste der Nebensilben zu verlegen. Es heisst *eigentümlich* und *eigentümlich, leibhaftig* und *leibháftig, nótwendig- notwéndig, wáhrscheinlich-wahrschéinlich, barmhérzig, dreifáltig, lebendig* (aus mhd. *lêbendic*). Fast lauter solche Wörter gehören hierher, die Kom-

[1] Ein ganz erstarrter Rest in *uralt*, altem Partizip zu **usalan*.

posita sind oder den Eindruck von Komposita machen, bei denen aber dem Sprachbewusstsein das Gefühl abgeht, dass ein erster Teil einen zweiten modifiziere: wir besitzen kein *haftig, wendig, scheinlich.* Das zeigt sich besonders deutlich bei den Komposita mit *un-*, wo der Ton auf der Vorsilbe steht, wenn der zweite Teil auch als selbständiges Adjektiv sich findet, sonst aber auch auf dem zweiten Teile liegen kann: *únfreundlich, únfruchtbar*, aber *únermesslich* und *unermésslich, únsäglich* neben *unsäglich* (aber auch *únmöglich* und *unmöglich, únglaublich* und *unglaúblich, únsterblich* und *unstérblich*, obwohl daneben *glaublich, möglich* und *sterblich* bestehen; hier haben wohl Verbindungen wie *ganz unmöglich* eingewirkt (s. unten S. 689). Ein Beispiel für das Verbum liegt vor in *schmarotzen*, falls dieses ein deutsches Wort ist (s. AzfdA. IX, 228). Auch das Substantiv zeigt diese Erscheinung: mhd. *hólunder* = *Hollúnder*, mhd. *forhele* = *Forelle. Schlafittchen, Schlaraffen, Schneewittchen.* Neben *Níbelungen* hört man *Nibelúngen.* In Norddeutschland wird vielfach *Bürgerméister* gesagt. Besonders häufig ist die Verschiebung bei Ortsnamen, wo das logische Verhältnis meist nicht mehr empfunden wird: *Blankenbérge, Rheinfélden, Schaffhaúsen, Wernigeróde, Greifswálde, Marienwérder.* Die Accentverlegung findet hier auch dann statt, wenn nach der schweren Nebensilbe keine weitere Silbe mehr folgt; *Schönbrúnn, Petersplátz* (in Basel), *Kaiserswörth, Appenzéll.* Hier mag teilweise die Analogie der vorhin genannten gewirkt haben; teilweise haben ältere Namensformen noch eine weitere Silbe am Schluss des Wortes besessen; teilweise endlich hat der Gegensatz gegen andere mit dem gleichen ersten Gliede gebildete Namen die Betonung beeinflusst.

Bei den Komposita mit *un-* zeigen sich Anfänge dieser Tonverschiebung schon im Heliand; es findet sich *unhólde* neben *únholde, unswít* neben *únswoti, unléstid, unquéthandes* etc. (die Betonung des Substantivs *unspúod* 3454 wird wohl nur metrischem Bedürfnis ihr Dasein verdanken); ebenso im Althochdeutschen: bei Otfrid treffen wir *ungiloúbige, ungisúwanlicho, unrédihafte.* Auch einige andere Abweichungen der Otfridhss. von der alten Accentregel gehören wohl hierher, so wenn in den Komposita mit *drut* mehrfach der zweite Teil accentuiert erscheint.

§ 32. In Zusammensetzungen, die durch blosse Zusammenrückung entstanden sind, ist bisweilen der Accent festgehalten, der den Bestandteilen im Satzzusammenhang zukam; z. B. *Halbdútzend, Jahrzéhnt, Jahrhúndert, Schönmattenwág* (Ortsname im Odenwald, aus *ze dem schiumehten wâg* PBB. XV, 191), *Hanóver* (= *ze dem hôhen uover*). Teilweise können diese Fälle allerdings auch wie *Hollunder, Schlaraffen* beurteilt werden.

§ 23. Die Ausnahmen, welche die vorstehenden Regeln durchbrechen, sind meist nur scheinbar. Wenn sich in *antworten, urteilen, vorschlagen* auch beim Verbum betontes Präfix findet, so liegt der Grund darin, dass wir es hier nicht mit Verbalkompositionen zu thun haben, sondern mit Ableitungen der Nominalkomposita *Antwort, Urteil, Vorschlag.* Umgekehrt besitzen die substantivischen Ableitungen von Verbalkompositen den Accent dieser letzteren: *Verlúst, Vernúnft* (alte Ableitungen zu *verlieren, vernehmen*), *Betrübnis, Entspréchung, Erlaúbnis, Übersétzung* etc.

Ihren eigenen Weg gehen die Fremdwörter. Sie bequemen sich entweder dem deutschen Accent an oder behalten den fremden bei. Je älter die Entlehnungen, desto häufiger ist der erstere Fall: *monasterium, palatium, sacristanus* konnten nur dadurch zu *Munster, Pfalz, Sigrist* werden, dass der Deutsche die erste Silbe betonte. Seit der mittelhochdeutschen Zeit überwiegt die Beibehaltung des fremden Accents; das alte und das neue Prinzip gelten bisweilen im selben Worte nebeneinander: das Mhd.

sagt *pálas* und *palás*, *bánier* und *banı́er* (aus frz. *bannière*; nhd. = *Bánner* und *Pánier*), und wir schwanken zwischen *Ádjectiv* und *Adjcktív*, *Kávallerie* und *Kavallerı́e*.

Dieser fremde Accent zeigt sich auch in deutschen Wörtern, wenn sie fremde Bildungssilben aufweisen: hierher gehören die Ableitungen auf *-ei* und *-ieren*. Oder auch wenn sie solche aufzuweisen scheinen: häufig kann man bei Laien die Betonung *Heliánd* vernehmen; oder wenn sie durch Latinisierungen hindurch gegangen sind: *Burgúnd*.

Vgl. Lachmann, *Über ahd. Betonung und Verskunst*, Kl. Schriften Bd. I. — Kluge, *Verbalpartikeln in der Zusammensetzung*, Zs. f. vergl. Sprachf. XXV. 68. — Fleischer, *Das Accentuationssystem Notkers in seinem Boethius*, ZsfdPh. Bd. XIV. Von der Hagens Germania X, 169. — W. Seelmann, *Niederdeutsche Betonungsanomalien*, Correspondenzbl. d. Vereins f. nd. Sprachf. IV, 18; ebda. S. 39. S. 76. — W. Neumann, *Über die Betonung der Fremdwörter im Deutschen*. Programm des Gymnas. zu Gross-Strehlitz 1881. — Reichel, a. a. O. — Luick, *Zur deutschen Betonung*. Zs. d. deutschen Sprachvereins 1889, 33. — Swoboda, *Die englische und deutsche Betonung der Composita*. Zs. f. d. Realschulwesen XX, 2.

B. DIE NEBENACCENTE.

§ 34. In der Zusammensetzung steht der höchste Nebenton auf der höchstbetonten Silbe desjenigen Gliedes, das nicht den Hochton enthält, und zwar auf derjenigen Silbe, welche den Hochton tragen würde, wenn das Wort selbständig wäre. Diese Weise steht im Einklang mit den allgemeinen logischen Betonungsgesetzen; aber auch hier wirken mechanische Bestrebungen entgegen. Bei zusammengesetzten Wörtern von der Lautgestalt ⏓ ⏓́ ⏓̀ bzw. ⏓ ⏓́ ⏓̀ ⏓ kann im Neuhochdeutschen statt auf die zweite Silbe der höchste Nebenton auf die dritte Silbe gelegt werden; es kann gesprochen werden *Vórurteìl*, *Vóranzeìge*, *únbrauchbàr*, *únstatthàft*, *únvorsìchtig*, *Anmerkùngen*. Es macht sich hierin das Bestreben geltend, den Rhythmus der Rede so zu gliedern, dass ein regelmässiger Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben eintritt. Vereinzelte Anfänge dieser Tonverschiebung scheinen bei Notker vorzuliegen. Dass sie sich im Mittelhochdeutschen geltend gemacht, lässt sich vielleicht aus einer später zu besprechenden sprachlichen Erscheinung vermuten, die gleichfalls wohl mit dem Streben nach regelmässigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung zusammenhängt (S. 710).

In der untrennbaren Komposition von zweisilbigen Präfixen mit Verben liegt der höchste Tiefton auf der Stammsilbe des Präfixes, also z. B. *wìderráten*. Ist das Präfix einsilbig und tritt ihm noch ein weiteres Präfix vor, was selten genug vorkommt, so trägt das letztere den höchsten Tiefton: *vèrbeschéiden*.

§ 35. Im nicht zusammengesetzten Worte hängt die Betonung ab von der Gestalt der dem Hochton nachfolgenden Silben, teilweise auch von der Gestalt der hochtonigen Silbe selber. Gewisse schwere Suffixe haben regelmässig den höchsten Nebenton, so ahd. *-âri*, *-inne*, *-nissi*, *-unga*; daher mhd. *schépfære*, *spéhære*; *wirtìnne*, *gotìnne*, *gevancnìsse*; *barmùnge*, *manùnge*.

Im übrigen herrscht das Bestreben, die dritte Silbe des Wortes mit dem höchsten Nebenton zu versehen. Dies ist stets der Fall, wenn die hochtonige Silbe kurz ist; also ahd. *thánanà*, *frémidèr*, mhd. *dégenè*; ferner, wenn bei langer Stammsilbe die zweite kurz, die dritte lang (´ ⏑ ‒): *gruobilòn*, *kindilìn*, *heilisòn*, *ruomisàl*, *wîzagòn* etc. Sind dagegen bei langer Stammsilbe die zwei nachfolgenden Silben beide kurz oder beide lang, so scheint doppelte Betonung möglich gewesen zu sein und zwar wahrscheinlich in

der Weise, dass vor nachfolgendem Hochton die erste der zwei Nebensilben den stärkeren Ton hatte; folgte dagegen eine unbetonte Silbe, so lag der stärkere Ton auf der zweiten Nebensilbe: *sâlida mîn*, aber *sâlidà gimeini*.

In wie weit diese Regel noch heute gilt, ob wirklich allgemeiner *mütìger Hirt*, aber *mütigès Gemüth* gesprochen wird, bleibt zu untersuchen.

Neben diesem mechanischen Prinzip der Tonverteilung zeigen sich Spuren einer vermutlich älteren logischen, nach welchem der stärkste Nebenton auf die Endsilbe gelegt wird, die als Trägerin der Flexion die wichtigste der Nebensilben ist.

§ 36. Bei Fremdwörtern und den nach fremdem Muster gebildeten Wörtern liegt häufig der Hochton am Ende des Wortes. Geht der hochtonigen Silbe mehr als eine Silbe voraus, so findet insofern Anpassung an den deutschen Tonfall statt, als der höchste Nebenton auf die erste Silbe des Wortes zu stehen kommt: *Àbdicatión, àccomodíeren, Àktivität, Màgnetiseúr, Rèquisitión*. Daneben zeigt sich das Streben, Wechsel zwischen Hebung und Senkung durchzuführen: es heisst *àccompagníeren* und *accòmpagníeren, àmalgamíeren* und *amàlgamíeren*. In sehr vielen Fällen natürlich, in allen Wörtern, wo der Hochton auf der dritten oder fünften Silbe liegt, entspricht die Stellung des höchsten Nebentons auf der ersten Silbe auch diesen rythmischen Bestrebungen: *rèservíeren, àcclimatisíeren*. Es hat demnach auch gar nichts Auffallendes, wenn bei den Verben auf *-ieren* im Mhd. das Präfix *ge-* mit einem stärksten Nebenton versehen erscheint: *gèfloitíeret* Tristan 10924, *gèrotíeret* ebda. 3205.

Vgl. Lachmann, a. a. O. — Hügel, *Über Otfrids Versbetonung*. Leipzig 1869. — Sievers, *Zur Accent- und Lautlehre der germ. Sprachen* PBB. IV, 522. — Trautmann, *Lachmanns Betonungsgesetze*, Halle 1877 (dazu Behaghel, Germ. XXIII, 365.) — O. Behaghel, *Eneide*. Heilbronn 1882, Einl. S. 88. — Paul, *Untersuchungen zum germ. Vocalismus*, Beitr. VI, 130. — Fleischer, a. a. O. — Wilmanns, *Über Otfrids Vers- und Wortbetonung*, ZfdA. XXVII, 105. — Heinzel, AzfdA. IX, 194. — Pfeiffer, Germ. XI, 445. — R. Hildebrand, *rythmische Bewegung in der Prosa*. Zs. f. d. dtschn. Unterricht VII, 641.

Über Silbenaccent vgl. Nörrenberg, *Ein niederrheinisches Accentgesetz*. PBB. IX, 402. — Aug. Diederichs, *Unsere Selbst- und Schmelzlaute in neuem Lichte, oder Dehnung u. Brechung als solche und letztere als Verräter alltäglicher, vorzeitlicher u. vorgeschichtl. Wortwandlgen*. Strassburg 1886, dazu die Rec. von Nörrenberg, AfdA. XIV, 376.

VIII. LAUTE.

Vgl. Wrede, *Berichte über G. Wenkers Sprachatlas des deutschen Reichs*. ZsfdA. XXXVI u. ff. — F. Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart*. Strassburg 1891. — H. Fischer, *Geographie der schwäbischen Mundart*. Tübingen 1895.

A. DIE VOKALE.

Vgl. W. Grimm, *Einleitung zu Athis und Prophilias* (Abh. der Berliner Akad. 1846). — J. Grimm, *Über den sog. md. Vocalismus* ZsfdA. VIII, 544. — Franz Pfeiffer, *Einl. zu Nicolaus v. Jeroschim*. Stuttgart 1854; ders., *Mitteldeutsch*, Germ. VII, 226. — E. Wülcker, *Beobachtungen auf dem Gebiete der Vocalschwächung im Mittelbinnendeutschen*. Frankfurt a./M. 1868. — K. von Bahder, *Grundlagen des nhd. Lautsystems*. Strassburg 1890.

I. DIE VOKALE DER HOCHBETONTEN SILBEN.

a. Allgemeines.

§ 37. Das Urdeutsche — d. h. die Sprache, die den Ausgangspunkt für die deutschen Mundarten der geschichtlichen Zeit bildet — besitzt folgende Vokale:

a) kurze: *a* (aus idg. *a* und *o*), *e* (offenes, aus idg. *e* und i vor *a* der Endung [1]), *i* (aus idg. *e* vor *i* und wohl auch vor *u* der Endung sowie vor gedecktem Nasal und aus idg. *i*, das nicht vor *a* stand), *o* (aus idg. und gm. *u* vor *a* der Endung), *u* (aus idg. *u* und aus silbenbildenden Sonorlauten);

b) lange: *â* (aus *an* vor *h*), *ê*[1] (offen; aus idg. *ê*), *ê*[2] (aus verschiedenen Quellen: so aus idg. *êi*, aus lat. *e*, *ae*), *î* (aus idg. *ei* und *î*), *ô* (aus idg. *â* und *ô*), *û* (aus idg. *û*). *ê*[2] und *ô* werden von den einen als offene Laute aufgefasst, von anderen als geschlossene.

Vgl. Kluge, oben S. 412 u. 414. — W. Braune, PBB. XIII, 583. — J. Franck, ZsfdA. XL, 51.

c) Diphthonge: *ai* (aus idg. *ai* und *oi*), *au* (aus idg. *au* und *ou*), *eo* (unter bestimmten Bedingungen aus ig. *eu* vor *a* der Endung), *eu* (aus idg. *eu* und aus urdeutsch *ew* in der Verbindung *eww*).

Betreffs der Quantität der langen Vokale und der Diphthonge ist zu bemerken, dass im einsilbigen Worte der zweite Teil derselben vielfach stärkeres Gewicht hatte, als im mehrsilbigen (vgl. Behaghel, *Eneide*, Einl. S. LIX.). Dieser Unterschied wirkt teilweise bis in die Gegenwart fort, freilich nicht überall; so werden basler. *rôt* und *rôte* mit gleich langem Vokal gesprochen.

b. Die einfachen Vokale.

1. Quantitative Veränderungen.

α. Der kurzen Vokale.

§ 38. Für das Niederdeutsche, das Mitteldeutsche und die neuhochdeutsche Schriftsprache gilt das Gesetz, dass kurzer Vokal in offener Silbe Dehnung erfährt: mhd. *săge*, *lĕbe*, *lĭge*, *bŏte*, *stŭbe* = nhd. *sāge*, *lēbe*, *liege*, *Bōte*, *Stūbe*. Diese Regel scheint auch zu gelten im nördlichen Teile des Alemannischen, nämlich im Schwäbischen, in Ortenau und Breisgau, im Elsass; ferner gilt sie in einzelnen Teilen der Schweiz (Basel, Zürich). In dem grösseren Teile des Südalemannischen ist die alte Kürze in der offenen Silbe bewahrt. Der kurze Vokal in der geschlossenen Silbe bleibt mittel- und niederdeutsch lautgesetzlich erhalten; im Schwäbischen und Alemannischen ist das Streben nach Dehnung betonter Kürze weit verbreitet.

Auch auf mitteldeutschem Boden begegnet Dehnung in der geschlossenen Silbe: so im Erzgebirge, in Ruhla. Das Ursprüngliche so ziemlich auf dem ganzen Gebiete scheint gewesen zu sein, dass in der geschlossenen Silbe Doppelentwickelung möglich war: Dehnung vor schliessender Lenis, Erhaltung der Kürze vor Fortis; Lenis aber und Fortis konnten im selben Worte mit einander wechseln (s. u.). So erklärt es sich wohl, dass z. B. im Südfränkischen es heisst *wek* (fort!), aber *gwīs* (gewiss), *wăs* neben *wās*; ebenso steht basl. *wōl* neben *woll* in *ja woll*. Auch in der neuhochdeutschen Schriftsprache liegen Fälle vor, wo in der geschlossenen Silbe Dehnung eingetreten, z. B. *ihm*, *wēm*.

Die Regel über die Dehnung kurzer Vokale in offener Silbe bedarf noch einer näheren Bestimmung; vor einem Konsonanten, auf den *-em*, *-en*, *-er*,

[1] Zu *e* aus *i* vor *a* der Endung vgl. Paul, PBB. VI, 82 und as. *wehsal*, *lebod* Cott 774, *lebdin*, 2822 Mon., *leccodun* 3345 Cott. [vgl. Kluge oben S. 410].

-el folgt, erscheint die Kürze bald erhalten, bald gedehnt; *gesotten*, aber *geboten*, *Gevatter*, aber *Vater*, *Himmel*, aber *Schämel* (mhd. *gesoten*, *geboten*, *gevatere*, *vater*, *himel*, *schemel*). Dieses Schwanken, sowie zahlreiche dialektische Abweichungen erklären sich durch die Annahme, dass ursprünglich bei jedem Worte Doppelformen bestanden haben, die eine mit kurzem, die andere mit langem Vokal. Und zwar blieb der kurze Vokal wohl dann erhalten, wenn der nachfolgende Sonorlaut (das *e* ist ja lediglich graphischer Natur) konsonantische Geltung hatte, und er wurde gedehnt, wenn der Sonorlaut sonanantisch war. Dieser Wechsel selber zwischen Sonant und Konsonant steht im Zusammenhang mit der Beschaffenheit der Endung bezw. des folgenden Wortanlautes.

Durch Ausgleichung ist aber in den allermeisten Fällen die eine oder die andere Form beseitigt worden. Auch sonst ist die allgemeine Regel vielfältig durch Analogiebildungen verdunkelt. Den Wechsel zwischen kurzer und langer Silbe im selben Paradigma hat das Niederdeutsche grossenteils bewahrt; sonst ist die Länge meist auch in die geschlossene Silbe eingedrungen: *Glās* — *Glāses*, *Wēg* — *Wēges* statt *Glăs* — *Glāses*, *Wĕg* — *Wēges* (das Lautgesetzliche in *wĕg!*). Auch die umgekehrte Ausgleichung kommt vor, ist aber seltener: *Gott* — *Gottes*, *fromm* — *frommes*.

Die lautgesetzliche Dehnung des kurzen Vokals schreitet von Norden nach Süden vor. Die frühesten Belege dafür, dass die Dehnung begonnen, finden sich bei Heinrich von Veldeke. Im Mnd. ist dieselbe vollzogen. Auch im Mitteldeutschen reichen die Anfänge der Bewegung in die mittlere Periode zurück, wie es scheint, auch auf oberdeutschem Gebiete.

Die Regel von der Erhaltung des kurzen Vokals in geschlossener Silbe erleidet eine Ausnahme, wenn der dem Vokal folgende Konsonant ein *r* ist. Vor *r* im Wortauslaut tritt nhd. stets Dehnung ein: *gewahr*, *wer*, *ihr*, *empor*. Im Bairischen hat diese Dehnung schon in mittelhochdeutscher Zeit bestanden. Schwanken von alter Kürze und neuer Länge findet sich nhd. in bis jetzt nicht befriedigend erklärter Weise vor der Verbindung von *r* + Dental: *Fārt* neben *Fart*; *Ārzt* neben *Arzt*; *Schwērt* neben *Schwert*; *zārt*, aber *hart*; *Hērde*, aber *fertig*.

Die durch diese Dehnung entstandenen Längen sind keineswegs überall mit den bereits vorhandenen Längen zusammengefallen: altes *ā* und *â*, *ī* und *î* sind in der Mehrzahl der heutigen Mundarten deutlich geschieden; ebenso ist niederdeutsch *ē* aus *ĕ* meist weder mit *ê* = *æ*, noch mit *ê* = *ai*, oder *ê* = *ie* zusammengefallen. Auch bei denjenigen, die die Schriftsprache mündlich wiedergeben, ist der Zusammenfall nicht allgemein. Namentlich wird in Norddeutschland im allgemeinen der lange Vokal geschlossener, der kurze offener ausgesprochen.

Einer eigentümlichen Art von Betonung verdankt die mundartliche Form *īch* = ego (in Schlesien, nördlich vom Erzgebirge, im Elsass in der Gegend von Strassburg, Zabern, Wörth) und die daraus diphthongierte Form *eich* (an der Mosel, in Hessen, in Nassau, in Schlesien) ihre Entstehung; wahrscheinlich ist die Dehnung dann eingetreten, wenn das Pronomen für sich allein einen Satz, z. B. einen Fragesatz bildete, also der Vokal eine ganze Satzmelodie tragen musste. Vielleicht sind auch die vorhin erwähnten Dehnungen in *gwīs*, *wās* so zu erklären.

Dass die Dehnung von Stammsilbenvokalen eine Folge sei von Abfall der Endungsvokale, dass eine Ausgleichung des Silbengewichts stattfinde, ist abzulehnen.[1]

[1] Noch viel mehr ist der allgemeine Gedanke abzulehnen, dass in der Sprache kein

Vgl. Paul, *Vokaldehnung und Vokalverkürzung im Nhd.*, PBB. IX, 101. — Heusler, *Der alemannische Consonantismus in der Mundart von Baselstadt*, Strassburg 1888, S. 38, derselbe, AzfdA. XVII, 285. — Martin, ebda. XIV, 287. — O. Brenner, *Zur Ausgleichung des Silbengewichtes*. Jg. F. V, 345. — Nagl, *Zum Wechsel zwischen oe und oi in der nordgauischen Mundart*, PBB. XIX, 338. — Bohnenberger, *Zur Frage nach der Ausgleichung des Silbengewichts*. ZsfdPh. XXVIII, 515. — G. Burghauser, *Die nhd. Dehnung des mhd. kurzen Stammvocals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkte*. Jahresber. der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal 1891.

β. Der langen Vokale.

§ 39. In den Mundarten des nieder- und mitteldeutschen Gebietes ist im allgemeinen vor Doppelkonsonanz Kürzung des langen Vokals eingetreten. Eine besonders grosse Rolle spielt diese Erscheinung in der Flexion des Verbs. Es entsteht dadurch ein Quantitätsunterschied zwischen der 1. Pers. des Präs. Ind. einerseits und der 2. und 3. Pers. anderseits, soweit nicht durch Ausgleichung das lautgesetzliche Verhältnis getrübt worden: z. B. *lâte* — *lätst* — *lët*, *lûde* — *lütst* — *lütt*, *reit* (reite) — *retst* — *rett*, *hüüt* — *hütst* — *hüt* etc. Ferner tritt der gleiche Unterschied auf zwischen Präsens und Präteritum des schwachen Verbs: — *kêpe* — *köfte*, — *sêke* — *sôchte*, *brêde* — *bredde*. Weiter beim Adjektiv zwischen Positiv und Superlativ: *grêt* — *gretste*, *klên*- *klenste*; beim Substantiv zwischen dem Substantiv und seinem Diminutiv: *pîpe* — *pipke*, *schôp* — *schöpke*. Vor *st*, *ng* scheint die Kürzung lautgesetzlich nicht eingetreten zu sein.

Auf alemannischem Boden hat die Kürzung geringeren Umfang, aber z. B. in *Find* 'Feind', *Fründ* 'Freund' ist sie fast allgemein. In Teilen des Alemannischen, wie dem Elsässischen, dem nördlichen Alemannischen in Baden, in Basel, findet Kürzung von *î*, *û*, *û* statt vor allen Fortes mit Ausnahme von *ch*, also z. B. basl. *gitig* = mhd. *gîtec*, *wiss* = mhd. *wîz*, *huffe*, = mhd. *hûfe*, *lit* = mhd. *liute*.

Die nhd. Bühnensprache hat eine ganze Anzahl der mundartlichen Kürzungen aufgenommen: *Acht* (mhd. *âhte*), *brachte* — *gebracht* (mhd. *brâhte*), *dicht* (mhd. *dîhte*), *Docht* (mhd. *dâht*), *wuchs* (mhd. *wuohs*), *Pfründe* (mhd. *pfrüende*), *stund* (mhd. *stuont*). Daneben aber stehen *Beichte* (mhd. *bîhte*), *leicht* (*lîhte*), *Deichsel* (*dîhsel*), *Feind*, *Freund*.

Doppelkonsonanz kann auch dadurch entstehen, dass der Endkonsonant eines Wortes vor ein mit Konsonant anlautendes Wort tritt, so namentlich in der Zusammensetzung: z. B. *Brombeere* zu mhd. *brâme*, *Hoffahrt* und *Hochzeit* zu *hoch*, *Konrad* mhd. *Kuonrât*, *Nachbar* mhd. *nâchgebûre*; aber auch sonst: so erklärt sich *genüg* neben *genûg*, nordalem. *Schwöp* = mhd. *Swâp*. Wie die Endungen *-el*, *-em*, *-en*, *-er* teilweise die Kürze der Stammsilbe erhalten haben, haben sie auch teilweise Verkürzung der langen Stammsilbe hervorgerufen; es besteht nebeneinander *Blatter* (mhd. *blâter*), *Jammer* (mhd. *jâmer*) und *Ātem*, *Āder*, *Būsen*. Der Grund der Doppelung ist der gleiche wie oben. So erklären sich auch die Doppelformen *düster* — *dūster*, *husten* — *hūsten*, *Osten* — *Ōsten*; *Klafter* — *Klāfter*; *fing*, *ging*, *hing* — *fieng*, *gieng*, *hieng* (lautgesetzlich *fieng* — *fingen* und *fiengen*).

Die Kürzung vor *ht* lässt sich bereits in mittelhochdeutscher Zeit nachweisen; dass auch die übrigen Kürzungen soweit hinaufreichen, wird wahrscheinlich u. a. durch mhd. *stunt* aus *stuont* und mhd. *sider*, den Komparativ von *sît*. Sie sind aber jünger als die Trübung von *â* zu *ô*, vgl. dial. *lösse* = mhd. *lâzen*.

lautlicher Verlust eintrete, ohne dass dafür ein Ersatz stattfinde. Man vgl. bloss etwa frz. *l'âge* mit **illum aetaticum*.

Vgl. Paul, a. a. O. — Winteler, Jenaer Litzeitung 1879, 528. — Heusler, a. a. O., S. 43.

2. QUALITATIVE VERÄNDERUNGEN.

α. Erscheinungen, die den kurzen und langen Vokalen und den Diphthongen gemeinsam sind.

§ 40. **Umlaut.** Er besteht darin, dass nicht palatale Vokale durch nachfolgende palatale Laute zu palatalen Vokalen gewandelt werden.

Vom Umlaut werden die kurzen Vokale *a, o, u*, die Längen *â, ô* (bzw. das daraus hervorgegangene *uo*), *û*, die Diphthonge *ai, au, eu* (bzw. deren Fortsetzungen) betroffen.

Am frühesten, seit der Mitte des 8. Jahrh., findet der Umlaut des *a* schriftliche Bezeichnung;[1] etwas später, aber noch in althochdeutscher Zeit, der des *u*; der des *o* scheint in jener ältesten Periode keine Wiedergabe erfahren zu haben. Es lässt sich nicht entscheiden, ob dies auf ein späteres Eintreten des Umlauts von *o* und *u* zurückgeht; es wäre auch möglich, dass die Bezeichnung bloss deshalb längere Zeit unterblieb, weil das Lateinische kein Zeichenmaterial darbot. Dass anderseits die physiologische Möglichkeit für eine andere Entwicklung von $u + i$ als von $a + i$ zugestanden werden muss, ergibt sich aus Thatsachen, die weiter unten zur Darstellung kommen. In mittelhochdeutscher Zeit sind jedenfalls alle drei Umlaute auf dem ganzen Gebiete gleichmässig durchgedrungen, wenn auch *ö* und *ü* im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen ohne deutliche Bezeichnung bleiben. Dass dem so sei, zeigt sich an dem im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen in der Schrift nicht seltenen Wechsel von *e* und *o*, *i* und *u*; dieser ist nur durch die Annahme erklärlich, dass *o* und *u* auch für *ö* und *ü* galten.

In den ältesten Denkmälern erscheint unter sonst völlig gleichen Bedingungen bald das Umlautszeichen *e*, bald das Zeichen *a*; je weniger alt das Denkmal, desto häufiger wird *e*, bis *a* ganz verschwindet, d. h. der Laut hat sich in seiner Entwicklung immer deutlicher dem *e* genähert (s. oben S. 678).

Die ersten Beispiele, in welchen der Umlaut von *â* Bezeichnung gefunden hat, begegnen im Niederfränkischen des 9. Jahrhunderts, in denselben niederfränkischen Psalmen, welche noch einzelne Reste der Schreibung *ê* für germ. *è* (offen) aufweisen; die von Cosijn (*Oudnederlandsche Psalmen*, Vorrede) erhobenen Zweifel an der Existenz des Umlautes sind unbegründet. Auch im Monacensis des Heliand hat sich bereits die Wirkung eines suffixalen *i (j)* auf das *â* der Stammsilbe geltend gemacht. Es finden sich hier zwischen v. 1600 und 4100 12 Beispiele, wo das Zeichen *e* einem alten westgermanischen *ê* entspricht, davon 5, ohne dass *i* nachfolgt, 7 bei nachfolgendem *i*. In der gleichen Partie der Handschrift wird westg. *ê* ca. 240 mal durch *a* vertreten, wo kein *i* nachfolgt, 140 mal, wo *i* nachfolgt; es ist also vor *i* die Schreibung *e* doppelt so häufig, als wenn kein *i* nachfolgt.

Vgl. die nachträgliche Entdeckung von Kögel, Jdg. F. III, 285.

Auf den übrigen Gebieten hat der Umlaut von *â* erst im 11. oder 12. Jahrh. Bezeichnung gefunden; ob deswegen, weil der Umlaut selber noch nicht eingetreten war, oder weil es an Zeichenmaterial fehlte, lässt sich

[1] Ein anscheinend früherer Beleg des Umlauts, *Heriman* bei Johannes von Gerunda, von 575, ist zweifelhaft, vgl. E. Schröder, ZsfdA. XXXV, 172; R. Henning, ebda. XXXVII, 313.

kaum sicher entscheiden. In den westlichen Gebieten des Mitteldeutschen hat der durch Umlaut entstandene *e*-Laut schon in mittelhochdeutscher Zeit geschlossene Aussprache angenommen und wird mit *ê* aus *ai* gebunden. Im Bairischen dagegen ist der Umlaut von *â* ein äusserst offener Laut gewesen, denn die heutigen Mundarten weisen ein reines helles *â* auf; ebenso ist dies im Schlesischen der Fall.

Der Umlaut von *û* findet sich im Altniederdeutschen noch nicht angedeutet, wohl aber in den späteren Zeiten des Althochdeutschen. Im Mittelhochdeutschen ist er jedenfalls auf dem ganzen Gebiete durchgedrungen. Seine Bezeichnung ist meistens *iu* oder *ú*, teilweise auch *u;* so regelmässig in mitteldeutschen Hss.; dass im Mitteldeutschen der Klang wirklich *ü* gewesen, ist nicht anzunehmen.

Auch bei urgerm. *ô* vor *i, j* erscheint im heutigen Niederdeutschen der Umlaut; über die Zeit seines Eintritts lässt sich nichts sicheres ermitteln. Der aus *ô* hervorgegangene Diphthong *uo* lautet im Altdeutschen um zu *üe*. Seit dem Ende des 10. Jahrhs. lassen sich Bezeichnungen dieses Umlauts nachweisen. Es gibt freilich im 13. und 14. Jahrh. mitteldeutsche Reime, wo der heutige umgelautete Vokal mit umlautlosem gebunden wird, allein hier liegt wohl Ungenauigkeit der Reimbindung vor, und es ist daraus nicht ein späteres Eintreten des Umlauts auf jenen Gebieten zu erschliessen.

Umlaut des *ai* (bzw. der schon in alter Zeit daraus hervorgegangenen *ê*) lässt sich auf niederdeutschem Gebiet beobachten: in Soest, im Sauerländischen, vielleicht auch im Ravensbergischen ist noch heute *ê*, das ursprünglich vor *i* stand, von dem *ê* verschieden, dem kein *i* nachfolgte, und zwar ist der Umlaut zusammengefallen mit dem Laute, der aus and. *io* hervorgegangen. Wenn im Hessischen zu *Klad*, 'Kleid' das Diminutiv *Kledi* erscheint oder zu *hasse* 'heissen' die 3. Ps. Sg. Präs. *hæsst* lautet, so ist hier der Umlaut schwerlich ursprünglich, sondern durch moderne Analogiebildung erzeugt.

Auch für das hochdeutsche Gebiet hat man Umlaut des *ai* behauptet und Formen wie *bêde, wênag* dadurch erklären wollen.

Vgl. O. Brenner, PBB. XIX. 482.

Die Unrichtigkeit dieser Auffassung wird jedoch ohne weiteres durch Wörter wie *heida* (got. *haiþjo*) und *gimeini* dargethan, bei denen sich in allen Formen der Umlaut zeigen müsste.

Für den Umlaut von urd. *au*, bzw. dessen späteren Gestaltungen *ou* und *ô* finden sich vor der mhd. Zeit keine Belege.

iu wurde durch den Umlaut zu *iü*, das weiterhin mit dem Umlaut von *û* zusammenfiel; vor *r* und *w* und wohl auch vor *g* ist der Umlaut unterblieben; in der 2. und 3. Ps. Sgl. Praes. Indic. der Verba der *iu*-Reihe wurde der Umlaut durch die Angleichung an die 1. Ps. beseitigt.

Vgl. Behaghel, Germ. XXXIV. 251 und 270. — O. Brenner, PBB. XX. 80. — E. Sievers, ebda. XX. 330.

§ 41. Der Umlaut wird bewirkt:

1) durch *i* bzw. *j*;

2) durch *iu:* z. B. ahd. *elliu* zu *al*, *endriu* zu *andar;* daher wohl das *e* in dem mhd. nicht seltenen, heute alemannisch herrschenden *menec* (= mhd. *manec*);

3) durch *ei*: vgl. mhd. *erbeit* neben *arbeit*, *erweiz* neben *arweiz*, *gänster* = ahd. *ganaistra*, *Emse* neben *Ameise*, *oeheim* neben *ôheim*. Dass der Umlaut bald steht, bald fehlt, hängt wohl mit verschiedener Betonung der Nebensilbe zusammen;

Vgl. H. Paul, *Mhd. Gramm.*[4] S. 40, Anm. 9. — Behaghel und Sievers, PBB. XX, 341.

4) durch ein dem Vokal nachfolgendes *sk*, wenigstens für einen Teil des Gebietes: im Alemannischen, auf bairischem mittelfränkischem und westfälischem Boden (so Siegerland, Ronsdorf, Remscheid), dagegen nicht z. B. im Südfränkischen, im Sauerländischen; in jenen Gegenden erscheinen also die Formen *Äsche, Däsche* (= Tasche), *Fläsche*.

Der Umlaut wirkende Vokal kann stehen:

1) im selben Wort mit dem umgelauteten Vokal:

a) in der unmittelbar nachfolgenden Silbe (selten die Belege für Umlaut vor dem *-in* der *n*-Stämme, z. B. ahd. *henin, nemin, scedin*, mhd. *mæntac*, im heutigen Alem. *maentig* = *mânintag*; nd. *sündag* = *sunnin dag*? alem. *aecke* 'der Nacken' aus *nacco-nackin*; das elsässische Dorf *Lembach* erscheint in den ältesten Urkunden als *Lonenbach*, vgl. A. Socin, Ahd. Sprache im Elsass S. 249.).

Wenn in nhd. *um* der Umlaut fehlt, also auch in mhd. *umbe* (= ahd. *umbi*), so hängt das mit der häufigen Verwendung des Wortes in der Proklise zusammen; eine gewisse Stärke der Betonung ist für das Eintreten des Umlauts erforderlich. Das Niederdeutsche und Mitteldeutsche weisen grösstenteils die umgelautete Form auf.[1]

b) in der zweitfolgenden Silbe, vgl. z. B. *Günther* < *Gunthari, Hedwig* < *Haduwîg, Köln* aus *Colonja*; mhd. *müeterlîn*; Oesterreich = *ostarrîhhi*.

2) in einem nachfolgenden Wort, das mit dem vorhergehenden zu einer Einheit sich zusammenschliesst: z. B. ahd. *gifregin ih* (Wessobrunner Gebet), *drenk ih* (= trank ich), *meg ih, meg iz* (namentlich bei Otfrid Belege), mhd. *sem mir*. Ferner gehören hierher die im Bairischen und Alemannischen teilweise seit der mittelhochdeutschen Zeit auftretenden Umlaute in den Präsensformen der Verba *gân, hân, lân, stân, tuon*; sie stammen aus den Verwendungen mit nachgestelltem *ich, mir, ir*. Fränk. *ich derf* entstammt aus *darf ich*, Schwäb. fränk. *des* für *das* aus *das ist*.

Wahrscheinlich verdanken auch die Formen wir *dürfen, gönnen, konnen, mögen, müssen*, mhd. *sülen* den Umlaut ihrer Verwendung mit nachgestelltem *wir, ir*.

Vgl. O. Brenner, PBB. XX, 84.

Ist nd. *süs* aus *sus ist* hervorgegangen? (andere Erklärungen von Holthausen, PBB. XIII, 367, Franck, ZsfdA. XXXV, 386).

§ 42. Das Eintreten des Umlauts wird beeinflusst durch die Beschaffenheit der Konsonanten, welche den Stammvokal und das *i* der Endung trennen. Vor *hh, ht, hs* findet ursprünglich auf dem ganzen Gebiete kein Umlaut statt, ebenso vor Konsonant + *w*: *lachen* (= germ. *hlahjan*), *mahtig, wahsit, garwen* (aus *garwjan*). Ferner unterbleibt allgemein der Umlaut von *u* vor *ld*: *dulden* (aus *duldjan*), *huld* (aus *huldi*). Auf oberdeutschen und auf mitteldeutschen Gebieten, so südfränk. und schles., unterbleibt der Umlaut von *u* vor *ck*: *drucken, Lucke, Mucke, Stuck, z'ruck* (zurück); *Glück* scheint im Oberdeutschen Fremdwort zu sein. Teilweise allerdings erscheint auch alemann. hier der Umlaut: so hat das Bernische *Rick* (Rücken), *dricke* (drücken), daneben *Mucke* (Mücke). Auch vor *pf* scheint *u* südrheinfränk. und oberdeutsch in gewissem Umfang nicht umgelautet zu sein (aber alem. *lupfe* und *lüpfe*). Nur oberdeutsch unterblieb

---

[1] In mhd. *teller* aus ital. *tagliere*, nhd. *Lärm* aus frz. *alarme* und *Schärpe* aus frz. *écharpe* liegt kein Umlaut vor, sondern Substitution des hellen romanischen *a*-Lautes durch *e*.

der Umlaut von *a* vor *l* + Konsonant und *r* + Konsonant: ahd. *haltit*, *warmen* (aus *warmjen*). Vor *w* + *i* (*j*) herrscht anscheinend auf dem ganzen Gebiete Schwanken zwichen umgelauteten und nicht umgelauteten Formen: d. h. vor *i* wurde *aw* zu *ew*; dagegen vor *j* war *w* verschärft worden, und *aww* hatte sich zu *auw*, *ouw* gewandelt, wo sich der Vokal dem Umlaut entzog. So steht *Gau* neben *Gaü*, und in heutigen Mundarten begegnen nebeneinander *heu* und *hau* (ahd. *hawi* — *houwi*). Vor *w* ist *ou* überhaupt nicht umgelautet worden: *Frau* entspricht altem **frauwja*. Im Bereiche des Bairischen und Alemannischen scheint auch labialer Geräuschlaut den Umlaut von *ou* verhindert zu haben, freilich nicht überall, denn z. B. das Schwäbische weist *doefe* (= Taufe, taufen) auf. Mitteldeutsche Mundarten zeigen hier den Umlaut. Die nhd. Schriftsprache besitzt *streifen* (abstreifen) = mhd. *ströüfen*, aber *erlauben*, *glauben*, *Haupt*, *kaufen*, *raufen*, *Taufe*, *taufen*. Daneben zeigen ältere Quellen des Neuhochdeutschen auch die umgelauteten Formen.

Aber auch vor den *h*-Verbindungen, bei *a* vor *l* und *r* + Konsonant wird schliesslich das von diesen Lauten gebotene Hemmnis überwunden und tritt später doch der Umlaut ein; wir müssen somit zwei Schichten des Umlauts, eine ältere und eine jüngere, unterscheiden. Noch heute liegen bei dem Umlaut von *a* dieselben vielerorts deutlich nebeneinander, so im Alemannischen, im Schwäbischen, in Soest, in Olvenstedt, im Mecklenburgischen. Und zwar ist der Umlaut der ersten Periode ein geschlossenes *e*; der jüngere Umlaut ist nur bis zum offenen *e* vorgeschritten. Auch der Umlaut in *Hedwig*, in *müeterlin* gehört wohl dieser zweiten Schicht an. Dieser zweite Umlaut erscheint im Mittelhochdeutschen bereits vollzogen.

Vgl. Braune, *Zur ahd. Lautlehre*, PBB. IV, 540. — F. Kauffmann, *Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb*. Marburger Habilitationsschrift 1887. — A. Heusler, *Zur Lautform des Alemannischen*, Germ. XXXV, 112. — K. Bohnenberger, *Schwäbisch ę*, ebda. 194. — O. Brenner, *Ein Kapitel aus der Grammatik der deutschen Urkunden*. Festschrift für Konrad Hofmann, Erlangen 1890, 183. — v. Bahder, Anz. f. idg. Sprach- und Altertumskunde II, 58. — R. Kögel, Idg. Forsch. III, 278. — van Helten, ebda. V, 184.

§ 43. Die labialisierten Laute *ö*, *ü*, *eu*, *üe* sind in einem grossen Teile der heutigen Mundarten entrundet worden, = *ę*, *i*, *ei*, *ie*. Dieser Wandel lässt sich bis ins 12. Jahrh. hinauf verfolgen (für Ulrich von Liechtenstein vgl. J. Meier, PBB. XV, 333). Es sind hauptsächlich die schweizerischen und einige mitteldeutschen Mundarten (das Ostfränkische, Südthüringische) die sich dieser Veränderung entzogen haben. Hier sind umgekehrt, auch schon seit der mittelhochdeutschen Zeit, hauptsächlich unter dem Einfluss von Labialen, vor *l*, vor *sch*, *e*, *ei*, *i* vielfach zu *ö*, *eu*, *ü* gewandelt worden. Manche Wörter der Schriftsprache verdanken diesem Wandel ihre Form; vgl. z. B. *erlöschen* mhd. *erleschen*, *Hölle* mhd. *helle*, *Löffel* mhd. *leffel*, *schwören* mhd. *swern*, *schöpfen* mhd. *schepfen*, *stöhnen* mhd. *stenen*; *würde* mhd. *wirde*, *Würze* mhd. *wirze*.

§ 44. Vokale, die nach Nasal stehen, können nasaliert werden oder geradezu einen Nasal nach sich erhalten. So namentlich *u* nach *n*: *genung* = *genug*, *nun* = mhd. *nu*, *nunt* alemannisch = nichts. Weit verbreitet in den heutigen Mundarten ist *mēster* = *meister*; dialektisch *mendr* = mehr. Auch eine Silbe, die der den Nasal enthaltenden Silbe nachfolgt, kann nasaliert werden: mhd. *lebending*, *roubending* = *lebendic*, *roubendic* (Bech, German. XXIX, 3); in Hessen, in Handschuchsheim *Emens* = *Ameise*. Ist *sonst* aus *sus* in der Verbindung *umbe sus* entstanden?

Aber auch ohne Nachbarschaft eines Nasals tritt Nasalierung vor Vokalen ein, z. B. schwäbisch *leĩs* = leise.

Vgl. Andresen, ZsfdA. XXX. 416. — Kauffmann, *Geschichte der schwäbischen Mundart*, § 76 und 134. — Pfaff, PBB. XV, 188.

β. Kurze Vokale.

§ 45. And. *a* vor *ld*, *lt* ist im Mnd. zu *o* geworden; *holden*, 'halten', *solt* 'Salz'.

Vgl. R. Kögel, igm. Forschungen III. 277. — van Helten, ebda. V, 182.

§ 46. Das westgermanische *e* (*ë*) war offen. Daher ist es noch heute in grossen Teilen des Sprachgebietes von dem lautgesetzlichen Vertreter des älteren *a*-Umlauts in der Aussprache deutlich unterschieden: so wohl im ganzen Oberdeutschen, im Mittelfränkischen, Ostfränkischen, so in den hessischen, in thüringischen, sächsischen, schlesischen Mundarten; hier teilweise nur bei den in offener Silbe eingetretenen Dehnungen, nicht in geschlossener Silbe. In der Beschränkung auf die offene Silbe sind die beiden Laute auch noch in westfälischen Mundarten geschieden. In einem bestimmten Falle ging das »gebrochene« *ë* frühe zu geschlossenem über, nämlich dann, wenn es (infolge von Übertragung, denn lautgesetzlich musste ja *ë* vor *i* zu *i* übergehen, s. oben S. 410) vor *i* der Endung zu stehen kam. So erklärt sich z. B. das geschlossene *e* der oberdeutschen Mundarten in *fels* (ahd. *felis*), in *welch* (ahd. *welich*), auch in dem Fremdwort *Pelz*.

Vgl. Franck, *Der Klang der beiden kurzen e im Mhd.*, ZfdA. XXV. 218. — Luick, *Die Qualität der mhd. e nach den lebenden Dialekten*, PBB. XI. 492. — Derselbe, *Geschlossenes e für ë vor st*, PBB. XIII. 588. — Paul, PBB. XII, 548. — Heilborn, *Die e-Reime bei Opitz*, PBB. XIII, 567. — Kauffmann, PBB. XIII, 393. — Holthausen, PBB. XIII. 370. — Braune, *Zu den deutschen e-Lauten*, PBB. XII, 573. — Holthausen, PBB. XV, 569. — Nagl, *Zur Aussprache des ahd. mhd. ë in den oberdeutschen Mundarten*, PBB. XVIII, 262. — Sievers, *Das Pronomen jener*, PBB. XVIII, 407. — Brenner, *Die Aussprache des ë*. PBB. XX. 85. — Heilig, *Die Aussprache der e-Laute im Grossherzogthum Baden*. Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten I, 9.

Scheinbar ist *ë* zu *a* geworden in *her* (huc); es liegt jedoch Angleichung an *dar* vor. Die Form *har* ist hauptsächlich alemannisch (Belege seit Notker), aber auch md. (vgl. ZsfdA. XXXII, 122, 11; Bernouilli, Beschreibung der Burgunderkriege durch den Basler Stadtschreiber Niclaus Rüsch, Basler Diss. von 1866, S. 13; Nebert, zur Gesch. der Speyerer Kanzleispr., S. 43.).

§ 47. Im Mittelniederdeutschen wurde *i* in offener Silbe zu *e* gewandelt, ebenso in einem Teile des Mitteldeutschen. Auch in geschlossener Silbe neigt sich auf diesen Gebieten, aber auch im Schwäbischen das *i* dem *e* zu, wenn gleich nicht so entschieden, wie in offener Silbe.

§ 48. *o* besitzt vor *r* teilweise einen sehr offenen Laut. Im as. erscheint dafür vereinzelt die Schreibung *a* (*gibaranero*, *farahte*, *bifara*). In bair.-österr. Denkmälern der mittelhochdeutschen Zeit erscheinen Reimbindungen von *o* + *r* auf *a* + *r*; dem entspricht es, dass in heutigen bairischen Mundarten *o* vor *r* zu *a* geworden: *bargn* (= hd. *borgen*), *Darf* (= *Dorf*), *wārn* (= *worden*) etc.

§ 49. *u* und *ü* sind in offener Silbe im Mnd. in *o* und *ö* übergegangen, teilweise auch auf mitteldeutschem Gebiet. Auch in geschlossener Silbe findet sich auf diesen Gebieten die Neigung des *u* gegen *o*. Besonders verbreitet ist dies vor Nasalen, vereinzelt sogar alemannisch. Aber im

allgemeinen sind hier die Thatsachen nicht genügend bekannt und die Regeln schwer zu erkennen. Die neuhochdeutsche Schriftsprache weist mehrfach *o, ö* auf, wo der ältern Sprache *u, ü* zukam: *Nonne, Sohn, Sommer, sondern* (aber *Wunder*), *Sonne, Wonne; König, Mönch.*

γ. Lange Vokale.

§ 50. Urdeutsch *â* (aus *an* vor *h*) ist auf niederfränkischem Gebiet seit den frühesten Zeiten zu *o* geworden: *bringen — brochte — gebrocht, denken — dochte — gedocht;* daneben finden sich auch Formen mit a: vielleicht hängt das Nebeneinander der beiden Vokale mit dem Wechsel von ein- und zweisilbigen Formen zusammen. *brohte, gebroht* begegnen auch in mittelniederdeutschen Quellen, nicht im Altsächsischen.

§ 51. Urdeutsch *æ* ist im Deutschen zu *â* geworden. Und zwar ist dieser Übergang am frühesten im Oberdeutschen durchgeführt, schon im 4. Jahrhundert; im Fränkischen vollzieht sich im ganzen der Übergang während des 6. Jahrhunderts, und zwar dringt, wie es den Anschein hat, das *â* von Süden nach Norden vor. Im Fränkischen des Elsass verschwindet die Schreibung *e* mit dem Ende des 7. Jahrhunderts, im Ost- und Mittelfränkischen mit der Mitte des 8. Jahrhunderts; im Niederfränkischen reichen ganz vereinzelte Ausläufer bis ins 9. Jahrhundert hinein. Ebenso vereinzelt sind im 9. Jahrhundert diese Spuren im westlichen Gebiete des Altsächsischen, häufiger im östlichen Teile desselben.

Vgl. Th. Jacobi, *Beiträge zur deutschen Grammatik.* Berlin 1843. 7. 110. — Bremer, *Germanisches ē*, PBB. XI, 17.

Bei den Gebieten, welche am spätesten von dieser Bewegung ergriffen worden sind, ist es zweifelhaft, ob dieselbe überall völlig durchgedrungen; es wäre leicht möglich, dass vor nachfolgendem *i* die Bewegung gehemmt worden wäre.

§ 52. Das geschlossene (?) *ê* des Urdeutschen, dessen Vertreter noch durch Lehnwörter aus dem Lateinischen Zuwachs erhalten haben (*brêf. prêster* etc.) und das urdeutsche *ô* sind im Hauptgebiete des Altniederdeutschen als einfache Längen bewahrt; der Monac. des Heliand zeigt nur einzelne Belege von *ie* und *uo.* Dagegen in westlichen Grenzgebieten des Altniederdeutschen, hauptsächlich vertreten durch den Cott. des Heliand, und wohl auch im ganzen Altniederfränkischen ist Diphthongierung eingetreten zu *ie* und *uo* (ein dem *uo* wenigstens nahestehender Laut liegt wohl auch dem *oe* Mndl. zu Grunde.). Heute ist *ê* des Altniederdeutschen im weitaus grössten Teile des Gebiets zu *ei (äi)* geworden: gewahrt ist die alte Länge in den Mundarten der Nordseeküste. Auch altes *ô* blieb hier erhalten, ferner in den sächsischen Niederlanden, im westlichen Westfalen. Anderwärts ist *ô* zu *au* gewandelt, wie im östlichen Westfalen, in den Gebieten zwischen Elbe und Weser. Auch in den Kolonien auf ursprünglich slavischem Boden erscheinen beide Gestaltungen.

Im Hd. hat sich urdeutsches *ê* und *ô* im Laufe des Ahd. zu *ie* und *uo* entwickelt. Teilweise lassen sich Mittelstufen zwischen den alten Längen und den genannten Diphthongen nachweisen. Im Oberdeutschen und im Rheinfränkischen entwickelt sich *ê* im 8. Jahrh. zu *ea,* das dann im 9. Jahrh. sich zu *ia* wandelt; *ia* schwächt sich weiter zu *ie* und zwar zuerst im mehrsilbigen Wort. Die Diphthongierung des *ô* beginnt etwa um die Mitte des 8. Jahrhs.; es wird im Alemannischen zunächst zu *oa;* daraus wird *ua,* das im 9. Jahrh. die herrschende Form ist; nach 900 herrscht *uo.* Im Bairischen wird der Diphthong nicht so rasch deutlich ausgeprägt wie im

Alemannischen, findet aber um die gleiche Zeit seine Entwicklung zu *uo;* eine Mittelstufe *ua* ist hier kaum vorhanden. Dem Fränkischen ist *oa* fremd; *ua* herrscht im Südrheinfränkischen, dagegen fehlt es — bis auf ganz vereinzelte Belege — im übrigen Rheinfränkischen und im Ostfränkischen; es besteht also kein völliger Parallelismus zwischen der Entwicklung von *ê* und *ô*. Sieht man somit vom Südrheinfränkischen und mit Bezug auf *ê* vom Rheinfränkischen ab, so fehlen für den grössten Teil des fränkischen Gebiets, auch für das Niederfränkische, und für die nichtfränkischen Gebiete des Mitteldeutschen die Übergänge zwischen *ê* und *ie*, *ô* und *uo*. Es wäre daher möglich, dass jene Zwischenstufen hier überhaupt gefehlt hätten; ein unmittelbarer Übergang von *ê* und *ie*, *ô* und *uo* fände sein freilich nicht ganz genaues Analogon in den romanischen Sprachen. Immerhin könnte auf den genannten Gebieten die Entwicklung sich früher vollzogen haben, als auf den oberdeutschen Gebieten; dazu ist zu bedenken, dass im Fränkischen und Mitteldeutschen die Sprachquellen im ganzen später auftreten als im Oberdeutschen.

Das aus *ê* hervorgegangene *ie* fällt völlig zusammen mit dem aus *io* entstandenen; was also nachher von der weiteren Entwicklung dieses Diphthongs zu sagen ist, gilt zugleich auch von *ie* aus *io*.

Was die weiteren Schicksale der drei Diphthonge *ie*, *ou*, *üe* betrifft, so sind dieselben im Bairischen, im ganzen im Alemannischen, in einem grossen Teile des Ostfränkischen bewahrt, abgesehen davon, dass mancherlei Veränderungen in den Bestandteilen derselben sich vollzogen haben. Im allgemeinen kann man wohl sagen, dass im Bairischen der zweite Bestandteil grösseres Gewicht hat als im Alemannischen.

In den nördlichen Grenzgebieten des Elsässischen, im Rheinfränkischen, in Teilen des Ostfränkischen, den nördlichsten Teilen des Mittelfränkischen, im Niederfränkischen, im Thüringischen, Obersächsischen, Schlesischen, in der nhd. Schriftsprache erscheint für älteres *ie*, *uo*, *üe* heutzutage, *î*, *û*, *ü*. Wann hier auf den verschiedenen Gebieten die Monophthongierung eingetreten ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wenn auf md. Boden Reime von *î* auf *ie*, *û : uo*, *ǖ : üe* angetroffen werden, so beweist das noch nicht notwendig für die Monophthongierung, und umgekehrt: wo solche Bindungen fehlen, liegt nicht notwendig ein Beweis gegen die Monophthongierung vor. Denn im weitaus grössten Teile des deutschen Sprachgebietes sind die alten Längen und die alten Diphthonge noch heute deutlich unterschieden; in diesen Gegenden enthalten also jene Bindungen jedenfalls nicht völlig genaue Reime. Anderseits kann das Fehlen solcher Bindungen auch darauf beruhen, dass die alten Längen sich bereits der Diphthongierung zugewandt haben. Nur in Thüringen und im Niederfränkischen sind die beiden Reihen heute zusammengefallen: hier ist also das Nichtauftreten jener Bindungen beweiskräftig. Im Thüringischen nun zeigen die Reime der Dichter, dass bis ins 15. Jahrh. hinein Zusammenfall nicht eingetreten. Im Schlesischen scheint, nach orthographischen Kriterien zu schliessen, die Monophthongierung schon im 14. Jahrh. eingetreten zu sein. Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob im einsilbigen Wort die Monophthongierung später erfolgt sei als im mehrsilbigen. Hängt es damit zusammen, dass Opitz für *zu zue* schreibt?

Auf einem zweiten Gebiete, dem grössten Teile des Mittelfränkischen und Teilen des Ostfränkischen, entspricht dem *ie* der älteren Sprache heutzutage *ê* oder *ei*, und zwar geht dieser Wandel bereits in mittelhochdeutsche Zeit zurück. Die gleiche Entwickelung hat in diesen Gebieten altes *uo* durchgemacht: es wurde zu *ô*, *ou*.

Vgl. von Bahder, *Über ein vokalisches Problem des Mitteldeutschen.* Leipziger Habilitationsschrift 1880. — Behaghel, Litl. f. germ. u. roman. Philol. 1880, 437. — W. Seelmann, *Die mnd. langen o.* Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. 18, 141.

§ 53. In der mittleren Periode erscheinen für älteres *â, ô, û* häufig die Schreibungen *ae* oder *ai, oe* oder *oi, ue* oder *ui,* überwiegend in geschlossener Silbe, und zwar hauptsächlich auf dem Gebiete des Niederfränkischen und im westlichen Teile des Niedersächsischen. Reste dieser Schreibung zeigen sich in nhd. Eigennamen wie *Soest.* Aber eine besondere Lautentwickelung scheint diesem in der Schrift erscheinenden Vokalnachschlag nicht zu entsprechen in den heutigen Mundarten, und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht in jenen Schreibungen lediglich Längenbezeichnungen vorliegen, die sich dadurch entwickelten, dass zweisilbige Wörter nach Konsonantenausfall zu einsilbigen wurden, aber die zweisilbige Schreibung weiterführten: z. B. *slahen* oder *slahin* ergab nach Ausfall des *h slaen, slaïn,* dann *slân.*

Vgl. Nörrenberg, PBB. IX, 410.

§ 54. Bezüglich der Entwickelung von altem *î, û, ǖ* (dem Umlaut von û) sind heutzutage mehrere Gebiete zu unterscheiden.

Unerhebliche Ausnahmen abgerechnet, sind auf dem Boden des Niederdeutschen, ferner im südlichen Teile der alemannischen Mundarten die alten, einfachen Längen unverändert geblieben.

Ein zweites Gebiet umfasst das Nfr., das Ripuarische, das Thüringische mit dem nördlichen Teile des Hessischen, einen Teil der alemannischen Mundarten. Die Grenze zwischen dem Alemannischen des ersten Gebietes und den hierher gehörigen Mundarten ist etwa folgende (nach den Feststellungen von Herrn Dr. P. Schild in Basel): sie geht von der Sense in südöstlicher Richtung nach der Stockhornkette, läuft dem Thuner- und Brienzersee nach gegen das Rothorn, über die Kantonsgrenze von Luzern und Unterwalden, westlich von Wäggis nach dem Zugersee, zwischen Baar und Zug nach dem Etzel, dann westlich von Lachen an den Zürichsee. Hierauf streicht sie zwischen Utznach und Kaltbrunnen hin an die Speerkette, zieht sich dem Walensee nach und läuft östlich von Mühlehorn dem Gebirgszug entlang nach der Sardona (in Graubünden haben das Rheinwaldthal und Davos die alten Längen festgehalten).

In diesem Gebiet ist im allgemeinen die Länge bewahrt; aber im Inlaut vor Vokal ist Diphthongierung eingetreten; also z. B. alem. *schreie, baue, reue.* Ferner ist die Diphthongierung geschehen im Wortauslaut, hier freilich nicht ausnahmslos. In Schaffhausen z. B. heisst es zwar *frei, sei, Weih, neu, Spreu, treu,* aber *debi* (dabei), *nübache* (neugebacken), *Sû, drü* (= mhd. *driu*). Offenbar war das lautgesetzliche Verhältnis das, dass überhaupt vor Vokal Diphthongierung stattfand. Für den Wortauslaut mussten sich danach Doppelformen ergeben: Diphthong, wenn das folgende Wort mit einem Vokal begann, Beibehaltung der alten Länge vor konsonantischem Anlaut des nächsten Wortes. Wenn auf alemannischem Boden auch *tausend* und *Teufel* mit Diphthong erscheint, so sind diese Wörter wohl unter emphatischem Accent diphthongiert worden (oder Einfluss der Schriftsprache?).

In einem dritten Gebiete endlich ist allgemein Diphthongierung eingetreten: im Moselfränkischen, im Rheinfränkischen, im Ost- und Südfränkischen, im Obersächsischen und Schlesischen, im Bairisch-Österreichischen, im Schwäbischen, ganz vereinzelt im Alemannischen: in Engelberg, im Schanfiggthal (östlich von Chur, Tobler, Jahrbuch für schweiz. Geschichte, XII, 188). Diesem Gebiete hat sich naturgemäss die nhd. Schriftsprache angeschlossen. Die Diphthongierung ist, in der Schriftsprache wenigstens, zuerst im Bairisch-Österreichischen aufgetreten, wo sie sich vor

der Mitte des 12. Jahrh. entwickelt hat, und dann nach Norden und Westen vorgedrungen. Wann sie sich in den übrigen Mundarten festgesetzt, ist sehr schwer zu entscheiden, da das Auftreten der diphthongischen Zeichen auch mit dem Vordringen der kaiserlichen Kanzleisprache, mit den Eroberungen der Schriftsprache im Zusammenhang stehen kann. Umgekehrt kann aber auch die mhd. Schriftsprache das Auftreten der neuen Laute verhüllt haben.

Das Verhältnis, wie es in dem zweiten Gebiet besteht, ist gewiss auch die Vorstufe der allgemeinen Diphthongierung im dritten Gebiet gewesen.

Die Diphthongierung steht möglicherweise im Zusammenhang mit Synkope und Apokope der Ableitungs- und Flexions *-e* und einer durch diese Vorgänge erzeugten oder sie erzeugenden circumflexierenden Betonung der Stammsilbe.

Vgl. Weinhold Mhd. Gr.[2] § 105 ff. — F. Kräuter, *Die schweizerisch-elsässischen ei, öy, ou für alte î, ŷ, û*, ZsfdA. XXI, 258. — E. Martin, AfdA. III, 117. — Schilling, *Diphthongisierung der Vokale û, iu* und *î*, Programm der Realschule zu Werdau 1878. — J. Wolff, *Die Vertreter der alten stammhaften û und î*, Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1879, 1 ff. — Wrede, *Die Entstehung der nhd. Diphthonge*, ZsfdA. XXXIX, 257.

§ 55. *â* der älteren Sprache hat sich teilweise schon in der mittleren Periode, teilweise erst seither im grössten Teile des Gebietes dem *o* genähert, teilweise durch unmittelbaren Übergang von *â* in *ô*, teilweise durch Diphthongierung zu *ao*, *au*. Das letztere ist z. B. im Schwäbischen und Teilen des Bairischen der Fall gewesen. Die Schreibung *au* findet sich bereits in mittelhochdeutscher Zeit; in der heutigen Mundart ist teilweise der Diphthong zur Länge *ô* geworden. Eine Übersicht über den Verbreitungsbezirk des dumpfen Lautes zu geben, ist schon deshalb kaum thunlich, weil nicht ganze grosse Gebiete den hellen, andere den dumpfen Laut aufweisen, sondern vielfach ziemlich rascher Wechsel stattfindet. Beispielsweise in der Schweiz ist im allgemeinen die Trübung eingetreten; sie unterbleibt jedoch in Freiburg, in Bern, im Entlibuch, im Glarus, in Wallis.

Am frühesten und allgemeinsten hat sich dieser Wandel vor Nasalen vollzogen.

In einer Anzahl von Fällen ist dieses *ô* für älteres *â* auch in die nhd. Schriftsprache eingedrungen, z. B. *Mond* (mhd. *mâne*), *Schlot* (mhd. *slât*), *Woge* (mhd. *wâc*).

Vgl. Bohnenberger, *mhd. â im Schwäbischen* PBB. XX, 435.

c. Die Diphthonge.

§ 56. Unter denselben Bedingungen, wie die Verkürzung langer Vokale, tritt Wandel von Diphthongen zu Monophthongen ein und Übergang derselben in kurze Vokale und zwar schon in mittelhochdeutscher Zeit; freilich ist im einzelnen die Strenge des Lautgesetzes schwer zu erkennen. Es steht mhd. *elf* neben *eilf*, *sense* neben *seinse* (aus *segense*), *zwenzic* neben *zweinzic*; *enpfetten* gehört zu *pfeit*; die Kürze stammt aus dem Präteritum, wo *tt* dem Stammvokal folgte; *dirne* steht neben *dierne*, *imer* neben *iemer*. Ferner gehören hierher nhd. *Elster* (< *eilster*, < *agelster*), *Nelke* (< *negelke*), *itzt* (= *ieze*). In heutigen Mundarten begegnen uns zahlreiche weitere Beispiele, vgl. z. B. alem. *Helge* (Bild) aus *heilig*, *heilg*.

§ 57. Der urdeutsche Diphthong *ai* ist in bestimmten Fällen im ganzen deutschen Gebiet und zwar schon während des 7. Jahrh. monophthongiert worden zu *ê*, nämlich 1) wenn der Diphthong vor den *a*-farbigen Konsonanten *r* und *h* stand, welche das vorhergehende *i* dem *e* annäherten: got. *sair* = as. ahd. *sêr*, got. *plaihan* = ahd. *flêhôn*. 2) vor *w*: got. *saiws* = as. ahd.

sêo, Gen. *sêwes*. 3) wenn der Diphthong im Wortauslaut stand: got. *sai* = ahd. *sê*, got. *wai*, as. ahd. *wê*. In *ai*, *Baiern*, *bei(de)*, ahd. *thei*, *zwei* liegen Formen mit *-jj* zu Grunde.

Vgl. Much., ZsfdA. XXXIX, 31. — Franck, ZsfdA. XL, 10.

Dieses *ê* ist ursprünglich offen, später geschlossen. Im Nhd. ist dies *ê* im einsilbigen Wort lautgesetzlich zu *ee* gewandelt worden: mhd. *diu ê* = *Ehe*; *ê*, *êr* = *ehe*, *eher*.

Im Nd. geht die Monophthongierung des alten *ai* noch weiter: das And. zeigt für diesen Laut in jeder Stellung die Schreibung *e*. Wenn im Cott. des Hel. gelegentlich dafür das Zeichen *a* erscheint, so ist das wohl Einfluss angelsächsischer Zeichengebung. Im Mnd. ist der vorliegende Laut noch deutlich von dem *ê* aus *ai* unterschieden, das gemeindeutsch sich in den vorhingenannten Fällen entwickelt hat, anderseits auch von mnd. *ê* aus and. *io*; teilweise auch noch in den heutigen Mundarten. Und zwar war *ê* < *ai* im Mnd. ein geschlossener, dem *ei* nahestehender Laut. Die mnd. Orthographie schwankt zwischen der Schreibung *e* und *ei*: die letztere steht besonders vor Dentalen; im heutigen Nd., so im Westfälischen, ist geradezu ein Diphthong (*ei*, *ei*, *oi*) an seine Stelle getreten.

Im Nfr. scheint die Entwickelung im ganzen die gleiche zu sein, wie im Nd.; heutige Mundarten wandeln hier mehrfach *ê* aus *ai* in *ie*.

Auf hochdeutschem Gebiet bleibt im Altdeutschen der Diphthong erhalten; es findet jedoch im Laufe des Althochdeutschen Assimilation des ersten Teiles an den zweiten statt, so dass der Diphthong seit dem Ausgang des 8. Jahrh. als *ei* erscheint, gesprochen mit *e* als erstem Gliede, nicht *a*, wie die nhd. Aussprache es meist thut. Im 13. Jahrh. wandelt sich dieses *ei* im Bairischen wieder zu *ai* und dann auch in anderen Mundarten; heutzutage ist dieser Laut in grossen Teilen des Mitteldeutschen, besonders auf rheinfränkischem Boden und dem grössten Teile des Ostfränkischen, wie im Obersächsischen monophthongiert, teils zu *ê*, teils zu *â*. Wo der Diphthong geblieben, tritt er in mannichfachen Gestalten auf, als *ei*, *ai*, *oi*, *oa*, *ua* etc. Wohl nirgends sind die heutigen Vertreter des urdeutschen *ai* mit dem aus *î* hervorgegangenen Laute zusammengefallen.[1] Wo kein qualitativer Unterschied stattfindet, besteht wenigstens ein quantitativer, derart, dass im alten Diphthongen der erste Bestandteil lang, im neuen kurz ausgesprochen wird. In der Bühnensprache hat Zusammenfall stattgefunden.

§ 58. Westgerm. *au* wird auf niederdeutschem Gebiet zu *ô* monophthongiert und zwar zunächst zu offenem *ô*; es erscheint im Alts. mehrfach dafür die Schreibung *a*; es ist also deutlich von dem geschlossenen, aus westgerm. *ô* hervorgehenden Laute getrennt; und auf dem weitaus grössten Teile des Gebietes ist noch heute kein Zusammenfall eingetreten.

Auf hochdeutschem Gebiet findet Monophthongierung von *au* zu *ô* nur statt, wo es vor *h* oder vor dentalen Konsonanten steht: got. *hauhs* > ahd. *hôh*, got. *baud* > *bôt*, got. *laun* > *lôn*, *raus* > *rôr* etc. Die Mittelstufe zwischen *au* und *ô* war *ao*; sie ist in den Quellen ziemlich spärlich belegt. Der Vorgang der Verschmelzung fällt ins 8. Jahrh., und zwar ist, wie es scheint, die Veränderung im Bairischen etwas später vor sich gegangen als im Alemannischen und Fränkischen.

[1] Im Südfr. erscheint in *Keim*, *Reim* der dem alten *ai* entsprechende Laut (nicht aber in *Leim*). Ebenso bilden dort *kaum*, *Raum*, *Schaum*, völlig genaue Reime zu *Baum*, *Traum*. Auch im Bairischen ergeben sich — nach Brenner — vor Nasal Berührungen von *ai* und *î*.

Wo der Diphthong erhalten blieb, verläuft seine Entwicklung ziemlich parallel der des nicht monophthongierten *ai*. In der ersten Häfte des 9. Jahrhs. findet in dem Diphthongen rückschreitende Assimilation statt: *au* wird zu *ou*, dann aber gegen Ende des 13. Jahrhs. im Bairischen und später in weiteren Gebieten wieder zu *au*. Teilweise ist das alte *ou* noch heute bewahrt, so in der Mundart von Schaffhausen. Auf den mitteldeutschen Gebieten, die *ai* zu *â* oder *ê* gewandelt haben, ist *au* zu *â* oder *ô* monophthongiert. Der Parallelismus des Wandels von *ai* > *ei* > ai und *au* > *ou* > *au* scheint im Altdeutschen nicht vollständig, weil bei *ai* die Assimilation früher belegt ist; das ist aber vielleicht nur Schein, denn der Artikulationsunterschied zwischen *au* und *ou* kommt nicht so deutlich zum Bewusstsein, als der von *ai* und *ei* und hat daher vielleicht erst später als dieser in der Schrift Ausdruck gefunden.

Zusammenfall des aus *au* entstandenen *au* mit dem aus *û* hervorgegangenen findet nicht statt, abgesehen wieder von der Bühnensprache; der alte Diphthong hat — wo keine qualitativen Unterschiede der beiden vorliegen — einen langen Vokal als ersten Komponenten, der neue einen kurzen.

öü, der Umlaut von *ou*, ist in seiner Entwicklung dem *ou* völlig parallel gegangen, hat also in heutigen mitteldeutschen Mundarten auch Monophthongierung — zu *ê* (*æ*) oder *â* — erfahren.

§ 59. 1) *eu* und *eo* wechseln im Urdeutschen unter bestimmten Bedingungen: *eo* ging aus *eu* hervor — *eu* wird zu *eo* »gebrochen« — vor einem *a* der nachfolgenden Silbe, wenn der zwischenstehende Konsonant ein Dental war und kein *i* zwischen der Stammsilbe und dem *a* stand. In allen übrigen Fällen galt *eu*. In der historischen Zeit des Deutschen ist die Verteilung eine andere geworden. Auf dem Gebiet des Niederdeutschen und Mitteldeutschen erscheint von vornhein der ungebrochene Vokal nur vor *i* und *u* der Endung, der gebrochene überall vor *a* der Endung. Im Oberdeutschen ist anfangs der Stand des Urdeutschen festgehalten, so dass der gebrochene Vokal nur vor Dentalen, nicht vor Labialen und Gutturalen erscheint. Seit dem 10. Jahrh. begegnet der gebrochene Laut auch vor den Lippen- und Kehllauten; aber er ist hier keineswegs allgemein durchgedrungen. Im Bairischen und in schweizerischen Mundarten finden sich Beispiele für den gebrochenen und den ungebrochenen Vokal noch heute unmittelbar nebeneinander. Es ist nicht leicht, eine Erklärung für diesen Thatbestand zu finden; an ein verspätetes Weiterwirken der allgemeinen Brechungsbewegung kann kaum gedacht werden. Besondere Schwierigkeiten macht Notker. Das Adjektiv *tief* lautet nach Graffs Belegen bei ihm durchaus *tief*, auch das Adverb *tiefo*, das Substantiv in der Regel *tiefi*, nur vereinzelt *tiufi*: das heutige St. Gallische aber hat durchaus *tüf*, *tüfi*. Sollten hier doch Einflüsse einer Art von Gemeinsprache im Spiele gewesen sein?

Vgl. Braune, PBB. 4, 557. — Wilmanns, *Deutsche Gramm.* I, 167.

2) Westgerm. *eu* = germ. *eu* hat sich im Deutschen etwa im 7. Jahrh. zu *iu* gewandelt; vereinzelte Belege der Schreibung *eu* begegnen noch in alten Urkunden, so in rheinfränkischen aus dem Anfang des 8. Jahrh. Dasjenige *eu*, das vor *w* stand (aus *eww*), ist im Altsächs. regelmässig bewahrt in *hreuua*, *treuua*: dagegen steht neben *eu euuar* (vos, vester) schon *iu*, *iuuar*. Auch auf hochdeutschem Gebiet sind in den ältesten Quellen noch einzelne *eu* belegt; die Regel ist aber durchaus hier *iu*.

Nach und nach ist dieses *iu* teilweise dem durch Umlaut aus *û* hervorgegangenen *ü* der Aussprache nahe gerückt. Im Mhd. werden oberdeutsch

beide Laute in der Regel durch *iu*, mitteldeutsch durch *u* wiedergegeben, und die Dichter binden beide Laute aufeinander. Gewiss waren aber diese Reime zu einem Teile nicht völlig genau. Denn alemannische und bairische Quellen scheiden deutlich beide Laute, und die heutige Gestaltung des *iu* weicht von den Fortsetzungen des *ü* mehrfach ab.

In einem Teile des Mitteldeutschen hat sich altes *iu* heute in zwei Laute gespalten: es erscheint dafür teils *ü*, teils *û*, bezw. die daraus entstehenden Diphthonge. Und zwar in Teilen des Mittel- und Rheinfränkischen, besonders auf hessischem Boden, im nördlichen Thüringen, im Altenburgischen. Das Gesetz des Wechsels ist nicht deutlich zu erkennen; *û* findet sich hauptsächlich im Pronomen der 2. Ps. Pl. Im ganzen scheint es, als ob der einsilbigen Form *û*, der mehrsilbigen *ü* lautgesetzlich zukomme, aber hessisch erscheint auch *haut* = heute, das ursprünglich zweisilbig war. Dasjenige mhd. *iu*, welches aus *û* umgelautet, hat diesen Wandel zu *û* nicht mitgemacht. Dagegen ist der alte Diphthong *iu* in den Fällen, wo er sich vor *i* zu *ü* entwickelte, mit dem Umlaut-*ü* zusammengefallen; er nimmt in gleicher Weise wie dieser an der Diphthongierung zu *eu* teil, ebenso wie das *û* aus *iu* an der des alten *û*. Im Schwäbischen ist Umlaut-*ü* durchaus zu *ei* diphthongiert; altes *iu* hat teilweise die gleiche Entwicklung erfahren, teilweise erscheint es als *ui* oder *î*, wohl beides auf ein älteres *ü* zurückweisend. Vgl. die am Schluss von § 40 verzeichnete Literatur.

Es muss somit auf diesen Gebieten die Monophthongierung von *iu* wenigstens teilweise sich erst vollzogen haben, nachdem die Diphthongierung von altem *ü* bereits begonnen hatte. Auch im Bairischen und selbst auf alemanischem Gebiete, wie in der Gegend des Bodensees, ist altes *iu* in seiner Entwicklung nur teilweise mit altem *ü* zusammengefallen; in einem Teile der Fälle ist es noch deutlich von diesem unterschieden. Und in diesen Beispielen ist in Gegenden des Bairischen nicht die Wandelung zu einem mit *ai*, *au*, *eu* gleichartigen Diphthonge eingetreten, sondern es erscheint *ui* oder *iu*; die letztere Form, die auch im Alemannischen des Bodensees auftritt, könnte vermuten lassen, dass hier überhaupt nie völlige Monophthongierung stattgefunden. Für die Fälle, wo überhaupt Zusammenfall von *iu* und *ü* eingetreten, lässt sich eine genauere zeitliche Bestimmung des Wandels nicht geben.

3) Der Brechungsvokal *eo* wandelt sich auf hochdeutschem Gebiete zu *io* in der ersten Hälfte des 9. Jahrhs.; in den Handschriften des Heliand ist *eo* noch sehr stark vertreten. Neben *io* begegnet *ia* vereinzelt in diesen letzteren; etwas häufiger in altniederd. Urkunden. Zahlreich sind die *ia* bei Otfried, und zwar scheint der vielfach verwischte lautgesetzliche Stand der Dinge der gewesen zu sein, dass der einsilbigen Form *io*, der mehrsilbigen *ia* zukam. Daneben zeigt sich Einfluss der Endungsvokale bei Otfried: vor *o* der Endung gilt *io* des Stammes; vor *e* tritt mehrfach *ie* auf.

Der allgemeine Wandel von *io* zu *ie* ist im St. Gallischen in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhs. eingetreten; ebenso finden sich schon zahlreiche *ie* im Cott. des Heliand; im übrigen vollzieht sich der Übergang etwa im Ausgang des 10. Jahrhs.

Eine Sonderstellung nimmt der Diphthong *eo* ein in den Wörtern *eo*, *neo*, *weo*, die auf *êo*, *nêo*, *wêo* und weiterhin auf **aiw*, **naiw*, **hwaiw(a)* zurückgehen. Hier hat sich der Übergang zu *io* teilweise später vollzogen, als in den sonstigen Fällen des *eo*, d. h. es wird die volllständige Kürzung des *ê* erst dann eingetreten sein, als sonstiges *eo* bereits seinen Weg gegen *io* angetreten. Bei Notker erscheinen häufig die Formen *ieo*, *nieo*, *wieo*

(vgl. MSD[3], II, 324). Endlich ist *io* hier weniger der Schwächung zu *ie* unterworfen gewesen. Bei Notker ist *io* im allgemeinen zu *ie* gewandelt; aber in jenen Wörtern meist *io* erhalten, wenn sie nicht in der Komposition erscheinen (es heisst überwiegend *ieman, iemer*). Auch im Mnd. und Mittelbinnendeutschen ist *io* häufig; teilweise liegt hier wohl gewiss Wandel zu *jó* vor, wie sich dann im Nhd. mhd. *ie* zu *je* gewandelt hat. Der Grund der unterbliebenen Schwächung und der Tonverschiebung liegt offenbar darin, dass im einsilbigen Worte der zweite Teil eines Diphthongen stärkeren Ton hat als im mehrsilbigen. Wenn daher nhd. *itzt* und *jetzt, ider* und *jeder* nebeneinander erscheinen, so sind *itzt* und *ider* die lautgesetzlichen Formen; bei *jetzt* und *jeder* liegt frühe Anlehnung an das einfache *ie* vor.

II. DIE VOKALE DER UNBETONTEN SILBEN.

§ 60. Eine Anzahl von nebentonigen Silben kann immer noch so starken Ton haben, dass die Gesetze der hochtonigen Silben auch bei ihnen wirksam sind. Dies gilt besonders für die Stammsilben zweiter Kompositionsglieder, wenn gleich hier häufig unentschieden bleiben muss, ob wir es mit lautgesetzlichen Verhältnissen zu thun haben oder mit einem Einfluss der danebenstehenden einfachen Wörter. Aber auch Ableitungs- und Flexionssilben nehmen unter Umständen an der Entwicklung der hochtonigen Teil. Für folgende Vorgänge lassen sich auch aus nicht hochtonigen Silben Beispiele beibringen:

1) die nhd. Quantitätsgesetze, vgl. *Bischŏf — Bischōfe, Herzŏg — Herzōge, (lang)sām — (lang)săm.*

2) den Umlaut: urd. *-ari* = as., ahd. *-eri*, ahd. *-âri* = mhd. *-aere*, ahd. *-ôti* = mhd. *-oete*.

3) den Wandel von *ô* > *uo*: ahd. *armuoti* neben *armôti, heimuoti* neben *heimôti*; doch könnte auch Anlehnung an *muot* vorliegen.

4) die Diphthongierung von *î* zu *ei*, *iu* zu *eu*: das mhd. Diminutivsuffix *-lîn* = nhd. *-lein;* im Mhd. und älteren Nhd. begegnet für mhd. *-lîch* die Form *-leich*, für das Suffix *-în* die Form *-ein: kaiserein, eiserein;* die Endung *-iu* im Feminin und Neutrum des Adjektivs begegnet bairisch in mhd. Zeit als *-eu*.

5) den Übergang von *â* zu *ô*: *arcwân* = *Argwohn*.

§ 61. In andern Fällen waren die Nebensilben den Veränderungen der Stammsilben nicht unterworfen.

1) das nhd. Dehnungsgesetz hat nicht gewirkt, z. B. im Suffix *-igen*.

2) der Umlaut ist vielfach nicht eingetreten: die Endung des Part. Präs. ist and. ahd. *-andi* (*-anti*) neben *-endi* (*enti*).

3) germ. *ē* ist nicht zu *â* geworden: vgl. got. *nasides* mit *chiminnerodes* bei Isidor.

4) urd. *ô* ist in der Regel nicht zu *uo* geworden, vgl. die Klasse der schwachen Verben auf *-ôn*.

5) ahd. mhd. *ei* hat nicht überall den vom Bairischen ausgehenden Wandel zu *ai* mitgemacht; der unbestimmte Artikel *ein* wird im Bairischen in mhd. Zeit nicht zu *ain*, und auch andere Dialekte, z. B. das Südrheinfränkische, teilten wohl diese Eigentümlichkeit, denn das heute hier geltende *e, en* geht doch wohl auf *ein*, nicht *ain* zurück (vgl. Bartsch, Germ. XXIV, 198).

§ 62. Von den Veränderungen, welche den unbetonten Silben eigentümlich sind, gehört noch dem Urdeutschen an der Einfluss, den ein *j* auf

nachfolgendes *o* bezw. *a* ausübte, indem dasselbe zu *e* gewandelt wurde. Es hiess also lautgesetzlich **geban* — **horien*, **geba* — **sibbie*, **gomo* — **reckie*. Im Althochdeutschen ist dieser Stand der Dinge noch in den ältesten Quellen bewahrt, dann durch Ausgleichung meist zu Gunsten der Formen ohne *j* beseitigt; im And. ist die Ausgleichung schon sehr weit vorgeschritten (vgl. Behaghel, Germ. XXX., 389).

§ 63. Vokale von Mittelsilben sind and. und althochdeutsch vielfach an Endsilbenvokale angeglichen worden. Eine strenge Gesetzmässigkeit ist hier nur in wenigen Fällen zu erkennen, teilweise weil vielfach Analogiebildung wirksam gewesen ist, teilweise wohl deshalb, weil innerhalb des Satzes mancherlei Betonungsverhältnisse möglich waren und diese auf das Vollziehen der Angleichung von Einfluss sein konnten. Beispiele: *i* der Endung gleicht sich vorhergehendes *a* der Mittelsilbe an: as. ahd. *menigi* aus *managi;* vielleicht war auch *e* der angeglichene Laut, der mit *a* im Verhältnis der Stammabstufung stand (s. o. S. 408). *i* der Endung wandelt Umlauts-*e* zu *i:* as *-scipi* neben *-scepi*; ahd. *Wolfdregi* neben *Wolfdrigi, Wolftregil* neben *Wolftrigil.* Die Endung des Dat. Sgl. Masc. und Neutr. des starken Adjektivs ist as. meist *-umu* (soweit nicht eine kürzere Form vorliegt), aus *-omu* oder *-amu* (oder *-emu?*) entstanden? der Gen. Pl. des Adjektivs ist as. oft *-oro* neben dem ursprünglichen *-ero.* Von *zeichan* begegnet ahd. der Gen. Pl. *zeichono,* neben *wuntaron* steht *wuntoron.*

§ 61. *ai* und *au* der Mittel- und Endsilben sind noch vor dem Auftreten unserer Quellen zu den Monophthongen *ê und ô* gewandelt worden: got. *habais* = urd. **habes,* got. *fridaus* = urd. ahd. **fridô.* Das *ê* war auf niederdeutschem Gebiet von vornherein ein sehr offenes, denn die Orthographie der Heliandhandschriften schwankt zwischen *e* und *a.* Auch im Bairischen des späteren Althochdeutschen ist die Wiedergabe durch *a* häufig, während die älteren althochdeutschen Quellen in der Regel *e* aufweisen.

§ 65. Wo im Urdeutschen lange Vokale, sei es ursprüngliche, sei es aus *ai, au* monophthongierte, im Auslaut auftraten, mochte die Auslautstellung eine ursprüngliche sein oder mochte in älterer oder jüngerer vorgeschichtlicher Zeit danach ein Konsonant verloren gegangen sein, da erscheint im Althochdeutschen ein kurzer Vokal; ob es im As. ebenso gewesen, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden; immerhin ist es wahrscheinlich, dass das As. mit dem Ahd. übereinstimmte. Beisp.: urdeutsch **nimô* = as. ahd. *nimu,* urd. *bodôn* = ahd. *boto,* urd. **wulfôs* = ahd. *wulfa;* urd. *wilîs* = ahd. *wili;* urd. *dagai* = ahd. *tage,* urd. *eththau* = ahd. *eddo.* Ausnahmen bilden die althochdeutschen Abstrakta auf *-î,* die die Länge einer Übertragung verdanken, die 1. und 3. Pers. Konj. Prät. Sg. im schwachen Verb, bei dem wohl das Gleiche der Fall ist, die Ntr. und Acc. Pl. der femininen *ô*-Stämme: *gebô,* der Genitiv Sg. der *u*-Flexion: *fridoo* = got. *fridaus.* Sollten in den beiden letzten Fällen alte Accentverschiedenheiten im Spiele sein?

Von den so entstandenen kurzen Vokalen hat das *o,* hinter dem nicht ursprünglich Nasal oder *s* stand, sich in unseren frühesten Quellen zu *u* gewandelt: urd. **nimô* = as. ahd. *nimu,* urd. **fatô* = as. *fatu.*

§ 66. Kurze, im Auslaut stehende Endungsvokale können zu allen Zeiten vor vokalischem Anlaut des nächsten Wortes elidiert werden, wenn das folgende Wort zum gleichen Satztakte gehört: ahd. *want er* = *wanta er, wân ih* = *wânu ih;* mhd. *wer aber* = *waere aber*; nhd. *sagt' ich, sagt' er* (S. MSD³II, 317.).

§ 67. Die Endsilbenvokale erleiden im Laufe der Entwickelung mancherlei Reduktionen. Die Schwächung trifft zuerst die kurzen Vokale; dieselben erscheinen in mittelhochdeutscher Zeit im grössten Teile des Gebiets alle in dem tonlosen *e* zusammengefallen.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit war auslautender kurzer Vokal nach Tiefton abgefallen, vgl. die Eigennamen auf *-bad, -frid, -had, -hug, -win, -wis; Sigifrem* (ZsfdA. VII, 383). So beginnt auch jetzt die Entwickelung bei den auslautenden Vokalen, welche nach nicht hochtoniger Silbe stehen. Beim Feminin des starken Adjektivs geht in *C* und den vordern Partien von *M* des Heliand der Dat. Sg. (bzw. der teilweise danach gebildete Gen.) auf *-ro* aus. Nebeneinander stehen *iru* und *iro, theru* und *thero;* auch hier erhielt das alte *u* die Stellung nach unbetonter Silbe, wenn diese Wörtchen proklitisch oder enklitisch verwendet wurden. Dies war seltener der Fall beim Pronomen der 3. Pers. als bei dem auch als Artikel gebrauchten Pronomen *the;* somit überwiegt *iru* gegen *iro,* aber *thero* gegen *theru.* Im Dat. Sg. des männlichen und sächlichen Adjektivs überwiegt dagegen *-umu* weitaus; vielleicht hat *m* erhaltend auf *u* gewirkt. Auf hochdeutschem Gebiete hat der Tatian *-emo* und meist *-ero,* Otfrid *-emo,* aber *-eru.* In den St. Gallischen Urkunden ist in den Zusammensetzungen auf *-dregi, -heri, -ini* seit den 70er Jahren des 9. Jahrhs. das auslautende *i* durchaus zu *e* geschwächt, während *i* nach Hochton sich noch hält.

Bei den nach Hochton stehenden Vokalen tritt das Hochdeutsche in einen gewissen Gegensatz zum Nd. Im Heliand ist *-an, -in, -un* (= urgerm. *-un*) lautgesetzlich erhalten. Wo neben *-an* ein *-en* auftritt, stammt es entweder aus solchen Silben, wo es nach *j* sich entwickelt hatte, oder ist Übertragung aus solchen Formen, wo der Vokal in einer Mittelsilbe stand. Von den im Auslaut stehenden Vokalen sind *i* und *o* bewahrt, ebenso *a* in der Hs. *C; u* ist vereinzelt zu *o* geschwächt, der Übergang von *a* zu *e* in *M* schon weit durchgedrungen. Im Hd. dagegen tritt *e* am frühesten für die vor Konsonant stehenden Endsilbenvokale ein. Bei Notker ist hier *e* völlig durchgedrungen; im Auslaut bleiben *a* und *o*; *i* und *u* sind zu *e* und *o* geworden. Über den weitern Verlauf der Schwächung bis zum Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen ist man noch nicht genügend unterrichtet. — Wie die Flexionsvokale, so werden diejenigen Mittelvokale behandelt, welche in der Kompositionsfuge oder zwischen der Stammsilbe und schweren Ableitungssilben stehen: ahd. *Gotafrid,* mhd. *Gotefrid,* ahd. *kindilîn,* mhd. *kindelîn.*

In den Mundarten des Wallis ist ausl. *a* und *o* noch heute als *a* und *o* (oder *u*) erhalten, z. B. *äscha* (Asche), *lefza* (Lippe), *disa* (hanc), *deira* (de celle-ci); *bogo, brunno, attu, herru, iru* (eorum). Auch das Cimbrische hat *-a* und *-o* ungeschwächt bewahrt: *erda, mano.*

Vgl Stalder, *Die Landessprachen der Schweiz.* S. 198 und 204. — E. Hoffmann—Krayer, *Mundart von Alagna,* AfdA. XXVII. 28.

Damit stimmt ziemlich genau der Thatbestand in der Engelberger Benediktinerregel des XIII. Jahrhunderts (Geschichtsfreund Bd. XXXIX). In den Femininien auf *-unga* und *-da* (= ida) ist *a* fast durchaus erhalten; auch in den von Hause aus nur zweisilbigen Wörtern der *-ô-* Classe ist *a* weitaus die Regel (seltener *-e*); *sûhta* 37, 2; *daz posa* 37, 21, 22 (vereinzelt). — *herro* z. B. 23, 5, 30, 8, 36, 29, 37, 18, *menscho* 26, 1, 29, 9, *willo* 27, 12 (daneben *herre* nicht selten). — *dero* 25, 16, *imo* 26, 12, *trurendo* 41, 14, *sprechindo* 49, 6. Die gleichen Verhältnisse liegen vor in einem Frauengebet aus dem XI. oder XII. Jahrh. (ZsfdA. 32, 50) und

den Bruchstücken einer Psalmenübersetzung, die H. Schults Germ. XXIII, 62 herausgegeben hat, ohne sich über die Entstehungszeit der Hs. zu äussern. Es liegt der Gedanke nahe, dass der Lautbestand, wie er im Wallis noch vorliegt, in mhd. Zeit noch weiter verbreitet war.

Aus dem alem. Schreib- bzw. Sprachgebrauch stammen die Kanzleiformen *dero* und *iro*, die dann Anlass zu Neubildungen wie *anhero, hinfüro* gaben.

§ 68. In Bezug auf die langen Vokale ist der Norden dem Süden mit der Schwächung vorausgegangen. Ob eine Kürzung der langen Vokale schon in den Hss. des Heliand eingetreten, lässt sich nicht entscheiden. Aber in der mittleren Periode sind im Niederdeutschen alle langen Vokale zu tonlosem *e* geworden; ebenso im Mitteldeutschen. Im Bairischen der mittlern Periode ist *-iu* und *î* nicht zu tonlosem *e* geworden; alle andern Längen sind in dieses übergegangen. Im Alemannischen des Mhd., abgesehen vom Elsässischen, das sich wie das Bairische verhält, sind um 1200 die vollen Vokale noch unangetastet, wenigstens was ihre Qualität betrifft (doch schwankt *o* nach *u* hinüber); das gleiche gilt noch heute für die Mundarten des Wallis. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. oder noch später beginnen für *â, ô, û* die Formen mit *e* überhand zu nehmen, jedoch nicht für altes *î* und *iu* (das letztere geht teilweise in *i* über); in Brienz wird auch *â* noch heute durch *a* wiedergegeben. Das Schwanken zwischen den *e*-Formen und denen mit vollem Vokal wird schliesslich zu Gunsten der *e*-Formen entschieden; ob dies rein durch lautliche Entwickelung oder durch Analogiebildungen geschieht, lässt sich nicht entscheiden.

Noch heute im Bairischen und Alemannischen und einem Teile des Schwäbischen ist altes *î* und *iu* nicht zusammengefallen mit den Entsprechungen der alten kurzen Vokale, sondern sie haben volleren Klang als diese bewahrt.

Vgl Laistner, *Die Vokale der Verbalendungen in der Zwiefalter Benedictinerregel,* PBB. VII, 548. — Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schrifstsprache,* Basler Festschrift 1886. — Kauffmann, *Behaghels Argumente f. e. mhd. Schriftspr.* PBB. XIII, 464. — Ed. Hoffmann, *Der mundartliche Vocalismus von Basel-Stadt.* Basel 1890, S. 75. — P. Schild, *Brienzer Mundart.* Basel 1891, S. 93. — H. Wissler, *Das Suffix-i in der Berner, resp. Schweizer Mundart.* Berner Diss. 1891. — Wrede, ZsfdA. XXXIX, 290 Anm.

Eine frühe Schwächung eines auslautenden *iu* gewährt mhd. *deste* aus *dëstiu;* die Erklärung der Ausnahmestellung liegt wohl darin, dass die Silbe mit *iu* sich hier an eine tieftonige Silbe anschloss: *dësdiu báz.* Nhd. *desto* ist wohl zu *deste* neu gebildet, wie neben *ieze* ein *iezo* bestand.

§ 69. Statt des tonlosen *e* wird, besonders auf mitteldeutschem Gebiet, in mhd. Zeit ein *i* geschrieben, hauptsächlich vor schliessendem *n*; die *i*-Farbe muss teilweise ziemlich ausgeprägt gewesen sein, denn es begegnen Reime wie *lôsin* (lösen): *frô sîn* (froh sein).

§ 70. Weiterhin ist teilweise völliger Verlust des Endungsvokals erfolgt. Während aber in der Schwächung der vollen Vokale zu *-e* der Norden voranging, ist er in der Erhaltung dieses *e* konservativer als der Süden.

1) In der mittleren Periode wird nach Liquida (*r, l*), die auf kurze Stammsilbe folgt, das *e* der Endsilbe im Oberdeutschen abgeworfen; das Niederdeutsche kennt dieses Gesetz nicht, das Mitteldeutsche nur in beschränktem Masse. Auch Vokale im Innern des Wortes unterliegen diesem Gesetze.

2) Auch ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der vorhergehenden Laute ist mhd. Flexions-*e* vielfach abgefallen. Am frühsten — schon in

der mittelhochdeutschen Periode selbst finden sich hier Anfänge — hat seine Unterdrückung stattgefunden, wenn dasselbe nach Tiefton stand. Und wie das Flexions-*e* wurde auch dasjenige *e* behandelt, das im Innern des Wortes seine Stellung nach Hochton vor Tiefton oder nach Tiefton vor Hochton hatte. Auf dem Gebiete des Niederdeutschen ist die Unterdrückung des *e* vor oder nach Tiefton nicht durchgedrungen, auch nicht im ganzen Md.: noch heute begegnen auf nd. wie md. Boden z. B. Bildungen auf *-unge*. Gibt es überhaupt heute Mundarten, die *e* nach der Stammsilbe erhalten, nach dem Tiefton abgeworfen haben? In der Schriftsprache, die in Bezug auf das nach Hochton stehende *e* ziemlich konservativ ist, geht die Regel durch. Schon mhd. heisst es *wundert* neben *wunderte*, *vischaer* neben *vischaere*, *baumgart* neben *baumgarte*. Die mhd. Wortausgänge *-aere*, *-ende* (im Partic. Präs.), *-nisse*, *-unge* erscheinen nhd. als *-er*, *-end*, *-niss*, *-ung*, ebenso *-elære*, *-elîn*, *elisch*, *-eling*, *-elunge*, *-enære* als *-ler*, *-lein*, *-ling*, *-lisch*, *-lung*, *-ner*; mhd. *herzoge*, *schultheize*, *steinmetze* = nhd. *Herzog*, *Schultheiss*, *Steinmetz*, mhd. *arzenîe* = *Arznei*. Auch in der neuhochdeutschen Flexion kommt das Gesetz zur Geltung, vgl. z. B. des *Jahrhunderts*, des *Abends*, des *Heilands*, des *Königs*. Das *i* in *Bräutigam*, *Nachtigall*, *Rüdiger* verdankt wohl dem *g* sein Dasein.

Vgl. Behaghel, *Einl. zur Eneide* S. LXIV.

3) Auslautendes *e* nach Hochton ist im ganzen erhalten im Niederdeutschen westlich der Elbe, ausgenommen die Gebiete der Nordseeküste und der Altmark, sowie in den südlichen Gegenden östlich der Elbe (Mittelmark, Neumark), ferner in einem Teile des Mitteldeutschen: der Gegend von Kassel, dem nördlichen Thüringen, in Sachsen, im grössten Teile von Schlesien. Im allgemeinen abgefallen ist das *e* im Niederdeutschen der Nordseeküste und der Altmark, in Mecklenburg und Pommern, im nördlichen Brandenburg; im Fränkischen, im südlichen Thüringen, im Alemannischen und Bairischen. Aber auch auf diesem Gebiete ist in bestimmten Fällen die Endung meist erhalten, nämlich in der starken Adjectivflexion, im N. A. Sg. Fem. und im N. A. Plur. der drei Geschlechter. In einem Teile des Gebietes ist hier die Endung überhaupt bewahrt, teilweise fehlt sie bei attributiver und ist vorhanden bei prädikativer Stellung des Adjektivs.

Für das Oberdeutsche liegt die Erklärung darin, dass altes *-iu* hier nicht völlig mit dem *e* aus den kurzen Vokalen zusammengefallen war: daher die Erhaltung der Endung im N. Sg. Fem. und N. A. Pl. N.; dem Nom. Sg. des Fem. wurde der Acc. gleich gemacht und im Plural Masc. und Fem. mit den Neutralendungen versehen. Ganz vereinzelt (so an der Obernaab) ist der lautgesetzliche Stand der Dinge bewahrt, dass N. A. Pl. des Masc. und Fem. endungslos, das Neutrum mit der Endung versehen ist.

Im übrigen Gebiet liegt die Sache wohl so, dass sich im Satzzusammenhang überall Doppelformen mit oder ohne *e* entwickeln; im allgemeinen siegte die Form ohne *e*, in jenen Flexionsformen, wo man das Bedürfnis der Unterscheidung empfand, die Form mit *e*. Durch solche Annahme von Doppelformen erklärt es sich auch, dass auch sonst auf dem Gebiete der nicht festen *e* Formen mit *e* und ohne *e* nebeneinander liegen. Teilweise ist auch die Beschaffenheit der dem *e* vorausgehenden Konsonanten im Spiel: auf niederfränkischem Gebiet, so in Mühlheim an der Ruhr, in Remscheid und Ronsdorf wird *e* nach stimmhaften Lauten synkopiert, während es im übrigen erhalten bleibt. Wenn dagegen auf mittelfränkischem

Gebiet im schwachen Präteritum auslautendes *e* auftritt, so trägt hier nicht der Gang der Ausgleichung die Schuld, sondern der Umstand, dass hier neben den Formen auf *-te* sich seit dem 15. Jahrh. solche auf *-ten* bildeten; dieses *-en* nun entwickelte sich zu *e*, während in den alten Formen auf *-e* dieses abfiel.

Ein merkwürdiges Beispiel von Erhaltung der Endung bietet das Oberdeutsche, das Südfr. und wohl noch andere Gebiete in dem Wort *ohne*. Es ist hier wohl Einfluss der Schriftsprache im Spiele (oder = *ânhin?*)

4) In mitteldeutschen Mundarten ist nicht nur das ursprünglich im Auslaut stehende *e* abgefallen, sondern teilweise auch dasjenige, das erst nach Abfall eines schliessenden *n* in den Auslaut getreten, so südthür. im Infinitiv: *mach, sprech* = mhd. *machen, sprechen*.

5) Die Schriftsprache hat das nach Hochton auslautende *e* überwiegend bewahrt; Ausnahmen lassen sich wohl meist als Analogiebildungen erklären.

6) *e* vor wortschliessenden Sonorlauten ist ausgefallen, und diese haben sonantische Geltung erhalten: *Vogl, Ebr, Regn, Athm*. Vor anderen Konsonanten ist *e* früher verloren gegangen als im Auslaut, und der Verbreitungsbezirk seines Ausfalls ist grösser als bei dem auslautenden *e*. Die nhd. Schriftsprache weist hier Doppelformen auf: Synkope beim Substantivsuffix: *Krebs, Pabst, Magd, Vogt;* hier gaben flectierte Formen mit synkopiertem Mittelvokal den Ausschlag; Synkope und Erhaltung in den Flexionsendungen: *eins* neben *eines, lebt* neben *lebet*.

Vgl. Joh. Wiesner, *Über suffixales E in Grimmelshausens »Simplicissimus«.* Jahresber. des Leopoldstädter Communal-, Real- und Obergymnasiums in Wien 1889. — Jellineck, Zs. f. d. österr. Gymn. 1893. 1096. — K. von Bahder, *Die e-Abstossung bei dem nhd. Nomen.* Idg. Forschungen IV, 352.

§ 71. 1) Die in den letzten Nummern für die Endsilben gemachten Bemerkungen gelten teilweise auch für die Vokale der Mittelsilben. Über diese letzteren und die Ableitungssilben ist aber noch einiges zu sagen. In sehr vielen Fällen stehen die Bildungssilben bald im Ende des Wortes, bald — bei Anfügung von Flexionsendungen — im Innern desselben. Daraus ergibt sich ein Wechsel der Betonung. Daher herrscht schon im Germanischen (und noch früher) Stammabstufung in den Suffixsilben, deren Nachwirkungen sich bis in historische Zeit erstrecken, d. h. es findet sich ahd. und as. in denselben Bildungssilben ein Nebeneinander von verschiedenen Vokalen. Da die Tonverschiedenheit fortdauert, so kommen dazu in der historischen Zeit neue Doppelformen. Und zwar hat im allgemeinen die im Wortinnern stehende Bildungssilbe geringeres Gewicht als die im Wortende. Natürlich haben zahlreiche Analogiebildungen das lautgesetzliche Verhältnis getrübt. Alts. heisst es *têkan, wolcan* ohne Nebenformen auf *-en;* die flektierten Formen lauten *têknes, wolknes;* es heisst aber *innan* und *innen:* daneben bestehen dreisilbige Formen: *innane, innene*.

Von den ahd. Suffixen haben einzelne schwere im Mhd. ihren vollen Vokal gewahrt, so *-aere, -inne (-în), -lîn, -nisse (-nüsse), -unge*. In der nhd. Schriftsprache ist *-aere* auf *r* reduziert; die andern haben, abgesehen von der Unterdrückung des *e*, den mhd. Bestand gewahrt. Die Mundarten freilich gehen weiter in der Schwächung: in ihnen begegnet *-n* für *inne* (*Meistern, Pastern* = 'Meisterinn, Pastorinn'), *-le* für *-lein, -ig* für *-unge*. Schwächung zu *e* ist eingetreten bei kurzem Vokal in offener Silbe: ahd. *seganon, richison, ketina* = mhd. *segenen richesen ketene*. Auch schwere Endungen sind zu *e* geworden: *-anti* des Partizips wird mhd. *-ende, jugund, tugund* zu *jugent, tugent*. Die Adjektivendung ahd. *-îg* ist im Mhd. geschwächt, und zwar

erscheint sie in den zwei Formen *-ic* und *-ec : kreftic, kreftec* (daher erschien denn auch neben *-ec* aus *-ac* ein *ic : manec, manic*).

In zahlreichen Fällen standen im späteren Ahd. und teilweise noch im Mhd. die vollen alten Formen neben geschwächten jüngeren: *-sal* neben *-sel, vîant* neben *vîent, arzât* neben *arzet, -ich* neben *-ech, -în* neben *-en (guldîn — gulden), -chîn* neben *-chen, -isch* neben *-esch, -ist* neben *-est* (im Superl.); *-oht* neben *-eht, -ost* neben *-est* (im Superl.), *-ote* neben *ete* (im Verbum), *mânôt* neben *mânet, tûsunt* neben *tûsent*. Im Nhd. ist hier teilweise der Wechsel schon durch lautliche Entwickelung beseitigt, indem vor palatalen Lauten *e* zu *i* sich wandelte: also nhd. nur *-ig, -ich, -isch*. Das Nebeneinander blieb und ging Hand in Hand mit einer Verschiedenheit der Bedeutung in *-sal* und *-sel*. Im übrigen trat Ausgleichung ein und fast durchaus zu Gunsten der geschwächten Form (eine isolierte Form in *Obrist*).[1]

2) Infolge dieser Schwächung von Mittelvokalen mussten in zahlreichen Wortformen zwei Silben, die *e* enthielten, auf einander folgen. Sind die beiden *e* durch Liquida oder Nasal getrennt, so ist in der Entwickelung, die durch die nhd. Schrifsprache dargestellt wird, aus jenen drei Lauten ein einziger geworden, nämlich Liquida oder Nasalis Sonans: mhd. *ebere, segele, degene* = nhd. *Ebr̥, Segl̥, Degn̥*. Wird nach diesem silbenbildenden Sonorlaute durch Systemzwang ein Endungs-*e* hergestellt, so erhält der Sonorlaut wieder konsonantische Geltung: ich *wittre, segle, segne*. Wenn neben *wittre, wundre*, auch *wittere, wundere* gilt, so liegt hier Angleichung an *wittern -wittert, wundern -wundert* vor.

In den Fällen, wo ein anderer Konsonant die beiden *e* trennt, ist schon mhd. vielfach das erste *e* ausgestossen worden: die Vokalsuffixe *-esen, -ezen* werden zu *-sen, -zen; ambetes, herbestes, mennesche* > *amtes, herbstes, mensche*, und dieses Verfahren hat schliesslich fast alle Fälle betroffen. Doppelentwickelung liegt im Nhd. vor im schwachen Präteritum, indem *-ete* teils zu *-et* — so vielfach in älteren nhd. Quellen —, teils zu *-te* geworden.

§ 72. Auch die Vokale von ursprünglich wurzelhaften Silben haben Abschwächung erfahren, wenn sie als zweite Glieder von Komposita auftreten. Teilweise geschieht dies durch Wandel eines Diphthongs in einen einfachen vollen Vokal: ad. *follist* neben *folleist, urlub* neben *urloub*.

Oder es geschieht durch Verkürzung langer Vokale. Schon mhd. besteht neben der Bildungssilbe *-lîch* die Form *-lich*, späterhin nebeneinander *-leich* und *-lich;* teilweise scheint das auf Wechsel von zwei- und mehrsilbigen Formen zu beruhen: also *erleich*, aber *erlichen*. Wenn im Neudeutschen *-leich* verloren gegangen, so kann das auf Verdrängung durch die Nebenform beruhen, kann aber auch als rein lautlicher Vorgang sich erklären (wie *folleist* > *follist* wurde).

Drittens findet im Nhd. Reduktion der vollen Vokale auf ein *a* statt: mhd. *-baere* = *-bar*; *nâchbûre* = *Nachbar*; *briutegome* = *Bräutigam*; *heimüete* = *Heimat, mânôt* = *Monat; samît* = älter nhd. *Sammat*.

Viertens tritt Abschwächung zu *e* ein: mhd. *gruonmât* = *Grummet;* mhd. *samît* = *Sammet; -heim* in Ortsnamen erscheint südrhfr. und alem. als *-e: Mülle* = *Müllheim, Hendese* = *Handschuchsheim, -heit* erscheint alem. als *-et: Kranket, Wohret* (*Wahrheit*). — *Holzschuh* = soestisch *Holske*.

Endlich fünftens kann völliger Ausfall des Vokals eintreten. *solicher, welicher* ist schon bei Notker zu *soler, weler* geworden. Nhd. *Oehmd* ist mhd. *uomât, Samt* = mhd. *samît;* neben *Ameise* besteht *Aemse*; älter nhd. *Lanzt* = *Landsknecht* (ZsfdPh. XVII, 200). Die Mundarten gehen vielfach noch

[1] *-eht* wandelte sich dann lautlich zu *-icht*.

weiter: z. B. altenburg. *Freindscht* Freundschaft, *Werkscht* Werkstatt, *Bust* Bosheit, soest. *baks* Backhaus, ruhlisch *brubs* Brauhaus. — Schloss die Silbe, die den Vokal verlor, mit einem Sonorlaut, so wurde dieser silbenbildend: mhd. *ver* vor Namen aus *frouwe*, nhd. *Jungfer*, *Junker* = mhd. *juncfrouwe*, *juncherre*, und *Zweitel*, *Drittel* etc., *Urtel*, *Vortel* sind Komposita mit *Teil*, die Eigennamen auf *-sen* vielfach solche mit *-sohn*. Oberdeutsch begegnet *wolfl*, *Hampfl*, *Mumpfl*, *Arfl* wohlfeil, Handvoll, Mundvoll, Armvoll.

§ 73. 1) die Vokale der nicht hochtonigen Präfixe teilen im ganzen die Schicksale der Endsilbenvokale. Auch bei ihnen liegt von Hause aus Stammabstufung vor: so steht im Ahd. *ga* neben *gi*, *ar* neben *ir*, *za* neben *zi*. Noch in der althochdeutschen Periode, schon im 9. Jahrh., sind im ganzen die Doppelformen durch Ausgleichung beseitigt, und in mhd. Zeit sind die Vokale der Präfixe allgemein zu *e* geworden. Wenn im Mnd. und Mittelbinnendeutschen unser Präfix *ver-* als *vor-* erscheint, so ist hier wohl eine Anlehnung an die Präposition vor geschehen: neben dieser bestand gewiss auch die Form *vr*, und so schuf man auch zu dem Präfix *vr* die Nebenform *vor*, die schliesslich den Sieg davon trug. In der gleichen Weise ist an die Stelle des and. und amd. Präfixes *te-* (= *zer-*) später das Präfix *tô-* getreten, weil der Präposition *zu* die Doppelformen *to* und *te* zukamen.

2) Auch die Präpositionen können im Zusammenhang völlig ihren Ton verlieren und somit ihren vollen Vokal zu *e* schwächen: ahd. *bi thiu* = mhd. *bediu*, *bi gegene* = *begegene*, *in wec* = *enwec*, *in zwei* = *entzwei*.

3) Der geschwächte Vokal kann dann auch ganz verloren gehen. Vor *l* und *n* ist das Präfix *ge-* mehrfach schon im Althochdeutschen zu *g-* geworden; noch häufiger ist im Mittelhochdeutschen der Wandel von *bel-* zu *bl-*, von *gel-*, *gen-* zu *gl-*, *gn-* belegt und denn auch in die nhd. Schriftsprache übergegangen, vgl. *bleiben*, *Glaube*, *gleich*, *Glied*, *Glimpf*, *Glück*, *Gnade*. Daneben besteht *genug*, *genau*; Schwanken liegt vor in *Gleis* und *Geleise*; neben *gerade* gilt *grade*. Seit etwa dem 15. Jahrh. geht der Ausfall des *e* noch weiter: die Mundarten, welche die Endvokale unterdrücken, beseitigen auch das *e* von *be-* und *ge-* vor Spirans und Liquida: *g'jagd*, *g'hört*, *g'sunge*, *g'schehe*, *G'fahr*, *gnomme*. Vor Explosivlaut ist *e* in jenen Mundarten überwiegend verloren und dazu Angleichung des *g-* an den folgenden Anlaut eingetreten (s. unten S. 617). Teilweise aber ist *e* geblieben, so in Ottenheim bei Lahr, in bündnerischen Mundarten, im Passeier, in der Mundart des Oetzthals: es scheint, als ob ursprünglich dem ganzen Gebiete jener Mundarten Doppelformen mit erhaltenem und ausgestossenem *e* zugekommen seien; dadurch würde sich erklären, dass auch den Gegenden, die *e* des Präfixes im allgemeinen synkopieren, Erhaltung desselben in nominalen Bildungen nicht fremd ist, so in Basel: *Gidär* (Geschwätz), *Gikessel* (Getöse).

Keine lautliche Entwickelung scheint vorzuliegen, wenn auf nd. Gebiet das Präfix *ge-* vielfach verloren gegangen. Schon mnd. erscheint *meine*, *note*, *selle* neben *gemeine*, *genote*, *geselle*; im grössten Teil des heutigen Nd. zeigt das Part. Prät. kein Präfix; neben dem verbalen Partizip ohne *ge-* steht aber mehrfach, so in Soest, in der Altmark das Partizip mit *ge-* in adjektivischer Verwendung; auch haben manche Mundarten im Part. das Präfix in der Abschwächung zu *e-* bewahrt, und das könnte der Übergang zu völligem Verlust gewesen sein.

§ 74. Seit dem 12. Jahrh erscheint — besonders in oberdeutschen Quellen — am Ende von Wörtern ein *e*, wo die ältere Sprache überhaupt keinen Vokal hatte. Es begegnet hauptsächlich im Ausgang des Mhd. und beim Beginn des Nhd.; es reicht aber in einzelnen Belegen bis in das

vorige Jahrhundert hinein. Es erscheint wesentlich in einsilbigen Verbal- und Nominalformen: *empfalche, fande, harte, sahe* = *empfahl, fand, hart, sah*: *boume, steine* = *Baum, Stein*. In einzelnen Fällen liegt hier ganz unmittelbare Analogiebildung vor; wenn z. B. die Nominative und Accusative Sg. der weiblichen *i*-Stämme ein solches *e* aufweisen, so hat das Vorbild der weiblichen *â*-Stämme eingewirkt. Der Hauptgrund aber für das Erscheinen jener *e* dürfte in dem Auftreten der Schriftsprache liegen. Gehörte ein Schreiber einer Mundart an, welche das *e* der Endsilben tilgte, und bemühte sich dieser, in einer Sprache zu schreiben, welche das Schluss-*e* bewahrt hatte, so entstand bei demselben leicht eine Unsicherheit über die Fälle, wo er ein *e* ansetzen musste, und wo nicht; so konnte es geschehen, dass das *e* auch da verwendet wurde, wo es der betr. Schriftsprache nicht zukam (Hyperhochdeutsch).

B. DIE KONSONANTEN.

I. ALLGEMEINES.

§ 75. Die Konsonanten, welche das Urdeutsche aufwies, zerfallen in die zwei Klassen der Sonorlaute und der Geräuschlaute. An Geräuschlauten besass das Urdeutsche tonlose und tönende Verschlusslaute, tonlose und tönende Reibelaute. Im Laufe der späteren Entwickelung gestaltet sich das Bild noch mannigfaltiger: der tonlose Verschlusslaut tritt nicht nur ungehaucht auf, sondern auch als Tenuis aspirata; ausserdem haben sich die zusammengesetzten Laute der Affrikaten ausgebildet. Von der letzten Klasse abgesehen, erscheinen die meisten der genannten Laute sowohl einfach als verdoppelt. Sonorlaute wie Geräuschlaute treten sowohl als Lenes als auch als Fortes auf. Es kann nicht jeder Konsonant in jeder Stelle des Wortes zur Anwendung kommen.

§ 76. Die grössere oder geringere Intensität des Anlauts kann von der Stellung des Wortes innerhalb des Satzes abhängig sein. Bei Notker gilt für die Vertreter der germanischen Laute *b, g, th* — die bei ihm zweifellos ton- und hauchlose Verschlusslaute waren (s. u.) — folgende Regel. Sie erscheinen teilweise als *b, g, d*, teilweise als *p, k, t*, nnd zwar wird *b, g, d* geschrieben, wenn das vorhergehende Wort auf Vokal ausgeht oder auf *l, m, n, r*; *p, k, t* stehen nach stimmlosen Lauten, d. h. allen übrigen, sowie im Satzanfang. Anlautendes *f* und *v* wechseln derart, dass nach stimmlosen Lauten nur *f* auftritt, dagegen nach den stimmhaften sowohl *f* als *v* erscheint. Spuren dieser Regel begegnen auch in einigen althochdeutschen Glossen, sowie in mittelhochdeutschen Handschriften wie der St. Galler Hs. des Parzival und in der Vorauer Hs. (vgl. noch MSD[3] II, 188; Kraus, Ged. d. 12. Jh. S. 80); dass der Bereich ihrer Gültigkeit ein weit grösserer war als die Orthographie alter Denkmäler vermuten lässt, wird durch gewisse Erscheinungen heutiger Mundarten wahrscheinlich gemacht (s. u.)

§ 77. Bei den Geräuschlauten gilt die Regel, dass im Auslaut nur tonloser, nicht tönender Laut erscheint, so dass also in vielen Wörtern Wechsel zwischen tönendem und tonlosem Laute vorliegt. In Betracht kommen hiefür hauptsächlich die Spiranten. Es heisst also as. *geban-gaf, mugun-mah*.

§ 78. Inlautender Lenis entsprach altdeutsch auslautende Fortis. Der Schreibgebrauch Isidors macht es wahrscheinlich, dass dieses Gesetz schon in der althochdeutschen Periode gegolten hat (vgl. aber Paul PBB. VII, 131, Anm.). Das Mittelhochdeutsche schreibt regelmässig *tages-tac, pfades-pfat, lîbes-lîp, hoves-hof*. Ferner wechseln *-h-* und *-ch*: *sehan-sach*; auch das

darf als Wechsel von Lenis und Fortis aufgefasst werden. In einzelnen Gebieten ist aber Spaltung eingetreten: im Soestischen wie im Alemannischen erscheint heute auslautende Fortis im Wechsel mit inlautender Lenis nur nach kurzem Vokal, während nach langem Vokal auch im Auslaut Lenis steht. Diese Entwickelung ist wohl nicht sehr neuen Datums; wenn im Mitteldeutschen und Neudeutschen der mittleren Periode *ch* nach langem Vokal in Teilen des Gebiets verloren geht, so setzt das auslautende Lenis, nicht Fortis voraus. Dass aber mit jener Scheidung nach der Quantität des vorhergehenden Vokals etwas Ursprüngliches bewahrt sei, dass nach langem Vokal die Lenis überhaupt nicht zur Fortis geworden, ist nicht wahrscheinlich. Dagegen spricht der durchgehende Brauch des Mittelhochdeutschen, welcher jenen Unterschied nicht kennt; ferner scheint im heutigen Bairischen auch nach langem Vokal die Fortis zu gelten; endlich findet sich im Alemannischen heutzutage auslautende Lenis auch da, wo sie zweifellos aus alter Fortis hervorgegangen: so basl. *rîspret, rîsnagl* zu *risse*, reissen, *gfrēs* Gesicht = mhd. *gevraeze* etc.

Die Regel, wonach Lenis im Auslaut zur Fortis werden muss, ist heute nicht mehr — wenigstens nicht überall mehr — lebendig; wo in den heutigen Mundarten, sei es durch Übertragung, sei es durch Abfall eines auslautenden *e*, die Lenis in den Auslaut getreten, kann sie erhalten bleiben.

§ 79. Lehnt sich ein vokalisch anlautendes Wort eng an das vorhergehende an, so erscheint deren Ausgang als Inlaut, und der Auslautswechsel kann nicht Platz greifen: z. B. *zeigen*: *geneigen* (= *geneig in*) Wiener Servatius 1105, *Schianatulander : vander* (= *vant er*) Parz. 138, 26, *saher* (*sah er*) : *saher* Ottokar 16923.

§ 80. Die Verdoppelung eines Schriftzeichens erscheint im Altdeutschen nur zwischen Vokalen; es steht also nebeneinander *mannes-man, ezzan-az, kussian-kusta*. Wenn im Neuhochdeutschen die Doppelschreibung auch dem Silbenauslaut zukommt, so beruht das nicht auf einer lautlichen Veränderung, die seit der mhd. Zeit in diesem Auslaut eingetreten wäre, sondern sie ist hervorgerufen durch die Rücksicht auf die Formen, welche den betreffenden Laut zwischen Vokalen darboten. Jener altdeutsche Wechsel zwischen In- und Auslaut schliesst die Möglichkeit aus anzunehmen, dass in der altdeutschen Zeit das doppelte Zeichen nur die Bedeutung einer Fortis gehabt habe, denn nach dem in § 78 Gesagten wäre für den Auslaut nicht Abschwächung, sondern vielmehr Verstärkung der Artikulation zu erwarten. Ebenso wenig wahrscheinlich ist, dass jene Doppelschreibung wirkliche Doppelkonsonanz mit doppelter Artikulation bezeichnen sollte. Ein derartiger Laut konnte überhaupt wohl nur da entstehen, wo Stammauslaut mit identischem Suffixanlaut zusammentrat oder Angleichung von Konsonanten geschah; nicht da, wo ein Konsonant vor folgendem Sonorlaut eine Verstärkung seiner Intensität erfuhr (s. o. S. 426). Die Annahme doppelter Explosion im ersteren Falle erklärt das Entstehen von *ss* aus *tt* in vorgeschichtlicher Zeit; dass in historischer Zeit ein Unterschied zwischen beiden Klassen bestanden habe, lässt sich nicht erweisen. Es ist wahrscheinlich, dass wir in jenen Doppelschreibungen Zeichen für lange Konsonanten zu sehen haben, die aber in sofern den Geminaten nahe standen, als der Anfang der Konsonanten zur ersten Silbe, der Schluss zur zweiten Silbe gehörte, sich zwei Expirationsstösse in den Laut teilten. Eine solche Aussprache aber ist im Auslaut bezw. vor Konsonanten unmöglich.

Im Urdeutschen, vielleicht auch bis in historische Zeit hinein, bestand lange Konsonanz auch nach Konsonanten. Geschrieben wird hier im Althochdeutschen das Doppelzeichen höchstens in ganz vereinzelten Fällen; sie ist wohl früh zur einfachen Fortis gewandelt worden: ahd. *wulpa* > **wulbba* > **wulbbja*, ahd. *henken* = **hankkjan*.

§ 81. Vielleicht noch westgermanisch, vielleicht erst urdeutsch vollzieht sich ein Wandel von langer Konsonanz zu einfacher Konsonanz, wenn der betreffende Laut in unbetonter Silbe stand. So entspricht der Dativendung des Adjektivs got. *-amma* im Angelsächsischen und Althochdeutschen die Endung *(a-, e-, u-) mu*. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich dann in geschichtlicher Zeit. Im Althochdeutschen begegnet *soliher* > *solihher*; bisweilen erscheint der Ausgang des flectierten Infinitivs *-ennes*, *enne* zu *-enes*, *-ene* geworden, was dann mittelhochdeutsch noch viel häufiger wird.

§ 82. Im Althochdeutschen — kaum im Angelsächsischen — ist lange Konsonanz in hochbetonter Silbe auch nach langem Vokal ursprünglich erhalten; aber im Laufe der Periode tritt in der Schrift Vereinfachung ein, teilweise auch in der Aussprache, d. h. aus dem langen Konsonanten wird einfache Fortis,[1] die dann weiterhin vielfach zur Lenis wird (s. u.), so dass wo dies der Fall, kein Unterschied mehr zwischen ursprünglich einfachem und ursprünglich langem Laute besteht. Die gleiche Erscheinung der Vereinfachung zeigt sich auch wieder in späterer Zeit, wenn altes *hêriro* im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen zu *hêre* geworden ist.

§ 83. In der neuhochdeutschen Periode hat auch eine Reduktion der langen Konsonanz nach kurzem hochbetontem Vokal stattgefunden. Manche Gelehrte behaupten, dass die alte Doppelkonsonanz heute völlig mit der einfachen zusammengefallen sei; andere leugnen diesen Zusammenfall. Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, dass die Verhältnisse nach verschiedenen Mundarten verschieden sind. Auf mittel- und niederdeutschem Gebiet, ebenso im nördlichen Alemannischen, scheint allgemein Zusammenfall von einfachem und geminiertem Laute eingetreten zu sein, soweit nicht etwa der Unterschied vorliegt, dass der eine Laut Spirant, der andere Verschlusslaut ist. Im Schweizerischen dagegen unterscheiden sich bei Spirans und Verschlusslaut der alte einfache und der alte geminierte Laut ganz deutlich als Lenis und Fortis, bezw. langer, der Geminate nahe stehender Laut. Bei den liquiden Lauten gilt in einem Teile der Mundarten der eben gemachte Unterschied; in anderen ist die alte Geminata mit der Lenis zusammengefallen. Das erstere ist z. B. der Fall im Kerenzer Gebiet, das letztere in dem unmittelbar angrenzenden Toggenburg.

Die Zeichengebung der neuhochdeutschen Schriftsprache setzt den Zusammenfall von Doppelkonsonanz und einfacher Konsonanz voraus, oder mindestens musste der Unterschied zwischen beiden ein verschwindend kleiner geworden sein. Wir bezeichnen heute jeden Konsonanten nach kurzem Vokal mit doppeltem Zeichen, auch da wo niemals früher eine Doppelkonsonanz vorhanden war oder irgend ein Grund für die Entstehung einer solchen. Nach S. 691 ist nämlicher kurzer Vokal vor einfacher Konsonanz im allgemeinen gedehnt worden; vor Doppelkonsonanz blieb die Kürze bewahrt. Als nun die Doppelkonsonanz sich vereinfachte, entstanden genau die gleichen Lautgruppen wie da, wo kurzer Vokal vor einfacher Konsonanz keine Dehnung erlitten hatte; es wurde daher die historische Schreibung mit zwei Zeichen auch auf jene anderen Fälle übertragen: mhd. *doner* wird jetzt *Donner* ge-

[1] Noch heute gibt es alemannische Mundarten mit erhaltener langer Konsonanz.

schrieben, weil z. B. mhd. *sunne* in der neuhochdeutschen Aussprache zu *Sone* geworden war.

§ 84. In neuhochdeutscher Zeit konnte Doppelkonsonanz auch am Anfang eines Wortes entstehen, wenn in dem Präfix *ge-* der Vokal ausfiel und das übrigbleibende *g* vor *g (k)* im Anlaut des Stammes trat oder bei Zusammentreffen mit dentalem oder labialem Verschlusslaut sich diesem assimilierte. Diese lange Konsonanz ist teilweise vereinfacht worden; so heisst es im Südfränkischen *denkt* aus *gedenkt*, *bracht* aus *gebracht*. Teilweise aber tritt diese Vereinfachung nicht ein, wie in Gebieten des Bairischen und des Alemannischen.

II. Die einzelnen Laute.

a. Sonorlaute.

§ 85. Von Sonorlauten besass das Urdeutsche: *w* — *ww*, *j* — *jj*, *r* — *rr*, *l* — *ll*, *m* — *mm*, *n* — *nn*. Von ihnen erschienen *r*, *l*, *m*, *n* in allen Stellungen, *w* und *j* nur im Anlaut und Inlaut.

§ 86. Im Beginne des Deutschen hat *w* einen ganz anderen Klang als heutzutage, nämlich den stark vokalischen des englischen *w*. Damit hängt es zusammen, dass in den Auslaut getretenes *w* as. und ahd. als *o* erscheint; got. *aiw* = as. ahd. *eo*, *io*. Dadurch ergibt sich in der Flexion ein Wechsel von Formen mit *w* und mit *o*. Erscheint im Auslaut statt des *o* ein *u*, so liegt hier Angleichung an das *u*-farbige *w* des Inlauts vor. Es heisst ahd. *sêo* (as. *sêu*), *sêwes*, *falo* — *falwes*. Wann das *w* sich zu dem heutigen spirantischen Laute entwickelt hat, lässt sich nicht sicher sagen; im Bairischen muss der Wandel sich vor dem Ende des 13. Jahrhunderts vollzogen haben, denn von dieser Zeit an erscheinen dort die Zeichen *w* und *b* als gleichwertig und bezeichnen erstens das germ. *w*, zweitens den Laut, welcher aus der germanischen Spirans *b* sich entwickelt hat.

In einem Teile des Mittelfränkischen, zwischen Koblenz und Remagen, in dem Gebiete der oberen Ruhr und der Lenne, am Rhein zwischen Linz und Koblenz und nördlich der unteren Mosel, im Hessischen (ausser dem Niederhessischen), im Hennebergischen ist anlautend *w* zu *b* geworden in dem Fragepronomen und den dazu gehörigen Adverbien: *ber* = *wer*, *bas* = *was* etc. im Hessischen auch in *ich will;* für die Rhön ist auch *bail* (= *weil*) bezeugt (das Pronomen *wir* hat hier wohl meist den Anlaut *m*). Das Schlesische dagegen weist für das Pronomen *wir* diesen Lautwandel auf (*ber*, *beir*). Der Übergang kommt also offenbar dem Anlaut in unbetonter Silbe zu.

§ 87. Die Anlautgruppen *wl* und *wr* sind im Oberdeutschen schon in der frühesten Zeit zu *l* und *r* geworden. Auf dem Gebiete des Niederdeutschen, Niederfränkischen und in Teilen des Mitteldeutschen ist der labiale Anlaut bis heute bewahrt; teilweise ist *wr* und *wl* zu *fr*, *fl* übergegangen, wie im Hessischen, in Teilen des Niederfränkischen und Westphälischen, im Westpreussischen; teilweise auch zu *br-*, *bl-* geworden, wie im Siegerländischen, im Ravensburgischen.

§ 88. Im Hd. ist *w* als Anlaut zweiter Kompositionsglieder nach Konsonanz mehrfach verloren gegangen; unter welchen Bedingungen, ist nicht ganz klar: *Otahhar*, *êrahhar* zu *wahhar;* vgl. die Eigennamen auf *-ini* (aus *wini*), auf *-olt*, *-olf* (*-walt*, *-wolf*), vgl. Kluge, PBB. XII, 378.

§ 89. In der neuhochdeutschen Periode sind die Lautgruppen *hw* und *rw* im grössten Teile des Alemannischen und teilweise auf dem mittel-

deutschen Gebiet zu *lb* und *rb* geworden, und dies ist auch die Gestalt jener Laute, welche in der heutigen Schriftsprache erscheint; mhd. *swalwe* = nhd. *Schwalbe*, mhd. *Kirchweihe* = al. *Kilbi*, mhd. *narwe* = nhd. *Narbe*, mhd. *alwaere* = nhd. *albern*.

§ 90. Auf oberdeutschem und mitteldeutschem Gebiet ist nach *u*-haltigen Vokalen *w* in der neuhochdeutschen Periode verloren gegangen: mhd. *bûwen* = *bauen*, mhd. *schouwen* = *schauen*, mhd. *riuwen* = *reuen*. (Aber nicht ganz allgemein, z. B. bernisch heisst es *buwen*).

§ 91. Wo durch Übertragung *w* in den Auslaut getreten war — ursprüngliches *w* ist ja an dieser Stelle nicht möglich, s. § 86 —, da geht es in der neuhochdeutschen Periode auf hochdeutschem Gebiet zu *b* über, vgl. mhd. *houwen* — nhd. *Hieb*, *Wittib* neben *Wittwe;* südfr. mfr. *Leb* neben nhd. *Löwe*; mhd. *blâ* — *blâwes* — alem. *blâb* (aber bernisch *Lew*, *Triw* = Löwe, Treue).

92. Urdeutsches *ww* erscheint as. und ahd. als *uw* : got. *triggwa* = as. ahd. *treuwa triuwa;* im Auslaut entsteht daraus *u:* urdeutsch **euwis* = as. ahd. *eu*, *iu*.

§ 93. 1) *j* hatte beim Auftreten unserer Denkmäler im Wortanlaut entschieden konsonantischen Charakter, denn es alliteriert im Heliand mit dem palatalen Spiranten *g*. Vor *e* und *i* ist anlautendes *j* wohl schon beim Beginn der historischen Zeit vielfach zur palatalen Spirans gewandelt worden, so dass beim starken Verbum sich Anlautswechsel zwischen *g* und *j* ergeben musste (*gihu* — *jah*). Diese Spirans ist dann da, wo die alten palatalen Spiranten zu Verschlusslauten wurden, ebenfalls dahin weiter gegangen, daher *gähren* = urdeutsch *jesan*, dazu das Substantiv *Gischt*, ferner *gäten* neben *jäten*. Ostfränkisch und obersächsisch, auch in Mediasch (Siebenbürgen) ist anlautend *j* auch vor den andern Vokalen zum Verschlusslaut geworden: *Gahr* (Jahr), *gung* (jung).

2) Im Inlaut nach Konsonanten war sein Laut ein mehr vokalischer; es erscheint as. und ahd. bald als *e*, bald als *i* geschrieben. Nur nach *r*, wenn dasselbe eine kurze Silbe schliesst, fehlt im Althochdeutschen dieses Schwanken; *i* entspricht hier einem *ij* (vgl. Paul PBB. VII, 108 und Heinzel, Zsfd österr. Gymn. 1890, 227). Abgesehen von diesem Einzelfalle, ist das *j* nach Konsonanten schon in den ältesten Quellen des Althochdeutschen im Schwinden begriffen und geht im 9. Jahrh. völlig unter. Im Altsächsischen dagegen ist es im 9. Jahrhundert bis auf wenig zahlreiche Ausnahmen erhalten; Belege dieses *j* reichen bis ins 10. und den Anfang des 11. Jahrhunderts hinein; im Mittelniederdeutschen ist es verschwunden.

3) Die Lautgruppe *rj* nach kurzer Stammsilbe, in der im Ahd. das *j* frühe spirantisch geworden, erscheint im älteren Alemannischen und Fränkischen als *rr*, woneben aber in den gleichen Mundarten auch *rj* auftritt. Das Bairische hat *rj* bis ins 12. Jahrhundert hinein bewahrt. Heute entspricht diesem ältern *rr* und *rj* entweder *r* oder *rg*. Das erstere scheint nicht lautgesetzliche Entwickelung zu sein: so ziemlich neben allen Formen mit *rr*, *rj* stehen in der ältesten Zeit Formen mit einfachem *r;* es heisst z. B. ahd. *nerju* — *neris* — *nerit* (s. oben S. 427), und in Ausgleichung mit diesen ist der einfache Konsonant durchgedrungen. Das Lautgesetzliche ist der Wandel von *rj* zu *rg:* ahd. *verjo* = *Ferge*, *scerjo* = *Scherge*, *St. Märgen* < *St. Marien*. Wann der Übergang des Spiranten in den Verschlusslaut stattgefunden hat, ist nicht festzustellen.

4) Wo im Urdeutschen *j* in den Auslaut trat, ward es zu *i:* urdeutsch **kunnjom* = as. ahd. *kunni*. In geschichtlicher Zeit hingegen wandelte sich

das in den Auslaut geratene *j* zur Spirans und teilte weiterhin deren Schicksale: *apium* = *Eppich*, *cavea* = *Käfig*, *minium* = *Mennig*.

Wo diese aus *j* hervorgegangene Spirans den Schluss einer hochtonigen Silbe bildete, ist sie auf verschiedenen Gebieten zum Verschlusslaut weiter gegangen; so ist in Ruhla *schrie*, *sei*, *thue* = *schrêk*, *säik*, *duck*; *sick*, *duck* ist auch thüringisch; in Leipzig gilt *duck*, *schrick*, *freik dich* ('freue dich'). Altes *sîje*, *tüeje* = alem. *sîg*, *tüeg*; *tüeg* begegnet auch bairisch.

§ 94. *r* im Auslaut nach langem Vokal geht im Laufe der ahd. Zeit verloren: *dâr*, *êr*, *hiar*, *sâr*, *wâr* > *dâ*, *ê*, *hie*, *sâ*, *wâ*. Die Belege stammen erst aus dem Ausgang der althochdeutschen Zeit; die Erscheinung muss aber älter sein. Vor vokalischem Anlaut des folgenden Wortes bleibt *r* bestehen, wie überhaupt im Inlaut. Dies ursprüngliche Verhältnis spiegelt sich noch heute in dem Nebeneinander von *da*, *wo* und *daraus*, *darin*, *darum*, *woraus*, *worin*, *warum*. Diese Doppelformen geben dem Sprachgefühl Anlass — ähnlich wie bei *n* (s. S. 722) —, *r* als Hülfsmittel zur Hiatustilgung aufzufassen; so entsteht *uuolar abur* Ludwigsl., *bistur unschuldig* Erfurter Judeneid; mhd. *jârâ nurâ*.

§ 95. Silbenbildendes *r* des ältern Mittelhochdeutschen ist so beschaffen, dass der vokalische Bestandteil des Lautes dem konsonantischen bald vorausgeht, bald nachfolgt. Und zwar scheint das lautgesetzliche Verhältnis ursprünglich das zu sein, dass wenn das vorhergehende Wort auf Vokal, *r*, *l* oder *n* ausgeht, sofort sich das konsonantische Element anschliesst, sonst zuerst das vokalische Element folgt: ahd. *donar* = frühmhd. *donre*, ahd. *kellari* = mhd. *kelre*; aber schon in der klassischen Zeit des Mittelhochdeutschen hat meist Ausgleichung zu Gunsten von *-er* stattgefunden.

§ 96. Auf niederdeutschem und mitteldeutschem Gebiet fand in der mittleren Periode vielfältig »Umspringen« des *r* statt (*Kirst* statt *Krist* schon im Lorscher Bienensegen): z. B. *vruchten* = *fürchten*, *wrochte* = *worhte*; *ors* = *ros*, *borst* = *Brust*; *Born* neben *Brunnen*; Ortsnamen auf *-born* ziehen südlich bis in den Odenwald.

Das »Umspringen« wird durch die Stellung der Silbe nach dem Hochton begünstigt: vgl. die nd. Ortsnamen auf *-drup*, während das Simplex *drop* für *dorp* nicht vorzukommen scheint.

Thatsächlich handelt es sich bei dieser Erscheinung nicht um eine Umstellung von Lauten, sondern in der Verbindung von *r* + Konsonant bzw. vor Konsonant + *r* entwickelte sich zunächst ein vokalischer Laut; sodann fand eine Verschiebung des Accents statt und schliesslich Unterdrückung des ursprünglich stärker betonten Vokals: *-dorp* > *dórup* > *dorúp* > *drup*.

§ 97. Auslautendes *m* geht altniederdeutsch und althochdeutsch im 9. Jahrh. lautgesetzlich in *n* über; wirklich durchgeführt erscheint dieses Gesetz aber nur in Flexionsendungen (1. Pers. Sg. der unthematischen Verba und der Verba auf *-ên*, *-ôn*; 1. Pers. Plur. des Verbs; Dat. Plur. des Nomens; Dat. Sg. des starken Adjektivs, soweit — zumeist und zuerst auf niederdeutschem Gebiete — in der Endung **-amu* der auslautende Vokal frühzeitig synkopiert worden). Und zwar haftet das *m* fester im Dat. Plur. von Adjektiven als von Substantiven, in ich *bium*, *bim* fester als in *tuom salbôm*; der Grund liegt darin, dass Adjektiva und *bin* häufiger im Innern von Satztakten erscheinen als Substantiva und Vollverba und somit den Gesetzen des Auslauts seltener unterliegen.

Wo *m* stammhaft ist, bleibt es althochdeutsch unversehrt, weil daneben zahlreichere flektierte Formen mit inlautendem *m* bestehen: also ahd. *heim*,

kam, fadem. In späterer mittelhochdeutscher Zeit aber, wo das Gesetz noch immer weiter wirkt, kommen auch hier lautgesetzliche Formen zum Durchbruch. Es findet sich mhd. *kan* für *kam; hein* in Eigennamen für *heim;* vgl. nhd. *lobesan = lobesam; aufzäunen* neben *Zaum* setzt die Form *Zaun* voraus; mhd. *beseme, vadem, gadem* = nhd. *Besen, Faden, Gaden.*

Vgl. Kögel, Indogerm. Forsch. III, 292.

m in vortoniger Silbe wandelt sich zu *b;* mhd. *bit* neben *mit,* mhd. *betalle;* nhd. *Besan* (*-mast, -segel*) aus *mesana.*

Vgl. J. Meier, Einl. zur Jolande, XXXIX. — Frank, AzfdA. XXXV, 383.

§ 98. Nasal vor Spiranten hat keinen festen Bestand. Vor *h* wird *n* schon in den ältesten Quellen aller deutschen Mundarten nicht geschrieben, also germ. **branhta* = as. ahd. *brahta*; wahrscheinlich ist aber trotzdem das völlige Verklingen des Nasals nicht gemeingermanisch, sondern einzelsprachlich: so würde sich am leichtesten das *o* in nfr. *brochte, dochte* erklären.

Weiter geht das Niederdeutsche. *m* (oder *n*) fällt hier aus vor *f: *fimf = fîf, *samft* = as. *sâft* (= mnd. *sacht*). In einem Teile des nd. Gebiets ist *n* vor *s* ausgefallen: germ. *gans* > *gôs, uns* > *ûs.* In den Hss. des Heliand ist *n* vor *th* nicht bezeichnet; got. *swinþs* = alts. mnd. *swîþ, swît.* Merkwürdig ist aber, dass von der Form *othar* aus *anþar,* die in den Hss. des Heliand fast ausschliesslich gilt, aus späterer Zeit Formen ohne *n* nicht anzutreffen sind. Vielleicht haben ursprünglich Doppelformen bestanden: Ausfall, wenn Nasal und Spirant derselben Silbe angehörten, Bewahrung, wenn dies nicht der Fall war.

Verlust des Nasals vor Spirans begegnet auch in einem grossen Teile der heutigen Schweiz: *trîche,* 'trinken', *tûchel,* 'dunkel', *feister,* 'finster', *zeise,* 'zinsen'; *Hâf,* 'Hanf', *sâft,* 'sanft'.

Vgl. F. Staub, *Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz,* (die deutschen Mundarten, Bd. VII). — Kögel, Indogerm. Forschungen III, 291. — van Helten, ebda. V, 190.

§ 99. Seit der althochdeutschen Zeit bis in das Neuhochdeutsche wirkt das Gesetz, dass, wenn eine Suffix- oder Endungssilbe von zwei Nasalen umschlossen wird, der zweite Nasal ausfällt; ahd. *honang* > *honag, kuning* > *kunig, pfenning* > *pfennig;* ahd. *saman* > mhd. *sament* > *samet*; mhd. *senende* > *senede; minenthalben* > *meinethalben; swinîn fleisch = Schweinefleisch; ze dem grüenen berge = Grüneberg.*

Vgl. Schröder, *Pfennig.* ZsfdA. XXXVII, 124.

§ 100. Eine Sonderstellung nimmt das *-n* des Infinitivs auf mitteldeutschem Gebiete ein. Hier fehlt das *n* schon in mittelhochdeutscher Zeit und zwar in einem Gebiete, dessen Umkreis etwa durch die Linie Fulda, Heiligenstadt, Nordhausen, Merseburg, Naumburg, Altenburg, Koburg, Würzburg, Fulda bezeichnet wird. Der Anfang der Entwickelung lässt sich in Würzburg bis zum 9. Jahrhundert hinauf verfolgen (vgl. Steinmeyer, AzfdA VIII, 301).

2) Auf einem anderen Gebiete geht das starke Partizipium Präteriti mit dem Abfall des *-n* voran, in der Gegend von Saar, Nahe und Mosel. Die Grenze dieses Gebietes wird im Westen durch das Französische gebildet, im Osten und Norden durch eine Linie, die zwischen Saarburg und Pfalzburg beginnt, zwischen Bitsch und Weissenburg, Pirmasens und Aschweiler, Kaiserslautern und Dürckheim, Odernheim und Oppenheim hindurchgeht, oberhalb von Bingen den Rhein trifft, diesem bis Andernach, dasselbe einschliessend, folgt, dann sich nach Westen wendet, zwischen Mainz und

Adenau, Prüm und Blankenheim hindurch und über die Schneeeifel hinweg wieder die französische Grenze erreicht. Der Abfall des *-n* lässt sich hier zeitlich nicht bestimmen; immerhin muss der Abfall früher geschehen sein, als die Unterdrückung des auslautenden *e*, denn das *e* des Partizipiums hat diesen Ausfall mitgemacht, ebenso wie auf dem thüringischen Gebiete das *e* des Infinitivs, soweit überhaupt die betreffenden Gegenden diese Synkope kennen. Das *-en* der Nominalformen dagegen hat sich höchstens bis zu *-e* entwickelt.

3) Die Erscheinungen unter 1 und 2 erklären sich wahrscheinlich derart, dass nach dem unter *e* erwähnten Gesetze bei auf Nasal auslautenden Wurzeln das *n* der Endung lautgesetzlich abfiel und dann die anderen Fälle sich nach deren Analogie richteten. Damit stimmt die Thatsache, dass in den althochdeutschen Frankfurter Glossen (s. Steinmeyer an dem unter 1 genannten Orte) nur in der Nachbarschaft des Nasals das *-n* des Infinitivs abgefallen ist. Weshalb in der einen Gegend gerade beim Infinitiv, in der anderen gerade bei dem Partizip diese Art der Ausgleichung stattfand, bleibt dunkel.

4) Abgesehen von diesem frühzeitigen Abfall des *n* im Infinitiv und im Partizipium Präteriti ist der Thatbestand in den heutigen Mundarten etwa folgender: *n* ist erhalten im Niederdeutschen mit Ausnahme der östlichsten Gegenden, in Teilen des Niederfränkischen, besonders solchen, die sich unmittelbar an das Niederdeutsche anschliessen, im nördlichen Thüringen, in Niederhessen, Sachsen, im nordwestlichen Schlesien, in Teilen des Wallis (Lötschenthal); es sind das fast lauter solche Gegenden, in denen auslautendes *e* nicht synkopiert worden. Mit einer bestimmten Einschränkung ist *n* erhalten im grössten Teile des Bairischen und dem östlichen Teile des Ostfränkischen. Die Ausnahme besteht darin, dass nach stammschliessendem labialem, dentalem, gutturalem Nasal das *n* abgefallen: z. B. *kumma*, *finda*, *singa*. Hier ist also der Zustand thatsächlich vorhanden, der als Vorstufe für 1) vorausgesetzt wird.

Schwanken zwischen Abfall des *n* und Erhaltung desselben gilt in Teilen des Niederfränkischen und dem mittleren Schlesien (Löwenberg, Hirschberg, Schweidnitz, Breslau). Das *n* ist abgefallen im Mittelfränkischen grösstenteils, im Rheinfränkischen, im westlichen Teil des Ostfränkischen, im grössten Teil des Hessischen, im südlichen Thüringen, im südöstlichen Schlesien (Neisse, Freiwaldau, Gebiet der Oppa), im Schwäbischen und Alemannischen. Auch hier gilt für einen Teil des Gebiets eine bestimmte lautliche Ausnahme: in Mitteldeutschland östlich des Rheins und nördlich etwa der Linie Darmstadt-Würzburg ist *n* nicht abgefallen, wenn die Wurzel oder das Suffix auf *r*, teilweise auch wenn sie auf *l* ausgeht; hier wurde *e* der Endung synkopiert, und *n* hat sich in konsonantischer Geltung an das *r*, bezw. *l* angeschlossen.

5) Auch am Schlusse hochtoniger Silben geht *n* verloren, wenn ein Vokal unmittelbar vorhergeht, freilich in viel beschränkterer Weise als in der unbetonten Silbe: vor allem meist im Alemannischen: mhd. *stein* = *stei*. Zwischen der altdeutschen Form und der heutigen lag noch eine Mittelstufe, eine Form ohne *n*, aber mit Nasalierung des Vokals: *steĩ*; dadurch erklärt es sich, dass nach Abfall des *-n* nur noch lange Vokale im Auslaut stehen; mhd. *man* = **mâ* = alem. *mâ*. Diese Zwischenstufe mit nasaliertem Endvokal liegt noch heute vor u. a. im Südrheinfränkischen, im Schwäbischen.

Der Abfall des *n* — das gilt für die Stellung nach hochtoniger wie unbetonter Silbe — hat lautgesetzlich nirgends stattgefunden, wenn das

nachfolgende Wort mit Vokal begann. Wo in solchen Fällen *n* doch heute fehlt, wie im Südrheinfränkischen, liegt Analogiebildung vor nach den Fällen, wo *n* nicht vor Vokal stand. In einem grossen Teil des Gebietes ist aber *n* vor Vokalen wirklich erhalten; es bestehen also Doppelformen. Daraus hat sich für das Sprachgefühl die Empfindung entwickelt, als ob *n* die Aufgabe habe, den Hiatus zu tilgen, und so tritt besonders bairisch und alemannisch vor vokalischem Anlaut bei vokalisch schliessenden Wörtern ein *n* auch da ein, wo ursprünglich niemals eines gestanden: alem. *wo-n-i*, *wie-n-i* = wo ich, wie ich. Vielleicht blieb auch vor Dentalen das *n* rein lautgesetzlich erhalten: im Mediascher Dialekt schwinden die auslautenden *n* der Flexionssilben ausser vor Vokal, *h*, *d*, *t*, *ts*.

b. Geräuschlaute.

§ 101. Dass Urdeutsche besass folgende Geräuschlaute:

A. Verschlusslaute.

I. Tonlose *k* — *t* — *p* (aus idg. *g* — *d* — *b*); *kk* — *tt* — *pp*.
II. Tönende: *g* (?) — *d* — *b* (aus idg. *gh* — *dh* — *bh*, vielleicht auch schon aus — *k* ⊥, — *t* ⊥, — *p* ⊥, nach Verner's Gesetz); *gg* — *dd* — *bb*.

B. Spiranten.

I. Tonlose: *h*, *χ* — *þ*, *s* — *f* (aus idg. *k* — *t*, *s* — *p*; im Auslaut auch aus den töndenden Spiranten des Germanischen hervorgegangen); *hh*[1] — *þþ* — *ss* — *ff*.
II. Tönende: *γ* — *d* — *ƀ* (aus idg. *gh* — *dh* — *bh* und — *k* ⊥, — *t* ⊥, — *p* ⊥).

Die Doppellaute erschienen nur im Inlaut; von den einfachen Lauten traten die tonlosen — abgesehen von *h* und *χ* — in allen Stellungen auf. *h* kam dem Anlaut zu und dem Inlaut zwischen Vokalen, *χ* dem Silbenauslaut. Die tönenden Laute waren auf An- und Inlaut beschränkt; wie weit hier in vorgeschichtlicher Zeit noch Spiranten vorlagen, wie weit dieselben bereits zu Medien geworden, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Wahrscheinlich galten bei den Labialen und Dentalen im Anlaut schon Verschlusslaute, bei den Dentalen vielleicht auch im Inlaut.

Die Hauptveränderung, welche diese urgermanischen Laute erlitten, geschah in der sog. zweiten Lautverschiebung, die freilich nicht ein einheitlicher Vorgang war, sondern sich aus zahlreichen Einzelvorgängen zusammensetzt.

§ 102. Die Vertretung der urdeutschen Medien und tönenden Spiranten gestaltet sich in der geschichtlichen Zeit folgendermassen. Bei den Dentalen liegt, wie es scheint, nur noch Verschlusslaut vor. In der Labialreihe kommt dem Anlaut, der Stellung nach *m* und der Verdoppelung der Verschlusslaut zu. Im sonstigen Inlaut weist heutzutage das Alemannische inkl. Schwäbisch den Verschlusslaut auf, abgesehen vom Elsässischen, von Teilen des Alemannischen im Badischen (die Grenze zwischen *b* und *w* wird in der Rheinebene durch die Kinzig gebildet) und von den nördlichsten Gebieten des Schwäbischen; auch Teile des Schlesischen, des Thüringischen und wie es scheint das Altenburgische zeigen Verschlusslaut; im übrigen Gebiet gilt Spirant. Und zwar im Niederdeutschen, Nieder-

[1] Falls sich dies noch von *χ* unterschied

fränkischen und im nördlichen Teile des Mittelfränkischen tönender labiodentaler Reibelaut, sonst bilabialer. Nur von dem ersteren Spiranten lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass hier eine unmittelbare Fortsetzung der germanischen Spirans vorliegt. Die althochdeutschen Quellen des Bairischen besitzen zweifellos den Verschlusslaut, und erst später — etwa im 12. Jahrhundert — hat neuerdings ein Wandel zur Spirans stattgefunden; der neue Laut fiel zusammen mit demjenigen, der aus germanischem *w* hervorgegangen war. Ähnlich scheint der Gang der Entwickelung im Rheinfränkischen gewesen zu sein, und wohl auch im übrigen Mitteldeutschen.

§ 103. 1) Bei den Gutturalen zeigt der Anlaut eine Spirans von verschiedener Beschaffenheit auf dem Gebiete des Niederfränkischen, des Niederdeutschen westlich der Elbe (mit vereinzelten Ausnahmen), des Niederdeutschen in der Priegnitz, Mecklenburg-Strelitz, Uckermark, Westpreussen, der Mark Brandenburg, im nördlichen Mittelfränkischen. Anlautender Verschlusslaut gilt im Niederdeutschen in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg-Schwerin und Pommern, im südlichen Mittelfränkischen, dem übrigen Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen. Die Grenze zwischen Reibelaut und Verschlusslaut liegt im Westen zwischen Prüm und Neuenburg, geht herüber nach Kochem, die Mosel abwärts nach Koblenz und überschreitet die Sieg unterhalb Hamm. Im Siegerländischen und im Saynischen gilt im allgemeinen im Wortanfang der Verschlusslaut, aber im Präfix *ge-* steht die Spirans. Im Nordthüringischen tritt ein Laut auf, der aus Verschlusslaut und Spirans zusammengesetzt ist: *gjrot*.

2) Im Inlaut hat die Spirans weit grösseren Umfang als im Anlaut. Die Spirans steht im Niederfränkischen, im grössten Teil des Niederdeutschen, im Mittelfränkischen, Ostfränkischen, Teilen des Rheinfränkischen, in Teilen des Hessischen, des Thüringischen, Sächsischen. Verschlusslaut liegt vor in Mecklenburg-Schwerin, in Teilen des Hessischen, Thüringischen, Sächsischen, im Schlesischen, im grössten Teil des Oberdeutschen. Im Südrheinfränkischen steht der Verschlusslaut nach dunkeln Vokalen, *j* nach palatalen Vokalen und *r*. Im nördlichen Alemannischen, in Teilen des Badischen erscheint nach allen Vokalen und nach *r* ein *j*; im Elsass hat sich der *g*-Laut nach hellen Vokalen zu *j*, nach dunkeln zu *u* gewandelt (wie auch im Siegerländischen). In diesen südrheinfränkischen nnd alemannischen Gebieten ist gewiss der spirantische Laut nicht das ursprüngliche, sondern erst wieder aus dem Verschlusslaut hervorgegangen.

In Gegenden des bairischen Gebiets zeigen sich Spuren auslautender Affrikata: *wäcch* (weg). Diese sind isolierte Reste eines älteren Zustandes, wo auslautendes *g* regelmässig zur Affrikata geworden war.

3) Eine besondere Stellung nimmt innerhalb des Gebiets mit Verschlusslaut die Ableitungssilbe *-ig-* ein. Sie weist die Spirans *ch* auf im Schlesischen und wie es scheint, meist auf den mitteldeutschen Gebieten, die sonst inlautenden Verschlusslaut besitzen (in Ruhla *künnck, hunnck*), ferner im Südrheinfränkischen und im nordwestlichen Schwaben. Die Grenze dieses letzteren Gebietes gegenüber dem übrigen Schwaben geht etwa von Oberndorf nach Balingen, Hechingen, Reutlingen, Kirchheim, Göppingen, Gmünd, Krailsheim. Wo *g* im allgemeinen auslautend als Affrikata erschien, wies doch die Endung *-ig* die Spirans auf. Offenbar ist diese Sonderstellung der Endung *-ig* die Wirkung der abweichenden Betonung. Die Sonderstellung der Endung *-ig* besteht schon im Altdeutschen, wie die Sammlungen von Jellinek beweisen; an Einwirkung des Suffixes *-lich* ist nicht

zu denken, die in Wörtern wie *Honig, König,* schwäb. *Feirtich* (Feiertag) auch unbegreiflich wäre.

4) In der Verbindung *-ng-* ist durch Assimilation der zweite Laut heute meist verloren gegangen (s. u.); wo er noch bewahrt wird, erscheint er als Spirans.

Vgl. A. Diederichs, *Über die Aussprache von sp, st, g und ng,* Strassburg 1884. — Kreuter, AzfdA. XII, 128.

§ 104. 1) Von den im Urdeutschen anlautenden tonlosen Spiranten sind *f* und *s* stets Spiranten geblieben. Teilweise sind dieselben tönend geworden: *s* im grösseren Teile des Niederdeutschen, nicht im ganzen, z. B. nicht im Westfälischen und grossen Teilen von Schleswig, *f* auf niederfränkischem und mittelfränkischem Gebiet.

2) *s* ist in den Verbindungen *sl, sm, sn, sw* auf hochdeutschem Boden zu *š* geworden — die Anfänge finden sich schon in mittelhochdeutscher Zeit — teilweise auch auf niederdeutschen Gebiet, wie in Teilen der Altmark und Nordthüringen, zwischen Saale und Elbe, zwischen Elbe und Havel.

3) *sp* und *st* entwickelten sich so, dass im Alemannischen, im westlichen Teile des Bairischen und im Südrhnfr. *s* an allen Stellen des Wortes zu *š* wurde. Auf mitteldeutschem Gebiete scheint im ganzen nur im Anlaut *s* zu *š* geworden zu sein; das Schlesische wandelt jedoch inlautend *sp* zu *šp*. Auch im Nfr. erscheint anlautend *št* und *šp;* ferner sind *št* und *šp* über einen grossen Teil Niederdeutschlands verbreitet. Im Kolonisationsgebiet hat wohl nur Mecklenburg *st, sp*.

Vgl. Diederichs in der eben genannten Schrift.

4) Eine scheinbare Ausnahme von 2) bilden mhd. *swer, swelcher, swa,* die im Nhd. zu den relativen *wer, welcher, wa* wurden. Man hat gemeint, der Wandel von *sw* zu *w* sei der eigentlich lautgesetzliche im freien Anlaut, der Wandel von *sw* > *schw* gehöre dem Satzinnern an und habe sich lautgesetzlich nur nach *r* vollzogen. Die letztere Annahme ist schon deshalb unmöglich, weil *schw* auch in Mundarten entstanden ist, die *rs* nicht zu *rsch* wandeln (vgl. W. Horn, PBB. XXII, 220). Vielmehr ist der Wandel von *sw* > *schw* das ältere; als *sower* über **sewer* zu *swer* geworden war, galt ein anderes Gesetz, nach dem *sw* zu *w* wurde, vgl. älter alem. *neiwer* (Belege im DW unter *neiswer*) aus *neiswer*.

Vgl. O. Aron, *Zur Geschichte der Verbindungen eines s bezw. sch mit einem Consonanten im Nhd.* PBB. XVII, 225.

Über *sk* vgl. unten § 114.

§ 105. *h* im Anlaut ist schon in den frühesten Quellen nicht eigentlicher Spirant, sondern Hauchlaut und hat diesen Charakter bewahrt, so weit es nicht gänzlich verloren gegangen. Dies geschah in den Verbindungen *hl, hn, hr, hw;* im Althochdeutschen findet das Verklingen etwa um 800 statt und zwar früher auf oberdeutschem als auf fränkischem Gebiet; im Anfr. der Psalmen ist *h* ebenfalls schon geschwunden. Noch fest ist es im Altsächsischen des Heliand, schon bisweilen fehlend in der Freckenhorster Rolle; das Mittelniederdeutsche besitzt es nicht mehr.

Bei Tatian, einigemale auch bei Otfrid wird von *wer* der Instrumentalis *hiu* gebildet. Offenbar war hier das *w* der Anlautsgruppe *hw* abgefallen (wofür sich verschiedene Gründe denken lassen), ehe der Wandel von *hw* > *w* eintrat.

Dass *h* in manchen Fällen auch vor Vokal im Anlaut abzufallen oder vokalischem Anlaut vorzutreten scheint, ist wohl rein graphisch zu beurteilen.

Vgl. Förstemann, *Unorganisch anlautendes H in altdeutschen Personennamen.* V. v. Hagens Germania X. 37. — H. Garke, *Prothese und Aphärese des H im Ahd.* Strassburg 1891. — W. Bruckner, AzfdA. XXII. 164.

§ 106. *th* ist, wohl durch die tönende Spirans hindurch, zum Verschlusslaut, zur Lenis *d* geworden. Im Bairischen ist dieser Übergang bereits im Beginn unserer Quellen vollzogen; im Alemannischen fand er in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh., im Oberfränkischen im 9. Jahrh. statt; im Niederfränkischen und den nördlichen mitteldeutschen Mundarten dagegen erst im Ausgang des Althochdeutschen, und noch die Strassburger Hs. des Rolandsliedes weist *th* auf. Im Beginn der mittleren Periode folgen Niederfränkisch und Niederdeutsch nach; doch ist im Mittelniederdeutschen teilweise noch bis ins 14. Jahrh. der dem alten *th* entsprechende Laut nicht völlig mit dem alten *d* zusammengefallen.

Vgl. Braune, PBB. I. 53.

Seine besonderen Schicksale hatte altes *th* in der Stellung vor *w*. Ahd. *dw* ist im Mhd. zu *tw* geworden: as. *thwingan* = mhd. *twingen*; im übrigen teilt dieses *dw* bezw. *tw* die Schicksale von urgerm. *dw* (s. unten § 97); so besteht denn in der heutigen Schriftsprache nebeneinander *quer* und *Zwerchfell*, *quängeln* und *zwingen*.

§ 107. Im Inlaut hat *s* das gleiche Schicksal wie im Anlaut, ebenso *th*, nur hat sich im Inlaut der Wandel zu *d* etwas rascher vollzogen als im Anlaut.

§ 108) 1) *h* im Inlaut zwischen Vokalen hat jedenfalls schon im Altsächsischen sehr schwach geklungen, denn es wird öfters nicht geschrieben. Verloren ist es im Altniederfränkischen sowie in der mittleren Periode des Niederdeutschen und Mitteldeutschen; auch oberdeutsch verschwindet es später in dieser Stellung.

2) Vor Konsonanten ist *h* echter Spirant; die Verbindung *ht* erscheint im Mitteldeutschen und Niederdeutschen der mittleren Periode als *cht* geschrieben (hd. als *ht*). In heutigen Mundarten, in Teilen des Nieder- und Mittelfränkischen, in Ruhla ist der gutturale Spirant zum Vokal aufgelöst, zu *i*, teilweise auch zu *u*. Wo der Guttural nicht überhaupt untergegangen ist (vgl. § 133), wandelte sich im Mitteldeutschen, Elässischen, Schwäbischen, Bairischen *hs* > *ks*; wohl im ganzen Schweizerischen — Basel ausgenommen — ist der Spirant erhalten.

3) Vor den gleichen Konsonanten, vor denen *h* im Anlaut abfiel, ist es wohl auch im Inlaut verloren gegangen: z. B. ahd. *fila* aus **fihla* neben *fihala*, *wîrouch* aus *wihrouh*, *durnoht* aus *durhnoht*.

Vgl. Kögel, AzfdA. XX. 244.

4) *h* (ch) nach *r* im Silbenauslaut ist in älterer Zeit zu *k* geworden; daher ahd. *dürhel* mhd. *dürkel*, ahd. *farh* mhd. *verkel*, ahd. *marh* mhd. *marc* (Pferd). Wenn auch mhd. *verhel* u. dgl. herrscht und in *Morchel* überhaupt kein *-k* belegt ist, so liegen hier wohl Formen mit *Svarabhakti* zu Grunde.

Vgl. Paul, PBB. VI. 556.

Wo in mhd. Zeit *h* im Silbenanlaut nach Konsonant bestand, ist es in neuerer Zeit geschwunden, und zwar vollzieht sich der Abfall zuerst, schon in mittelhochdeutscher Zeit, auf mitteldeutschem und niederdeutschem Gebiete; mhd. *befelhen* = nhd. *befelen*, mhd. *vorhe* = nhd. *Föhre*, mhd. *vorhele* = *Forelle*; zahlreiche nhd. Eigennamen auf *-er*, *-art*, *ert* gehen auf mhd. *-her*, *-hard* zurück; bair. alem. *abe*, *abi*, *aufi*, *uffi* = mhd. *abhin*, *ufhin*; die schweizerischen Ortsnamen auf *-ikon* sind aus *-ikhoven* entstanden. *Mannheim* in der Mundart = *Mannem*.

Vgl. Walther, Mitteilungen des Vereins für lübeckische Geschichte 1894. 115.

Wo *lh*, *rh* in den Auslaut trat, ward daraus nach dem oben § 78 Gesagten *lch*, das lautgesetzlich erhalten blieb; so erklärt es sich, dass in heutigen Mundarten auch inlautend *lch* erscheint; so begegnet *befelche* bair. wie alem.

§ 109. 1) Germ. *f* ist im Inlaut vor Vokalen in historischer Zeit auf einem grossen Teile des Gebietes mit dem Nachfolger des germ. *b* aus igm. *bh* zusammengefallen, nämlich im Niederfränkischen und Niederdeutschen, ferner im Hessischen, Thüringischen und Sächsischen, im Mittelfränkischen und im Rheinfränkischen nördlich einer Linie, die zwischen Worms und Mannheim den Rhein schneidet. Und zwar wird schon in den Hss. des Heliand für altes *f* das Zeichen verwendet, welches auch zur Wiedergabe alter Spirans dient. Auf dem übrigen Gebiet ist jenes *-f-* als tonlose labiodentale Spirans bewahrt, aber als Lenis, soweit die betreffenden Mundarten Fortis und Lenis unterscheiden. Es steht also in dem grössten Teile des Alemannischen, sowie in Teilen des Schlesischen dieses *f* aus *f* einem *b* aus *b* gegenüber; im Südfränkischen, in Teilen des Schlesischen, in Teilen des Alemannischen, im Bairischen einem *w* aus *b* aus *b*.

2) Wo *f* vor *t* stand, ist es im Ripuarischen und dem Nordwesten des Nd. zu *ch* geworden; eine Spur dieses Wandels reicht bis in den Cott. des Heliand zurück. Mehrere Belege für diese Erscheinung sind aus dem Niederdeutschen in die neuhochdeutsche Schriftsprache übergegangen, so *sacht* = *sanft*, *Schlucht* neben *schlüpfen*; *echt* = mhd. *êhaft*. *Nichte* = mhd. *niftel*.

§ 110. Von auslautenden tonlosen Spiranten hat urdeutsches *s* keine Veränderung lautlicher Art erfahren; nur ist es im Neuhochdeutschen mehrfach durch *r* ersetzt worden, indem Angleichung an *r* des Inlauts stattfand (auch in ad. *getar* für lautgesetzliches *getars*).

§ 111. 1) Die gutturale Spirans des Urdeutschen blieb in der altdeutschen Zeit lautgesetzlich im allgemeinen auslautend bewahrt. Dieser lautgesetzliche Stand der Dinge liegt vor im And. und Mnd.: also *sehan* — *sach*, *liggian* — *lach*. Ebenso im grösseren Teile des Mitteldeutschen; im Oberdeutschen aber — und dies gilt teilweise auch für das Mitteldeutsche — ist nur das *ch*, das mit inlautendem *h* wechselt, regelmässig bewahrt; inlautendem *g* dagegen entspricht in mhd. Zeit auslautend *c*, wenn auch Belege für *ch* bis tief ins Mittelhochdeutsche hinein vorliegen. Es hat also Angleichung des spirantischen Auslauts an den Verschlusslaut im Innern stattgefunden. Wo im Inlaut kein Verschlusslaut vorhanden war, blieb die Spirans auch im Auslaut, also in der Endung *-ig* in dem oben verzeichneten Umfang. Das Elsässische weist *heilije* (aus *heilige*) neben *heiliche* auf; hier wenigstens wird man annehmen müssen, dass nicht, wie sonst meist, der Inlaut über den Auslaut den Sieg davon getragen, sondern umgekehrt der Auslaut auch in den Inlaut eingedrungen.

2) Dagegen in neuhochdeutscher Zeit begegnet auf mitteldeutschem Gebiete wirkliche Verschiebung von ausl. *ch* zum Verschlusslaut: mhd. *vlôch* 'Floh', *schuoch* 'Schuh' erscheint im Hessischen, in Ruhla, im Altenburgischen, in Leipzig, im Schlesischen als *Flok*, *Schuk*; in denselben Gebieten begegnet teilweise auch *sāk*, *geschāk* = 'sah, geschah'.

Die gleiche Verschiebung von — *ch* zu — *k* liegt wohl auch vor, wenn auf mitteldeutschem Gebiet einer inlautenden Spirans *g* im Auslaut wie es scheint allgemein lautgesetzlich ein Verschlusslaut entspricht. So heisst es pfälzisch *Ak* — *Âche* = 'Auge — Augen'. Freilich ist dieser Wechsel zwischen inlautender Spirans und auslautendem Verschlusslaut nicht mehr

überall lebendiges Gesetz; durch Übertragung aus dem Inlaut kann die Spirans auch in den Auslaut treten. So hat das Sächsische in Leipzig inlautende Spirans, auslautend nebeneinander *ch* und *k*: *Wēch* — *Wēk*.

Diesem Wandel von — *ch* zu *k* entspricht der oben erwähnte Wandel von — *w* zu — *b*, von — *j* zu *k*.

3) Wo in der Verbindung mit *n* noch nicht Assimilation vorliegt (§ 115, 2), wird auslautend teilweise der Spirant gesprochen, so im Westfälischen, wo auch im Inlaut *n* + Spirans gilt; überwiegend aber steht der Verschlusslaut, auch in Mundarten, die ausserhalb der Verbindung mit *n* die Spirans sprechen, und sogar auch neben *n* + Spirans des Inlauts, wie in Hamburg, im Hannöverschen.

§ 112. Urdeutschem *th* des Auslauts entspricht in der althochdeutschen Schreibung in weitaus den meisten Fällen *d* — und zwar in derselben Weise und Zeit des Auftretens wie im Inlaut. Dies ist aber wohl nur eine, sei es lautliche, sei es rein graphische Übertragung aus dem Inlaut. Die rein lautliche Entwickelung von auslautend *th* scheint dagegen *t* zu sein, denn die Endung der 3. Ps. Ind. Sg. Präs., die urdeutsch auf *-th* und *-d* ausgeht (s. o. S. 448), schliesst ahd. mit *-t*, und dieser Wandel beschränkt sich nicht auf das Hochdeutsche; auch im Hel. lautet jene Endung in der grossen Mehrzahl der Fälle auf *-t* aus (neben seltenerem *-d*, was vielleicht die vor Vokal entwickelte Form ist); auch für stammschliessendes *th* findet sich hier *t* geschrieben.

113. Auslautendes *f* des Urdeutschen ist niederdeutsch geblieben, im Mitteldeutschen und Oberdeutschen regelmässig nur da, wo inlautend daneben *f* oder *v* steht; doch begegnet im Hessischen *hob* = 'Hof'. Da, wo heute im Wortinlaut labiolabialer Spirant (*w*) oder Verschlusslaut gilt, erscheint seit der althochdeutschen Zeit im Wortende der Verschlusslaut: as. *līf* = ahd. *lib*. Da wo inlautend Verschlusslaut steht oder stand, ist sicher die lautgesetzlich auslautende Spirans durch Übertragung aus dem Inlaut verdrängt worden. Wäre auf mitteldeutschem Gebiet das heutige *w* direkte Fortsetzung der urdeutschen Spirans, so müsste dort der auslautende Verschlusslaut unmittelbar aus *f* entstanden sein, wie hessisch *hob* aus *hof*, und wie — *ch* zu — *k* ward; es scheinen diese letzteren Parallelen aber zu jung zu sein.

§ 114. Die aus den tönenden Spiranten hervorgegangenen deutschen Verschlusslaute waren anfänglich reine Medien. Zwischen ihnen und den aus den indogermanischen Medien hervorgegangenen germanischen und westgermanischen Tenues bestand also der Hauptunterschied, dass die Medien tönend, die Tenues tonlos waren.

Dieser wichtige Unterschied trennt auf niederdeutschem Gebiet die beiden Reihen bis auf den heutigen Tag. Dazu kam aber noch in vorgeschichtlicher Zeit eine zweite Verschiedenheit: die germanischen Tenues erfuhren — mit bestimmten, später zu besprechenden Ausnahmen — eine Artikulationsverstärkung —, die sie den als Lenes artikulierten alten Medien als Fortes gegenüberstellte und zugleich (teilweise) sie mit Aspiration versah.

Dieser Unterschied wurde besonders wichtig auf dem hochdeutschen Gebiete. Denn hier gaben die aus Spiranten entstandenen Medien ihren Stimmton auf, und es blieb somit bloss der Unterschied in der Art der Expiration. Diese Aufgabe des Stimmtons ist auf dem oberdeutschen Gebiete bereits in den ältesten Denkmälern vollzogen; wann sie auf den verschiedenen Gebieten des Mitteldeutschen geschehen, ist noch genauer zu ermitteln.

§ 115. 1) Nach dem Verluste des Stimmtons erscheint nd. *g* und *b* im Hochdeutschen im allgemeinen als Tenuis Lenis. Ihr gegenüber steht die alte Tenuis *k* bzw. *p* als Tenuis fortis bzw. aspirata und deren weitere Umgestaltungen. Ebenso entspricht dem nd. *d* aus urdeutsch *th* im allgemeinen hochdeutsche Tenuis lenis. Daneben steht erstens die alte Tenuis *t* in ihren verschiedenartigen Fortsetzungen, zweitens der Laut, der aus nd. *d* = urdeutsch *d* sich entwickelt hat.

2) Dieses letztere *d* ist in altdeutscher Zeit im allgemeinen zur Tenuis fortis geworden im Oberdeutschen, Schlesischen, wohl auch im Obersächsischen und Thüringischen. Im Südfränkischen traf die Verschiebung nur den In- u. Auslaut. Im Nordfränkischen und im Hessischen ist nur *rd* zu *rt* verschoben am Schlusse von hochtoniger Silbe: in unbetonten Silben steht nebeneinander *rd* und *rt*.

3) Zur Tenuis aspirata scheint diese dem nd. *d* entsprechende Fortis nicht geworden zu sein; ein paar vereinzelte Fälle von *t'* werden für Mediasch in Siebenbürgen verzeichnet. Wenn die neuhochdeutsche Theatersprache aspiriertes *t* anwendet — (in tot, Tag etc.), diese Aussprache lässt sich übrigens bis in das Ende des 16. Jh. hinauf verfolgen —, so ist das vielleicht geschehen, um das in manchen Mundarten noch geltende Nebeneinander von Lenis zu Fortis nachzubilden, wahrscheinlicher aber, um dem gleichen Nebeneinander in der überlieferten Orthographie Rechnung zu tragen (s. o. S. 680).

4) Diese Fortis *t* hatte aber nicht auf dem ganzen Gebiete Bestand, dem sie ursprünglich zukam. In einem Teile des Alemannischen, so in Baselland und Baselstadt, sowie, wie es scheint, im Bairisch-Österreichischen, ist die anlautende Fortis wieder zur Lenis herabgesunken; im Alemannischen des Elsass wie in Teilen von Baden, und im Ostfränkischen hat sich dieser Wandel im Anlaut wie im Inlaut vollzogen; im Südfränkischen ist auch der Inlaut wieder zur Lenis geworden. Im Niederösterreichischen steht inlautend nach kurzem Vokal die Fortis, nach langem gilt Lenis. Es ist also in diesen Gebieten Zusammenfall mit *d* aus *th* eingetreten, wie er im grösseren Teile des Mitteldeutschen seit der Verschiebung des *th* immer bestand. Im Schlesischen dagegen und in manchen Schweizermundarten (z. B. in Zug, im Haslithal) sind die Wörter mit altem *th* und altem *d* deutlich geschieden, — von gewissen Ausnahmen allerdings abgesehen.

§ 116. Dass nämlich nd. *b* und das aus *th* entstandene *d* im Hochdeutschen als Tenues lenes erscheinen, gilt, wie schon bemerkt, nur im allgemeinen. Anlautend *b* spaltet sich in mitteldeutschen Mundarten in Lenis und Fortis, so im Schlesischen und Hessischen: im Hessischen ist die Fortis ziemlich vereinzelt, in *Pusch, Puckel* (aber *bücken*), etwas häufiger im Schlesischen: *Pauer, Paerschke* (Barsch), *Pengel, picklig* (bucklig), *Pitch* (Bottich), *plären, Prille, prillen, Pursch, Purzelbaum, Putter.* Statt eines zu erwartenden *d* des Anlauts erscheint mhd. *t* in *trûbe, tûsend* (auch schon ahd.), *tünewenge, tiusche*; in manchen Schweizer Mundarten ist *d* im selben Worte bald durch *d* bald durch *t* vertreten; in anderen Gegenden der Schweiz sind viele oder die meisten *d* zu Fortes geworden. Diese Thatsachen sind wohl so zu erklären, dass in den betreffenden Mundarten im Anlaut ursprünglich Tenuis und Lenis wechselten nach Art des Notkerschen Kanons, und dass dieser Wechsel bald zu Gunsten der Lenis, bald zu Gunsten der Fortis ausgeglichen wurde.

Sogar auf niederdeutschem Gebiet scheint teilweise ein solcher Wechsel bestanden zu haben; für das Ravensburgische wird das Nebeneinander von *daks — taks, daspe — traspe, duls — tuls* gemeldet.

§ 117. Die inlautende Lenis *d* ist auf grossen Gebieten des Mitteldeutschen und Niederdeutschen in einen *r*-Laut übergegangen.

§ 118. Eine besondere Entwickelung hatte urdeutsches *d* in der Stellung vor *w*. Schon im Mittelniederdeutschen steht die Schreibung *tw* neben der allerdings überwiegenden *dw*; in heutigen niederfränkischen und niederdeutschen Mundarten gilt *tw*. Das aus *dw* verschobene *tw* des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen ist in der neuhochdeutschen Periode zu *zw* gewandelt worden: mhd. *twerc* = Zwerg. Auf niederdeutschem wie mitteldeutschem Gebiet findet sich auch Ersatz des *tw* durch *kw*, und zwar begegnet md. *kw-* teilweise innerhalb derselben Mundart neben *zw-*.

§ 119. Auch bei den germanischen Tenues ist auf den hochdeutschen Gebieten, in denen urdeutsch *d* als *d* erscheint, die Expirationsverstärkung in bestimmten Fällen nicht eingetreten, bezw. wieder verloren gegangen, so dass Zusammenfall mit den aus den Spiranten hervorgegangenen Lenes stattfand: in den Verbindungen *kr, kl, kn; tr; sp, st* und in *sk* der älteren Zeit; in *-ft* und *-ht;* in den Doppelungen *kk, pp.*

Als reine Tenues fortes erscheinen die einfachen urdeutschen Tenues nur in beschränktem Umfang; so hat sich *tr* weiterer Verschiebung entzogen; got. *triggwa* = altoberdeutsch *triuwa,* got. *baitrs* = ahd. *bittar.* Im übrigen sind die Tenues fortes weiter gegangen zu Aspiraten bezw. zu Affrikaten und Spiranten.

§ 120. Am weitesten greift die Veränderung, die »Verschiebung«, im In- und Auslaut nach Vokalen. Hier sind *p, t, k* auf dem ganzen hochdeutschen Gebiete zu den tonlosen Doppelspiranten (bezw. im Auslaut einfachen Spiranten) der betreffenden Organe geworden. Diese Entwickelung liegt vor dem Auftreten unserer Quellen. Im Althochdeutschen erscheinen die drei Laute als *ff, zz, hh,* (über ihre Gestaltung nach langen Vokalen s. S. 716). Für *hh* erscheint früh und bald ausschliesslich die Schreibung *ch.*

Im heutigen Alemannischen — die nördlichsten Gebiete abgerechnet — hat dieser Spirant nach allen Vokalen wie nach *r* und *l* die gleiche Aussprache als *ach*-Laut; im übrigen Hochdeutschen steht nach palatalen Vokalen, nach *r* und *l,* der *ich*-Laut, sonst der *ach*-Laut; wenn aber ein *a* aus einem älteren *ai* hervorgegangen, so steht auch hier das palatale *ch,* z. B. in *blăch, wăch* (= bleich, weich) im Hessischen von Friedberg.

In unbetonten Silben, speziell in der Silbe *-lich* ist *ch* im Alemannischen und teilweise im Bairischen zum Verschlusslaut *g (k)* geworden: mhd. *weideliche* = alem. *weidlige,* mhd. *lilachen* = bair. *leilig.* Ferner begegnen in zahlreichen alemannischen Mundarten die Formen *ig* und *aug* = ich, auch.

§ 121. Zweifelhaft ist die lautliche Gestaltung der alten Spirans *z*; dieselbe hat sich von *s* wohl durch die Artikulationsstelle unterschieden und ferner dadurch, dass *s* eine Spirans lenis, *z* eine Spirans fortis war. Der Unterschied der Artikulationsstelle ist im Laufe der Zeit geschwunden, zuerst wohl auf oberdeutschem Gebiet. Dadurch ist im Mitteldeutschen Zusammenfall von *s* und *z* eingetreten; oberdeutsch blieb im ganzen der Unterschied zwischen Lenis und Fortis bestehen; in den unbetonten Silben erscheint *z* als Lenis, so in der pronominalen Endung des Nom., Acc., Sing. Neutrum: *es, gutes, das, was.*

§ 122. Bei den Gutturalen geht die Expirationsverstärkung und weiterhin die Verschiebung zum Spiranten im Auslaut noch über das Gebiet des Hochdeutschen hinaus: in Teilen des Nfr. (s. oben S. 664) ist — *k* zu —

ch geworden. In mittelhochdeutscher Zeit sind die Belege dafür zahlreicher als heute. Jetzt hat wohl in allen Fällen, wo flektierte Formen mit inlautendem *k* daneben standen, dieses *k* das lautgesetzliche *ch* verdrängt; Formen wie *ich, auch* entzogen sich der Ausgleichung.

§ 123. Von der Verschiebung zu Spiranten macht eine Ausnahme das Mittelfränkische mit den pronominalen Formen *dat, wat, dit, it, allet;* d. h. lautgesetzlich fand hier im Auslaut überhaupt keine Verschiebung statt; jene vereinzelten Wörter sind aber die wenigen, die sich der Ausgleichung nach Formen mit inlautendem Spirant entziehen konnten. *dit* hat auch im Hessischen das *t* nicht verschoben. Eine eigentümliche Doppelung gilt auf dem Grenzgebiet von Mittelfränkisch und Hessisch. Es steht dort der unverschobene Laut in der volleren Wortform: dat Wäldche, et blaibt daobei, dagegen der verschobene Laut im verkürzten, angehängten Worte: in's Wäldche, doabei blaibt's.

Neuerdings ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass lautgesetzlich die Verschiebung des Auslauts höchstens bis zur Affrikata gegangen sei, dass also z. B. im Oberdeutschen es ursprünglich geheissen habe: *schutz-schuzzes, schâpf-schâffes;* dadurch würden sich allerdings besonders manche schwierige Formen des heutigen Alemannischen befriedigend erklären.

§ 124. Standen die Tenues fortes im Anlaut oder im Inlaut nach Konsonanten, so fand im allgemeinen Verschiebung zur Affrikata statt; ebenso wurden die Doppeltenues zu Affrikaten (z. B. *pp* zu *pf*). Der Wandel von *t* zu *tz* (in altdeutscher Zeit *z* oder *c* geschrieben) ist auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet eingetreten. Nur im Worte zwischen ist die Verschiebung im Ripuarischen im Rückstand: noch in Andernach gilt *tösche* neben *zwösche*. Das gleiche Nebeneinander von *tösche* und *zwesche* findet sich aber auch bedeutend weiter nördlich in Neuss, so dass ursprünglich auf dem mittelfränkischen Gebiete wohl Doppelformen vorhanden waren. Vielleicht haben auch rheinfränkisch einmal solche Doppelformen bestanden; das Keronische Glossar, das möglicherweise aus rheinfränkischer Vorlage entstammt, weist *zw* und *qw* nebeneinander auf, von denen das letztere doch wohl auf *tw* zurückgeht.

In einem Falle findet Weitergehen der anlautenden Affrikata zur Spirans statt: hessisch tritt neben *ze* (zu) ein *sse* auf, und auch im Bairischen begegnet *so* = zu; wahrscheinlich ist die Spirans in den Silben entstanden, wo das *t* in Satzzusammenhang zum Inlaut geworden war.

§ 125. Anlautend *p* ist im Oberdeutschen zu *pf* verschoben. Bloss graphische Bedeutung hat es nach Ausweis der heutigen Mundart, wenn Notker an Stelle des anlautenden *pf* ein *f* schreibt. Dagegen ist *f* für *pf* heute thüringisch, sächsisch, schlesisch, d. h. im ganzen Ostmitteldeutschen, eingetreten; ferner ersetzt *f* das *pf* in Wörtern, welche Mundarten mit anlautendem *p* dem Hochdeutschen entlehnen, häufig auch dann, wenn Niederdeutsche hochdeutsch sprechen.

Auch diejenige Tenuis-Aspirata *ph*, die erst in neuerer Zeit durch Ausstossung eines Vokals und Zusammenrücken zweier Konsonanten entstanden, konnte zu *pf* weitergehen, so findet sich bairisch *pfend, pfalten* = behende, behalten.

§ 126. *p* nach Konsonanten ist oberdeutsch allgemein zu *pf* geworden; nach *r* und *l* geht dieses schon im 9. Jahrh. weiter zu *f: helpan* > *helpfan* = *helfan.* Damit stimmt überein der Stand der Dinge in den südlichsten Teilen des Thüringischen; *mp* ist geblieben, aber *lp* und *rp* zu *lf* und *rf* geworden im Schlesischen, Obersächsischen, dem grössten Teil des Thü-

ringischen, im Rheinfränkischen und Mittelfränkischen. Das übrige Mittelfränkische lässt *p* nach Konsonanten unverschoben; *pp* wird in demselben Umfang zu *pf* gewandelt, wie *mp* zu *mpf*.

§ 127. Anlautende gutturale Tenuis fortis erscheint im grössten Teile des Mitteldeutschen, im oberdeutschen Fränkischen, dem Bairischen, Schwäbischen und den nördlichen Teilen des Alemannischen als Tenuis Aspirata; von schweizerischen Dialekten gehört hieher die Mundart von Baselstadt und von Bündten. Im südlichen Elsass sowie im St. Gallischen Rheinthal (Münsterthal) ist teilweise ein Schritt weiter gethan zur Affrikata. Dass auf irgend einem Teile dieses Gebietes zwischen der alten Tenuis fortis und der heutigen Tenuis aspirata eine Affrikata oder ein Spirant liege und der heutige Zustand sich durch eine Art von Rückverschiebung ausgebildet habe, ist wenig wahrscheinlich. — In der grossen Masse der schweizerischen Dialekte erscheint im Anlaut die gutturale Spirans *ch*; (s. S. 667).

§ 128. *k* nach *n* erscheint im grössten Teile des Hd., auch im nördlichen Alemannischen, als Tenuis lenis. Im Schwäbischen (allgemein?) und in Teilen der Schweiz, nämlich so ziemlich der ganzen Ostgrenze entlang, sowie im Nordwesten, ferner in Teilen des Bairischen gilt Tenuis fortis. Spirans hatte sich in den schweizerischen Mundarten entwickelt, wo heute der Nasal verloren gegangen vor dem Gutturallaut (s. S. 668). Sonst steht im Schweizerischen und in Teilen des Bairischen, namentlich in Tirol, die Affrikata. Nach *r* und *l* erscheint altes *k* im Hochalemannischen als Spirant; auf dem übrigen Teil des Gebiets zeigt *rk* und *lk* im allgemeinen die gleiche Entwickelung wie *nk*; wo auch hier Spirant vorliegt, z. B. in *Kalch* Kalk, gab es Formen, wo zwischen *e* der Liquida und dem Guttural ein Vokal stand, also Verschiebung eintreten musste. *kk* geht in seiner Entwickelung zusammen mit der von *k* nach *n*.

§ 129. Keiner Verschiebung zu Affrikata oder Spirans unterliegen die Tenues fortes (soweit sie hier sich überhaupt entwickelt haben) in den Verbindungen *ht, sp, st, tr*.

Zu dem ganzen Abschnitt über die Geräuschlaute vgl. J. Winteler, *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus.* Leipzig 1876; dazu Scherer, AzfdA. III, 57. Winteler, ebda. IV, 111. — J. Kräuter, *Zur Lautverschiebung.* Strassburg 1877; dazu Verner. AzfdA. IV, 333. — Scherer, *Die nhd. und. ahd. Tenuis-Media* ZsfdA. XX, 205. — Braune, *Zur Kenntniss des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung* PBB. I, 1. — Paul, *Zur Lautverschiebung* PBB. I, 147; ders., *Mfr. Lautverschiebungsgesetz* PBB. V, 554; *Tönende Verschlussfortis* PBB. VIII, 222. — K. Nörrenberg, *Die Lautverschiebungsstufe des Mittelfränkischen,* PBB IX, 371. — A. Bachmann, *Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute,* Züricher Diss. 1886. — Sievers, *Oxforder Benedictiner Regel,* Tübingen 1887, S. XVI; dazu John Meier, *Jolande, Einl.* S. VII. — A. Heusler, *Zum Consonantismus der Mundart von Basel-Stadt.* Strassburg 1888, dazu Kauffmann in Victor's Zs. II, 331. — Stickelberger, *Consonantismus der Mundart von Schaffhausen,* PBB. XIV, 381. — Friedrich Wilkens, *Zum hochalemanischen Konsonantismus der ahd. Zeit.* Leipzig 1891; dazu Heusler, AzfdA. XIX, 40. — M. H. Jellinek, *Germanisch g und die Lautverschiebung.* PBB. XV, 268; ders., *Zur Verschiebung der Gutturale.* ZsfdA. 36, 77; ders., Zsfd. öst. Gymn. 1863, 1086. — Bresslau, *Urkundenlehre.* I, 568.

§ 130. In der Verbindung *sk* ist schon in der althochdeutschen Periode *k* zur Spirans *ch* verschoben worden, freilich wohl nicht auf allen Gebieten zur gleichen Zeit. In mittelhochdeutscher Zeit ist wenigstens auf alemannischem Boden schon sicher der Wandel von *s-ch* zu dem einheitlichen Zischlaute der heutigen Sprache erfolgt, später auf den meisten übrigen Gebieten. Auf dem Boden des Westfäl. ist im In- und Auslaut *sk* noch rein erhalten; im Anlaut wird ebenfalls noch ein Doppellaut gesprochen, teils *s-ch*, teils *ṡ-ch*; *s-ch* begegnet auch niederfränkisch.

Assimilation und Dissimilation von Konsonanten.

§ 131. Von den zahlreichen Angleichungen aufeinander stossender Konsonanten reichen am weitesten diejenigen, welche in den Verbindungen von Nasal mit Verschlusslaut stattfinden. Auf dem ganzen deutschen Gebiet ist *mb* zu *mm* geworden, und zwar auf mitteldeutschem und niederdeutschem Boden schon in mittelhochdeutscher Zeit. Das im Auslaut diesem *mb* entsprechende *mp* blieb lautgesetzlich erhalten; in weitaus den meisten Mundarten ist es jedoch durch Ausgleichung dem *m* (*mm*) des Inlauts gewichen; nicht eingetreten ist die Ausgleichung z. B. in Werden und Remscheid, im Altenburgischen, im Schlesischen.

2) Inlautendes *ng* hat sich auf dem grössten Teile des deutschen Sprachgebietes zu gutturalem Nasal assimiliert. Nicht stattgefunden hat diese Ausgleichung hauptsächlich im Westfälischen; ferner ist selbständige Existenz eines Gutturals bezeugt für die Gegenden von Peine (Hannover), Leer, Hamburg, Husum, Greifswald, Treuenbriezen. Der Beginn dieser Angleichung scheint in altdeutsche Zeit zurückzureichen. Im Auslaut fand wieder Assimilation lautgesetzlich nicht statt; wohl aber trat in gewissen Teilen des Gebietes der Laut des Wortinnern auch in das Wortende über. Der auslautende Verschlusslaut blieb wohl so ziemlich auf dem ganzen Gebiete des Niederdeutschen, ferner im Sächsischen und Schlesischen. Wann die Ausgleichung stattfand, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls musste das *g* noch seine selbständige Geltung haben zu der Zeit, als die Suffixe *-ing-* zu *-ig-*, *-ung* zu *-ug* wurden. Dies geschah im Oberdeutschen etwa im 14. Jh.

Inlautend *nd* ist auf niederdeutschem und teilweise auf mitteldeutschem Gebiet, im westl. Schwäbischen zu *nn* geworden. Daneben findet sich hauptsächlich auf mitteldeutschem Gebiet Wandel von *nd* zu *ng*, der bereits in die mittlere Periode hinaufzureichen scheint, besonders mittelfränkisch, sodann hessisch, thüringisch, sächsisch, schlesisch; teilweise auch niederfränkisch, sowie in einzelnen Gegenden des Niederdeutschen (Waldeck, Westpreussen); auch auf oberdeutschem Gebiet, wie im Elsässischen und im Kanton Bern. In manchen Gegenden erscheint *nn* und *ng* neben einander, wie in Ruhla, im Altenburgischen; möglicherweise kam hier *ng* ursprünglich der Stellung nach palatalen Vokalen zu.

§ 132. Wird eine Silbe auf der einen Seite durch *n*, auf der andern durch *w* begrenzt, so kann sich *w* zu *m* wandeln: mhd. *niuwan* = alem. *nummen*, and. *newan* > **neman* = neuniederd. *man* (nur), mhd. *neiswer* = alem. *neiwer* (vgl. § 104, 4) = *neume*; mhd. *zeswen* (der rechten) = *zesmen*.

§ 133. Assimilation von *hs* zu *ss* ist allgemein niederfränkisch und niederdeutsch, erscheint aber auch mittelfränkisch, hessisch, hennebergisch, ruhlisch, im südlichen Elsass. Auch im Westschwäbischen ist der Guttural verloren und der Vokal davor gedehnt. Jedenfalls auf niederfränkischem und niederdeutschem Gebiet gehört diese Angleichung bereits der mittleren Periode an.

§ 134. Von zwei in einem Wort benachbarten *r* kann das eine ausfallen oder in *l* übergehen: ahd. *widarot* neben *widarort*, as. ahd. *herod*, *hwarod*, *tharod* aus **herord*, **hwarord*, **tharord*; ahd. *zwiro* neben *zwiror*; as. *thriwo* neben ahd. *driror*: auch ahd. *prêst* (ags. *preost*) Priester? (Belege MSD[3] II, 382.); mhd. *vodern* neben *vordern*, nhd. *fodern*; mhd. *querder* = nhd. *Köder*.

Mhd. *dörpel* neben *dörper*, *mardel* neben *marder*, *querdel* neben *querder*, *Kortel* neben *Korter*, Herde (in der Engelberger Benedictinerregel); mundartl. *balwiere* = *barbieren*, *Sauerampel* = *Sauerampfer* (in Giessen).

Auch in der Nachbarschaft von *ch* geht auf alemannischem Boden *-r* in *l* über: ahd. *chilihha*, heute *kilche* aus *kirihha*, *bilche* = Birche, Birke.[1] Vielleicht ist auch der Name des bekannten Bodenseefischs, *Felchen*, aus *feraho* entstanden und tritt so in Beziehung zum Namen der Forelle. [Aber auch: *Cyriacus* = *Ciliox* (Fischart; *Ciliax* Gryphius)].

Vgl. F. Bechtel, *Assimilation und Dissimilation der beiden Zitterlaute in den ältesten Phasen des Indogermanischen.* Göttinger Diss. vom Jahre 1876. — Behaghel, *Einige Fälle von Dissimilation.* German. XXIII, 32. — Über ähnliche Erscheinungen beim *l* vgl. Franck, AzfdA. XVII, 100.

IX. DIE FLEXION.

I. DAS VERBUM.

Vgl. J. Kelle, *Otfrieds Verbalflexion* ZsfdA. XII, 1. — A. W. James, *Die starken Praeterita bei Hans Sachs.* Münchener Diss. 1894. — Jac. Bosshart, *Die Flexionsendungen des schweizerischen Verbums.* Züricher Diss. von 1888

§ 135. Das Verbum hat in der Zeit unmittelbar vor dem Auftreten deutscher Sprachquellen einige Einbussen gegenüber dem germanischen Bestand an Formen erlitten. Es besitzt noch von Genera das Aktiv, von Zeitformen Præsens und Perfektum, von Modi Indikativ, Konjunktiv und Imperativ, die Numeri des Singularis und des Pluralis, die drei Personen, die nominalen Bildungen des Infinitivs und des Partizips. Diese Formen erfahren im Laufe der geschichtlichen Entwickelung noch eine weitere Einschränkung durch den Umstand, dass im Oberdeutschen und Rheinfränkischen die Form des Indikativs Præteriti ausser Gebrauch kommt; dieses Absterben beginnt im 15. Jahrhundert. An seine Stelle traten die Umschreibungen mit *haben* und *sein*.

Die Formen des Verbs können sich unterscheiden a) durch den Vokal der Stammsilbe; b) durch den stammschliessenden Konsonanten: c) in der Anwendung von Ableitungssilben, bezw. in deren Gestalt; d) durch die Endungen; e) durch Præfixe.

136. Die Verschiedenheiten des Stammvokals stammen teilweise aus indogermanischer Zeit; es sind dies die Nachwirkungen des in Accentverschiedenheiten begründeten Ablauts. So steht niederfränkisch *trôren* neben *trûren* trauern. Im übrigen tritt der Ablaut hauptsächlisch auf in den Formen des sog. starken Verbs Von den germanischen Gestaltungen des Ablauts sind im frühesten Deutschen noch erhalten die e (i)-Reihe, die î-, iu-, (û-)- und a-Reihe. Ausserdem zeigen sich Ablautsverschiedenheiten bei denjenigen mit Suffix gebildeten Præterita, bei welchen der Dental des Suffixes unmittelbar an den stammschliessenden Konsonanten antritt. Teilweise erschien der Ablaut innerhalb des Präteritums selber: urdeutsch bestand nebeneinander *wolda* und *walda*, *worhta* und *warhta*, *mohta* und *mahta*. Das Nebeneinander von ahd. *gunda* und *gonda* geht zurück auf das von urd. **unda* und **ônda; kunda-konda* ist eine Nachbildung des letzteren Verhältnisses. Teilweise auch zeigen sich Ablautsverschiedenheiten zwischen den mit Suffix gebildeten Præterita und den zugehörigen Præsentia, so bei den meisten Præterito-præsentia.

§ 127. Die weiteren Schicksale dieser Ablautsverschiedenheiten wurden durch zwei Haupttendenzen bestimmt: durch das Streben nach Ausgleichung innerhalb desselben Paradigmas und das Streben nach Annäherung der verschiedenen Paradigmen. Das erste Moment macht

[1] Es sind also nicht bloss Fremdwörter, die das *-l* aufgeben; der Lautwandel kann somit nicht in der eigentümlichen Aussprache des fremden *r* begründet gewesen sein (Wilmanns I, 97).

sich am frühesten geltend. Ihm ist zunächst das Nebeneinander von Doppelformen in den Suffixpraeterita zum Opfer gefallen: schon im frühesten ahd. sind **walda* und **warhta* gänzlich, *unda* fast vollständig verschwunden. Wenn *gunda* in den mittleren Perioden wieder herrschend wird, so ist das wohl eine Anbildung an den Plural des Præsens *gunnen*. *mahta* und *mohta* bestehen im Hochdeutschen noch nebeneinander, mnd. ist *mahta* untergegangen. Im Althochdeutschen begegnen nur noch ganz selten beide Formen in den gleichen Quellen: *mohta* ist auf das Fränkische beschränkt, in dem *mahta* nur spärlich auftritt. Mittelhochdeutsch stehen im Oberdeutschen wieder beide nebeneinander wohl in Folge von schriftsprachlichen Einflüssen.

§ 138. 1) Vokalunterschied zwischen Singular und Plural des Indikativs Praeteriti ist von den heutigen Mundarten teilweise aufgegeben worden, teilweise beibehalten. Besonders conservativ ist hier das Westfälische, aber auch mitteldeutsche Mundarten, wie das Schlesische zögern mit der Ausgleichung. Besonders fest haftet der alte Unterschied bei der *î*-Reihe und *iu*-Reihe; hier ist auf westfälischem Gebiete der alte Stand rein bewahrt. Aber auch bei den *e*-Reihen ist noch keineswegs überall Ausgleichung eingetreten; im Mecklenburgischen herrscht noch Schwanken zwischen *gaf-gêf, sach-sêg* etc.

2) In der Schriftsprache ist der Wechsel ganz allgemein aufgegeben worden, soweit nicht schon durch rein lautliche Veränderungen der Zusammenfall eingetreten. Bei den î- und iu-Stämmen hat der Vokal des Plurals den Sieg über den des Singulars davongetragen: mhd. *meit-miten* = nhd. *mied-mieden*, mhd. *flouc-flugen* = nhd. *flog-flogen* (mit der mitteldeutschen Gestaltung des Vokals). Diese Ausgleichung zeigt sich vereinzelt in der eigentlich mittelhochdeutschen Zeit; sie wird häufiger im 15. Jahrh., aber noch Luther hat den alten Unterschied grösstenteils bewahrt. Erst im 17. Jahrh., seit Schottel, ist im Neuhochdeutschen die Sache entschieden.

3) Bei der Reihe e (i) + Liquida oder Nasal mit Konsonant hat sowohl Übergriff des Singulars in den Plural, als das Umgekehrte stattgefunden. Im Neuniederdeutschen hat überwiegend der Vokal des Plurals den Sieg davon getragen: *spranc-sprungen, fant-funden* = *sprung-sprungen, funn-funnen*. Im übrigen Gebiet ist der Schluss der mittelhochdeutschen und der Beginn der neuhochdeutschen Periode eine Zeit des Schwankens. Es heisst ebensowohl ich *half* als ich *hulf*, *halfen* als *hulfen*; *schwamm* als *schwumm*, *schwammen* als *schwummen*; *starb* als *sturb*, *starben* als *sturben*. Schliesslich wurde hier in den meisten Fällen der Vokal des Singulars herrschend: seltener der des Plurals (wieder mit dem mitteldeutschen Vokal): *quoll, scholl, schwoll; schmolz; glomm, klomm*. Ein Rest der alten Doppelformigkeit ist das Nebeneinander von *ward-wurde*. Aus dem Konjunktiv ist der abweichende Umlautsvokal im Neuhochdeutschen nicht ganz verdrängt: bei einer Anzahl der Verba, wo im Indikativ der Vokal des Singulars siegte, ist das alte *u*, bezw. gewisse Umformungen desselben im Konjunktiv bewahrt: *hülfe; schwömme; zerrönne, gewönne; verdürbe, stürbe, würbe, würde, würfe*. Ausgenommen die drei Nasalstämme, würden hier bei Durchführung der a-Umlaute im Konjunktiv die Formen des Konjunktivus Praeteriti mit Praesensformen fast oder ganz gleichlautend sein (*ich helfe-ich hälfe, ich sterbe-ich stärbe*).

4) In der Reihe e (i) mit nachfolgender einfacher Konsonanz war im Neuhochdeutschen auf dem grösseren Teile des Gebietes der Stamm des

Singulars und des Plurals nur durch die Vokalquantität unterschieden; hier wurde der lange Vokal des Plurals verallgemeinert; wann, lässt sich kaum mit Bestimmtheit sagen. Im Niederdeutschen war im Plural statt *â* ein *ê* eingetreten (s. u.). Hier ist denn auch bis heute der Unterschied zwischen Singular und Plural teilweise geblieben: *nâm-nêmen*, *sach-sêgen*, *sât-sêten*. Teilweise ist aber das *ê* des Plurals in den Singular übertragen worden: *bêd* (bat), *êt* (ass), *trêd* (trat) etc. Dieser Vorgang reicht in mittelniederdeutsche Zeit zurück.

§ 139. Ein zweiter Ausgleichungsvorgang innerhalb desselben Paradigmas besteht darin, dass der Vokal des Partizips eines Praeteriti das Praeteritum beeinflusst. In Betracht kommt die Reihe *brechen - brach - gebrochen*. Hier ist schon im Mittelniederdeutschen mehrfach das *o* des Partizips in Singular und Plural des Praeteritums eingedrungen; es findet sich *bevelen - bevôl*, *dwelen - dwôl*, *plegen - plôch*, *spreken - sprôk*, *wreken - wrôk*. Ebenso erklärt sich nhd. *pflog*, *roch*, *schwor* neben *schwur*. Auch bei den Verben, wo das u (o) des Plurals das *a* des Singulars verdrängte (z. B. *schwoll*), wird der Einfluss des Partizips mit im Spiele gewesen sein.

§ 140. Einfluss des Praesensablauts auf den von Praeteritum bezw. Partizip oder umgekehrt hat nur selten stattgefunden. Ganz vereinzelt im starken Verbum, wo ja der Ablaut wesentliches Hülfsmittel zur Charakteristik der Zeiten war: ad. *bliuwu* und die gleichgebauten Verba haben neben der ursprünglichen Form des Praeteritum Pluralis und des Part. Praet. mit *û* auch eine mit *iu* gebildet: *blûwen* und *bliuwen*; ferner beim Praeterito-Præsens, wo im Praeteritum noch ein Suffix hinzutrat: neben as. *wolda-walda*, ahd. *wolta* erscheinen as. *welda*, ahd. *welta* nach as. *welliad*, ahd. *wellen* des Præsens; ahd. *skal-skolta* ist mhd. *sol-solde*; mhd. *touc-tohte* = nhd. *tauge-taugte*.

§ 141. 1) Von den Beeinflussungen verschiedener Paradigmen sind die frühesten da eingetreten, wo innerhalb der Hauptablautsreihen das Præsens etwas abnormes bot. So haben die û-Præsentia der iu-Reihe sich in Præsentia mit iu umgestaltet: urdeutsch *drûpan* ist anfr. *driepan*. Im Mittelniederdeutschen ist *krepen* (aus **kriepen*) neben *krûpen* getreten. Im Althochdeutschen haben urdeutsch *bûgan*, *drûpan*, *rûkan*, *skûvan*, *slûtan*, *stûvan* den Formen *biogan*, *triofan*, *riohhan*, *skioban*, *sliotan*, *stioban* weichen müssen. Urdeutsch **spurnu (sparn, spurnum)* erhält bei Otfrid neben sich ein *spirnu*; urdeutsch **kumo* (**quam*, *quâmum*) erscheint ahd. meist als *quimu*. Urdeutsch **burnu* besteht zwar noch mnd. und md. neben der Neubildung *berne*, *brinne*, aber oberdeutsch gilt nur noch *brinne*.

2) Durch die ganze historische Zeit hindurch gehen die gegenseitigen Beeinflussungen der verschiedenen e-Reihen. Von *brestan* erscheint schon ahd. neben *brustum* auch *brâstum*; mhd. wird älteres *vluhten* und *vuhten* durch *vlâhten* und *vâhten* verdrängt. Neben dem Partizip *quoman* ist im Ahd. die Neubildung *quëmen* das weitaus häufigere; (ge-) *steken* des mnd., mnfr., mfr. kann alt sein, aber auch erst wieder neuerdings an die Stelle von **gestoken* (das selber nach *gebroken*, *geproken* gebildet) getreten sein. Mhd. begegnet *gestemen*, *gezemen* für älteres *gestomen*, *gezomen*. *Gähren* hat sich nach *scheren* gerichtet (mhd. *gise*, *jas*, *gejesen*)

3) Es beeinflussen sich die beiden Unterableitungen der *î*-Reihe und der *iu*-Reihe, die dadurch entstanden sind, dass *ai* und *au* im Praet. Sgl. unter gewissen Bedingungen (s. S. 702 und S. 703) monophthongiert worden waren. Neben mhd. *lêch*, *verzêch* besteht *leich*, *verzeich* nach dem Muster von *meit*, *schreip* etc.; neben mhd. *flôch*, *frôs*, *gôz* auch *flouch*, *frous*, *gous* nach dem Muster von *flouc*, *stoup* etc.

3) e-Reihe und a-Reihe berühren sich, indem das Mnd. *schere - schôr - schôren* gebildet hat, nach dem Muster von *swere - swôr - swôren*, statt des zu erwartenden *schere - schar - schâren*.

Neben *dragen, malen* erscheint mnd. *dregen, melen*, neben *drepen* ein *drapen*, neben *bevelen, dwelen* die Formen *bevalen* und *dwalen*. Von *bevelen, drepen, dwelen, plegen* und *wegen* wird nd. (und md.) ein Praeteritum *bevôl, drôp, dwôl, plôch, wôch* gebildet. Die Berührung könnte vom Praesens ausgehen: *dreges* ist nahezu = *weges* < *wigis*. Möglicherweise liegen aber auch im *plôch, schôr, wôch* uralte Ablautsbildungen vor (v. Bahder, Az. f. idg. Sprachwissenschaft u. Altertumskunde II, 60); dann geht die Berührung der beiden Reihen eben vom Praeteritum aus.

Im Nhd. richtet sich *weben* nach *plegen* und *wegen;* das alte Partizipium *geplogen* zieht die Bildungen *gewoben, gewogen* nach sich; nach *weben* richtet sich *heben*, indem *hub, gehuben* zu *hob, gehoben* umgebildet wird; *stund - stunden* wird unter dem Einfluss von *band - bunden, fand - funden* zu *stand - stunden*, das dann wieder zu *stand - standen* ausgeglichen wird.

4) Berührung zwischen e-Reihe und i-Reihe findet im Mhd. beim Verbum *jehen* statt: auf mitteldeutschem Gebiet erscheint die Præteritalform *gigen* (Germ. XXX, 400) und das Partizipium *(ver)gigen*, indem nach dem md. Ausfall des *h* das Præs. *gie* sich nahe berührt mit *rie - sie* aus *rîhe - sîhe*.

5) Auf die gleiche Weise ergab sich im Mittelniederdeutschen eine Berühung der e-Reihe und der *iu*-Reihe: von as. *sehan, giskehan* lautete nach Ausfall des *h* der Pl. des Præs. Ind., der Konj. Præs., der Inf. und das Part. Præs. *sên sê, sênde* etc.; von as. *fliohan, tiohan* waren die entsprechenden Formen zu *flên, tên* etc. geworden; daher bildete man nach *flûst - flût, tûst - tût* auch zu *sên, (ge-)schên* die zweiten und dritten Personen des Sgl.: *sûst - sût; schûst - schût*.

6) î-Reihe und iu-Reihe haben sich beeinflusst bei den *w*-Stämmen: *spîwen - spiuwen* (von *spîwen*), *lîwen - liuwen* (von *lîhen*) trafen zusammen mit *bliuwen, riuwen* etc. und erhielten daher nach dem Muster der zugehörigen Zwillingsformen *blûwen, rûwen* ihrerseits die Nebenformen *lûwen, spûwen*.

§ 142. Eine andere Verschiedenheit der Stammvokale ergab sich in urdeutscher Zeit bei den ursprünglich reduplizierenden Verben durch Verschmelzung der Vorsilbe mit der Stammsilbe. Und zwar war das Ergebnis dieser Zusammenziehung entweder einfacher Vokal: teils ê (über dessen weitere Entwickelung, s. o. S. 700), z. B. urdeutsch *lætan - lêt, haitan - hêt*, teils *ĕ*, nämlich vor Doppelkonsonanz, z. B. *fallan - fel*, oder Diphthong, z. B. *hrôpan - hriop, hlaupan - hliop*. Der Unterschied zwischen den Formen mit *ĕ* und denen mit *e* hat keinen dauerhaften Bestand gehabt, sondern hat Ausgleichung zu Gunsten von *ĕ* erfahren: so im Mnd., wo neben *venc, genc, henc* ein *vinc, ginc, hinc* aus *vienc, gienc, hienc* steht; noch umfassender im Hochdeutschen: hier sind die Formen mit *ĕ* bezw. dessen weitere Entwickelungen schon im Althochdeutschen die Regel; nur Isidor weist noch *fenc, genc, henc* auf.

§ 143. Weitere Ausgleichungen innerhalb des Paradigmas der reduplizierenden Verba haben kaum stattgefunden, wohl aber mehrfache Berührungen der reduplizierenden Verba mit den ablautenden Verben. Zusammentreffen der reduplizierenden a-Reihe und der ablautenden a-Reihe erzeugt im Mnd. neben der Bildung *schapen-schôp* auch ein *schapen-schêp*, im Mhd. zu *blanden* neben *bliended* das vereinzelte *bluonden;* im Nd. tritt zu

vangen seit dem 15. Jahrh. das Præt. *vunk* auf, das dann zugleich mit *gung* zu *gân* und *hung* zu *hangen* im heutigen Niederdeutschen ziemlich allgemein geworden; vereinzelt begegnet *gung* auch im älteren Neuhochdeutschen. Durch Berührung von ei-Klasse und î-Klasse entsteht im Mitteldeutschen schon in der mittleren Periode zu *heizen* ein Partizip *gehîzen*, zu *scheiden* das Partizip *geschieden* (vgl. Bech, Germ. XXX, 262). Zu *houwen* begegnet im Mhd. das Præteritum *hou*, weil der Plur. *hiuwen* mit *bliuwen*, Plur. Præt. zu *bliuwen* - *blou* zusammenfiel; die Annäherung von *laufen* und *saufen* erzeugt im 15. Jahrh. ein Præteritum *luf*; das seit der mhd. Zeit begegnende Part. *geloffen* könnte möglicherweise alt sein, oder aber Bildung nach *gesoffen*. Neben *stôzen* hat sich ein seltenes *stiezen* gestellt (ZsfdPh. XXI, 255).

§ 144. 1) Die Verschiedenheiten im stammschliessenden Konsonanten haben ihren Grund einmal in dem Verner'schen Gesetze (s. S. 369). Im allgemeinen kommt der tonlose Spirant ursprünglich dem Præsens zu und der 1. und 3. Person Sg. Præt. Ind. des starken Verbs, der tönende Spirant der 2. Ps. Sgl. Prät. Ind., dem Pl. Ind. und dem ganzen Konj. Præt. sowie dem Part. Præt.

2) Im And. lässt sich bei den Labialen nicht erkennen, ob der grammatische Wechsel vorhanden, da altes *f* und altes *b* inlautend — auch nach Konsonanten — zusammengefallen. Wechsel zwischen *th* und *d* ist sicher nicht vorhanden, sondern ausgeglichen teils zu Gunsten von *th*: *quedan* - *quâdun*, *lîdan* - *lidun*, *werdan* - *wurdun*, teils zu Gunsten von *d*: urdeutsch *hlaþan* = and. *hladan*. Neben einander stehen *skêđan* und *skêdan* = urd. **skêthan*; in den praeteritalen Formen gilt *th*. Neben *fithan* steht *findan* = urd. *finthan*; in den praeteritalen Formen gilt *d*.

Der Wechsel von *s* und *r* ist as. bewahrt in *kiosan*, *farliosan*, *wesan* (Partizip fehlt), verloren bei *lesan*, *ginesan*, *rîsan*. Wechsel zwischen *g* und *h* kam dem And. zu bei *fâhan*, *hâhan*, *hlehhian*, *lahan*, *slahan*, *thwahan*, *sehan* (vgl. mnd. *sâgen*), *lîhan* (vgl. mnd. *gelegen*), **giskehan* (vgl. mnd. *schâgen*), *thîhan*, *tiohan*. Aber von *tiohan* findet sich auch die Form *tuhin*; von *sehan* sind *g*-Formen im Heliand nicht belegt; dagegen die anfr. Psalmen weisen *sâgen* auf.

Wenn von *lahan* und *thwahan* die Singulare Præt. *log* und *thwog* erscheinen und neben *sloh* ein *slog* besteht, so ist hier eine Analogiebildung in der Orthographie vollzogen; gesprochen wurde wohl trotzdem tonlose Spirans, die sowohl einem *h* als einem *g* des Inlauts entspricht. In urd. *swelhan*-*swulgum* hat das And. das *g* verallgemeinert. Wechsel zwischen *h* und *w* findet sich bei *lîhan* und *sehan*, doch ist auch hier *h* schon bedeutend über sein ursprüngliches Gebiet hinausgegangen.

3) Im Mnd. ist der Wechsel von *h* und *w* zu Ungunsten von *w* gänzlich aufgegeben. Neben *fân* (= *fâhan*) tritt die Neubildung *vangen*; neben *hân* bestand schon von alter Zeit her *hangen* (= as. *hangon*); Præsensformen mit *g* haben sich neben die Vertreter der *h*-Formen gestellt bei *dwân*, *slân*, *lien*; bei *vlên* (= and. *fliohan*) ist neben *flogen* des Præt. und Part. ein *vloen* getreten.

4) Im Althochdeutschen ist der grammatische Wechsel noch in grösserem Umfang erhalten. Wechsel zwischen *f* und *b* liegt noch vor bei *heffen* - *huobum* - *gihaban*, aber schon ist der Sgl. Præs. dem Plur. gleich gemacht: *huob*. Weiterer Ausgleich ist im Althochdeutschen noch in den Anfängen, im Mittelhochdeutschen ist er durchgeführt und zwar zu Gunsten von *b*: *heben*. Bei urdeutsch *hwerfen* - *hwurbum* findet sich ahd. in allen Formen sowohl *f* als *b*; mhd. ist *f* verschwunden. Der Wechsel der Dentalen ist althochdeutsch bis auf wenige Reste beseitigt bei den reduplizierenden

Verben *faldan* und *skeidan*, ferner bei *hladan* und *rîdan*; lebendig dagegen ist er bei *findan, werdan, quedan; lîdan, mîdan, snîdan; siodan.* Soweit diese Verba der *e*-Reihe angehören, erleidet dieser Wechsel schon im Althochdeutschen Störungen und ist im Mittelhochdeutschen ziemlich allgemein, im Neuhochdeutschen durchaus — zu Gunsten der Præsenskonsonanten — beseitigt. Im Neuhochdeutschen gibt auch noch *meiden* seinen Wechsel auf.

5) Wechsel zwischen *s* und *r* ist ahd. nicht vorhanden bei *blâsan*; völlig lebendig im Ahd. ist er bei *rîsan, friosan, kiosan, fraliosan.* Im Mhd. ist das Praet. *riren* bereits in der Minderzahl gegenüber *risen*; umgekehrt hat im Nhd. bei *friesen* und *verliesen* das *r* sich in allen Formen fortgesetzt, bei *kiesen* wenigstens im Præt. Sgl. Schon althochdeutsch in Zerrüttung begriffen ist der Wechsel bei den Verben der *e*-Reihe: *lesan, ginesan* zeigen neben *lâren - genâren, gileran - gineran* früh Formen mit *s*, das im Mittelhochdeutschen im Partizip ausschliesslich gilt. Auch *lâren, genâren* treten mittelhochdeutsch bedeutend zurück, um im Neuhochdeutschen ganz zu verschwinden. Bei *wesan* geht *wârun* durch das ganze Hochdeutsche hindurch und erzeugt nhd. *war; gewesen* ist mhd. Neubildung; bei *jesan, kresan* sind alte *r*-Formen nicht vorhanden, es hat aber *jesen* im Neuhochdeutschen zuerst im Præt. nach dem Muster von *was - wâren* ein *r* angenommen und dann dieses verallgemeinert.

6) Der Wechsel von *g* und *h* ist althochdeutsch und mittelhochdeutsch vorhanden bei den Verben *fâhan* und *hâhan*; auf mitteldeutschem Gebiet beginnt schon in der mittleren Periode *ng* in das Præsens von *vâhen* einzudringen, das dann im Neuhochdeutschen den Sieg erlangt hat. In der gleichen Weise ging *hâhen* verloren zu Gunsten des bereits vorhandenen *hangen* (= ahd. *hangên*). Bairisch gilt noch *(ich) fâ-(wir) fangen, hâ-hangen*; alem. findet sich *fô - gfange.* Bei den ablautenden Verben der a-Reihe ist das *h* des Sgl. Præt. schon im Althochdeutschen bis auf vereinzelte Spuren durch das *g* des Plurals verdrängt worden. Im Neuhochdeutschen dringt das *g* auch in das Præsens ein, so dass *zwagen* neben *zwahen* tritt und *schlagen* über *schlahn* den Sieg davon trägt; alem. gilt noch *schloh - gschlage*, indem wie bei *fô* die stärkere Vokaldifferenz vor Ausgleichung geschützt hat. Kein Wechsel zwischen *h* und *g* ist ahd. bei *gischehan, sehan* belegt. In *swelhan* ist der Wechsel im Althochdeutschen noch ziemlich im ursprünglichen Zustande; im Mittelhochdeutschen werden daraus zwei Verba: *swelhen* und *swelgen.* Von *jehan* lautet ahd. das Præteritum *jach - jâhun*; im Partizip findet sich *gejegen.* Dieses verschwindet mittelhochdeutsch; aber auf mitteldeutschem Gebiete begegnet in dieser Zeit *jâgen, sâgen, geschâgen*, die wenigstens teilweise alt sein müssen. In der ganzen altdeutschen Zeit lebendig ist der Wechsel bei den Verben der *î*- und *iu*-Reihe, mit Ausnahme von *lîhan* (s. u.) und *fliohan*, das seine *g*-Formen früh aufgegeben, weil sie mit den entsprechenden von *fliogan* zusammenfielen. Neben *wîhan* findet sich schon ahd. *wîgan*; später ist das Wort verloren. Auf mitteldeutschem Gebiet findet sich in der mittleren Periode *g* auch bei *lîhen* und *fliehen.* Im Nhd. haben *gedeihen* und *zeihen* das *g* beseitigt; bei *ziehen* ist *g* auch in den Sgl. Præt. gedrungen, in heutigen Mundarten auch in das Præsens: z. B. südrhfr. *ziege.*

7) Wechsel zwischen *h* und *w* ist im Althochdeutschen noch die Regel bei *lîhan*, obgleich bereits das Partizip *farlihan* begegnet. Vereinzelt findet sich *w* noch bei *sîgan* und *sehan.* Mittelhochdeutsch findet sich *w* noch vereinzelt bei *lîhen*, nhd. ist es verschwunden.

§ 145. Ebenfalls noch in gemeingermanische Zeit reichen die konsonantischen Verschiedenheiten zurück, welche auf dem Umstande beruhen,

dass vor *t* von Geräuchlauten ursprünglich nur Spirans stehen kann. Daher ahd. as. *bringan (brengian) -brâhta, thenkian -thâhta, thunkian - thûhta; rôkian- *rôhta, sôkian - sôhta, wirkian - worhta, mugan - mohta, tugan - tohta.* Im Mittelniederdeutschen findet sich *rokede* neben *rochte*, ferner das Präsens *wrecht, wracht* neben *werket.* Im Mittelhochdeutschen tritt neben *dûhte* ein *dunkte* auf, das neuhochdeutsch ziemlich allgemein wird; umgekehrt begegnet im Präsens auch die Form *dûht*, wie nhd. *mich dünkt* und *mich daucht* neben einander stehen. Im Mittelhochdeutschen steht neben *worhte* schon *würkte*; im Neuhochdeutschen verschwindet *worhte* vollständig. An Stelle von mhd. *touc - tohte* tritt nhd. *tauge - taugte.* Zu *denken* bilden heutige Dialekte das Partizip *gedenkt.*

§ 146. Aus westgermanischer Zeit stammt der Wechsel zwischen einfacher Konsonanz und Doppelkonsonanz im Stammausgang, hervorgerufen durch die Verdoppelung der Konsonanten vor *j.* Im Præteritum besteht lautgesetzlich nur einfache Konsonanz, ebenso vor den Präsensendungen *-is, -it, -i,* Doppelkonsonanz vor den übrigen Präsensendungen. Der lautgesetzliche Wechsel des Präsens ist im Altniederdeutschen noch rein bewahrt; im Mittelniederdeutschen hat überwiegend die Doppelkonsonanz, seltener die einfache Konsonanz den Sieg davon getragen. Im Althochdeutschen ist der aus dem Wechsel von alter Doppelkonsonanz und alter einfacher Konsonanz hervorgegangene Wechsel von Affrikata und Spirans beseitigt; meist zu Gunsten der ersteren: *skepfu-skepfit, setzu-setzit*; doch trat auch das Umgekehrte ein: daher die mittelhochdeutschen Doppelformen, wie *streipfen-streifen, büe(t)zen-büezen, rei(t)zen-reizen.* Dagegen der Wechsel, der bloss auf der Verschiedenheit von einfacher und Doppelkonsonanz beruht, ist im 8. und 9. Jahrh. im Ganzen noch bewahrt. Die Ausgleichung vollzieht sich hier im Wesentlichen zu Gunsten der einfachen Konsonanz. Schon vollkommen durchgeführt ist sie bei Tatian, weit fortgeschritten bei Notker; doch begegnen noch mittelhochdeutsche Doppelformen, wie *bitten - biten, zellen - zeln.*

Im Präteritum bleibt beim starken Verbum die einfache Konsonanz unangetastet; as. mnd. *biddian, bidden, bâdun, bâden,* ad. *sitzen - sâzen.* Dagegen dringt beim schwachen Verb die Doppelkonsonanz auch in das Prät. ein: z. B. *setzt - satzte.*

§ 147. 1) Der Einfluss der Endsilben auf die Stammsilben reicht teilweise in das Germanische, bezw. Urdeutsche hinauf, in den Erscheinungen der sog. Brechung. Beim Verbum hatte sich dadurch ein Wechsel ergeben a) zwischen *e* und *i* bei der *e*-Reihe, soweit der Stammschluss nicht durch Nasal-Konsonant gebildet wurde: *i* ist der Vokal des Präs. Sgl., *e* der übrigen Präsensformen; ferner bei *wili,* zu dem das Präteritum *welda* sich findet, und *witan,* dessen Prät. Sgl. Ind. urspr. *wessa* lautet; b) zwischen *u* und *o* zwischen dem Plural Präteriti und dem Partizipium Präteriti bei einer Unterabteilung der *e*-Reihe und bei der *iu*-Reihe: *wurfum - gaworfan, lugum - galogan,* ferner bei den Präteritopräsentia, z. B. *durfum - dorfta*; c) zwischen *iu* und *io,* bezw. deren Umformungen, die im Präsens der *iu*-Reihe in gleicher Weise verteilt sind, wie *i* und *e* in der *e*-Reihe.

2) Am frühesten ist der Wechsel zwischen *i* und *e* bei *witan* gestört worden; schon as. heisst es nur *wissa,* bezw. *wista*; im Ahd. ist *wissa* die allgemeine oberdeutsche Form; die *e*-Formen sind fränkisch; in mittelhochdeutscher Zeit sind allerdings die letzteren auf dem ganzen Gebiete in Geltung. Zwischen *willian* und *welda* kommt es im Nfr. zu einem Ausgleich in der Form *wilde.*

3) Der Wechsel im Präsens der *e*- und der *iu*-Reihe ist zuerst wieder auf niederdeutschem Gebiet ins Schwanken geraten. Altsächsisch heisst es meist *niman* statt *neman*, öfters *giban* statt *geban*; umgekehrt finden sich die Imperative *gef*, *help*, *teoh* etc. Im Anfr. ist bei *gian*, *sian* (= *jehan sehan*) das *i* durchweg an Stelle des *e* getreten. Im Neund. hat die 1. Pers. Sgl. Präs. den Vokal des Plurals angenommen; wahrscheinlich geht diese Ausgleichung in das Mittelniederdeutsche zurück; der dadurch sich ergebende Wechsel zwischen 1. Pers. einerseits, 2. und 3. Pers. anderseits ist demjenigen nachgebildet, der sich in Folge des Umlauts bei den *a*-Verben findet. Bei der *iu*-Reihe ist das Eindringen des Pluralvokals in die 1. Pers. Sgl. im Mittelniederdeutschen schon allgemein. Auch auf mitteldeutschem Gebiete dringt in der mittleren Periode der gebrochene Vokal in die 1. Pers. Sgl. ein. Teilweise aber wird heute in diesen Gebieten, ebenso auch Südfränkisch, der gebrochene Vokal auch in die 2. und 3. Pers. Sgl. und den Imperativ eingeführt, besonders bei der *iu*-Reihe, aber auch bei der *e*-Reihe (südrheinfränkisch ich *geb*, du *gebsch*, er *gebt*). Im Oberdeutschen, abgesehen vom Südfränkischen, ist bei der *e*-Reihe in der 1. Pers. Sgl. der ungebrochene Vokal und somit der alte Wechsel zwischen Sgl. und Plur. bewahrt. In der *iu*-Reihe ist meist ausgeglichen durch alle Formen des Präsens hindurch, und zwar ist bald der Vokal des Plurals, bald auch der des Sgl. verallgemeinert (z. B. basl. schaffh. *verliere*, kerenz. *verlüre*). In der Schriftsprache ist bei der *e*-Reihe der Wechsel die Regel; bei einer Anzahl von *e*-Verben ist der Wechsel aufgehoben, fast immer zu Gunsten von *e*: bei allen denen, die zugleich ganz oder teilweise in die Klasse der schwachen Verben übergetreten: *bellen*, *gellen*, *melken*, *jäten*, *kneten*, *pflegen*, *weben*, *bewegen*; ferner bei *gähren* und *genesen*. Das *i* hat gesiegt bei *wiegen* und *ziemen*, weil hier die 3. Pers. Sgl. Ind. die weitaus häufigste war.

4) Der Wechsel zwischen *u* und *o* ist in der neuhochdeutschen Schriftsprache teilweise durch lautliche Entwicklung beseitigt, indem auf mitteldeutschem Boden sich ein Wandel von *u* zu *o* vollzogen hat: mhd. *flugen-geflogen* = nhd. *flogen-geflogen*. Durch Ausgleichung ist mhd. *durfen* (*dürfen*)-*dorfte* zu nhd. *dürfen-durfte* geworden, aus mhd. *vürchten-vorchte* nhd. *fürchten-fürchtete*.

§ 148. 1) In geschichtlicher Zeit sind Veränderungen des Stammvokals durch den Umlaut bewirkt worden. So sind erstens Verschiedenheiten zwischen den Präsentia der zur selben Reihe gehörigen starken Verba entstanden: das *j*-Suffix zeigen im Urdeutschen die Verba **arjan*, **haffjan*, **hlahhjan*, **saffjan*, **skappian*, **swarjan*; **hwôppian*, **hrôppian*, wo also später, soweit es lautgesetzlich möglich ist, der Umlaut eintreten muss. Dieser Umlaut ist bei den Verben der *a*-Reihe in geschichtlicher Zeit im allgemeinen geblieben. Für **hlahhian* findet sich nirgends *lechen*, sondern nur *lachen*. Neben *skepfen* ist im Ahd. *skaffan* gebildet worden nach dem Muster der übrigen *a*-Verben; ebenso tritt im Mnd. neben *scheppen* ein *schapen* (im And. ist das Präsens nicht belegt). Urdeutsch *hrôppian* ist as. *hrôpan*, späteres nd. *ropen*; auch auf hochdeutsche Gebiet gewinnt die Form ohne Umlaut den Sieg, wenn gleich noch in heutigen Dialekten *rüefen* besteht; *wôppian* ist mhd. *wuofen* und *wüefen*.

2) Zweitens haben sich durch den Umlaut Unterschiede entwickelt beim schwachen Verbum der *j*-Klasse mit langer Stammsilbe, indem das Präsens umlautet, das Präteritum nicht, während im Participium umgelautete Formen (bei erhaltenem Suffixvokal) und unumgelautete (bei fehlendem Suffixvokal) nebeneinander stehen (diese Erscheinung hatte Grimm bei anderer Auf-

fassung des Vorgangs als Rückumlaut bezeichnet). Dieser Unterschied hat sogar über seinen ursprünglichen lautgesetzlichen Umfang hinausgegriffen: von *kêren* und *lêren* wurden auf mittelbinnendeutschem und mittelniederdeutschem, (vereinzelt auch auf alemannischem?[1]) Gebiet die Präterita *kârte-lârte* gebildet nach dem Muster von *maeren (mêren)-mârte* etc.; ebenso von *leuchten*, wo altes *iu* zu Grunde liegt, die Formen *erlaucht-durchlaucht*. Umgekehrt beginnt schon im Altsächsischen die Ausgleichung zwischen Präsens und Präteritum und zwar zu Gunsten des Präsensvokals: es heisst zwar *habda, sagda, salda, talda, wahta*, aber neben *lagda — latta — quadda — sanda — salta* besteht *legda — letta — quedda — senda — setta*; von *heftian — wendian* gelten die Präterita *hefta-wenda*.

Ungefähr in gleichem Umfang besteht der Wechsel noch im Mittelniederdeutschen, doch ist er bei allen Verben, bei denen er hier erscheint, nur fakultativ: neben dem *a* des Präteritums findet sich überall auch *e* (abgesehen von *dâhte*). Im Mittelhochdeutschen ist der Wechsel mit ganz vereinzelten Ausnahmen lebendig. Von den heutigen Mundarten hat das Westfälische den Rückumlaut in weitem Umfange bewahrt; auch mitteldeutsche Mundarten, wie das Hennebergische, Sächsische, Schlesische, das Siebenbürgische gewähren noch zahlreiche Belege für den alten Wechsel, in grossen Gebieten aber, im Oberdeutschen, auch im Mecklenburgischen etc. ist der umgelautete Vokal verallgemeinert; doch hat die Walliser Mundart von Alagna beim Partizipium noch den alten Wechsel festgehalten.

Die Schriftsprache hat sich den ausgleichenden Mundarten angeschlossen; sie bewahrt nur einige lebendige Beispiele des alten Wechsels: bei *brennen, nennen, rennen, senden, wenden, denken*, und einzelne erstarrte Reste wie *abgeschmackt, gedackt, getrost, vertrackt* (zu nd. *trecken* ziehen). Die Mundarten, die den Wechsel nicht in weiterem Umfange gewahrt haben, lassen ihn wohl auch bei *brennen* etc. fallen: *gebrennt, gedenkt* etc.

Ganz vereinzelt ist der Vokal des Präteritums in das Präsens eingedrungen: mhd. erscheinen die Präsentia *kâren, lâren*, neben *kêren, lêren*; im Nhd. stehen *atzen, bestallen, schatzen* neben *ätzen, bestellen, schätzen*.

3) Drittens hat der Umlaut einen Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv erzeugt. Nur vereinzelt im Präsens: im Alemannischen ist schon in althochdeutscher Zeit das *j*-Suffix im Konjunktiv der schwachen Verben (s. § 127) auch auf den Konjunktiv des Verbums *thun* übertragen worden, so dass hier ein Umlautswechsel stattfinden musste. Schon bei Notker aber wurde das *j*-Suffix weiterhin in den Plural des Indikativs übertragen, so dass der Sgl. des Indikativs ohne Umlaut den übrigen Präsensformen mit Umlaut gegenübertrat. Vielleicht ist nach diesem Vorbild und nach dem der Präteritopräsentia ist dann auch noch bei anderen Verben im heutigen Alemannischen ein Umlautswechsel zwischen Singular und Plural eingeführt worden, z. B. ich *lô — mer lön, schlô — schlön; gang — gönge*; vgl. aber auch S. 696, 2. Auch das heutige Bairische zeigt diesen Umlautswechsel, ohne dass, wie es scheint, *tuon* schon im Althochdeutschen im Konjunktiv das *j*-Suffix angenommen hätte.

Auch im Präteritum musste der Umlaut einen Unterschied im Indikativ und Konjunktiv erzeugen. Aber schon im Althochdeutschen ist beim Präteritum der schwachen Verba Ausgleichung eingetreten, indem der Indikativvokal sich den Konjunktivvokal angleicht: *zalta — zalti*. Möglicherweise sind umgekehrt die vorhin erwähnten as. *legda — telda* etc. auf

[1] Vgl. AzfdA. II, 254; wahrscheinlich sind aber diese Formen anderswoher bezogen, denn das Alem. hat im 15. Jh. wohl keinen Indikativ Praeteriti mehr besessen.

Rechnung einer Einwirkung des Konjunktivvokals zu setzen. Das Mittelhochdeutsche steht oberdeutsch auf der Stufe des Althochdeutschen (jedoch *brâhte* — *bræhte*, *dâhte* — *dæhte*), aber im Mitteldeutschen zeigt der Konjunktiv den Umlaut: *brande* — *brende* und schafft sogar Neubildungen wie *mechte* zu *machte* (Bech, German. XXIV, 140); im Neuhochdeutschen werden von den wenigen Verben, welche sich den Wechsel zwischen Präsens und Präteritum bewahrt haben, bei denen allein also der Konj. Prät. sich durch den Umlaut vom Indikativ unterscheiden konnte, keine Konjunktive des Präteritums zur Anwendung gebracht, abgesehen von *brachte* — *brächte*, *dachte* — *dächte*.

Beim Praet. des starken Verbums ist im Mittelhochdeutschen die 2. Pers. Sgl. Indik. und der Konjunktiv regelmässig durch den Umlaut vom Indikativ verschieden, soweit die Unvollkommenheiten der mittelhochdeutschen Orthographie dies zu erkennen gestatten. Im Niederdeutschen ist — ausser in westlichen und südlichen Grenzgebieten — fast seit Beginn der mittleren Periode der Umlaut des Konj. Präteriti auch in den Plural des Indikativs Präteriti eingedrungen und von hier aus in heutigen Mundarten teilweise auch in den Singular Präteriti übertragen worden. Ganz vereinzelt finden sich solche Indikative mit dem Konjunktivumlaut auch auf mittelhochdeutschem Gebiet, so bei Wolfram z. B. *sie taeten* P. 16, 30, *sie naemen* 18, 4 (vgl. Behaghel, Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen S. 27); auch Biter. 2445, Klage 221.

Auch die Präsensformen der Präteritopräsentia mussten als alte Präterita ursprünglich diesen Wechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv aufweisen. Da jedoch in der Regel im Präsens kein Umlautswechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv stattfindet, erscheint hier schon im frühesten Mittelhochdeutschen der Umlaut auch in dem Plural des Indikativs, (wahrscheinlich begünstigt durch die Verwendung mit nachfolgendem Pron. *wir-ir*; vgl. S. 696), so dass Doppelformen entstehen: *muozen* — *müezen*, *kunnen* — *künnen* etc. (bei den *u*-Formen ist das Vorhandensein des Umlautes nicht mit Sicherheit zu entscheiden): daher dann nhd. wir *dürfen*, *können*, *müssen*, *mögen*.

4) Endlich ist im starken Verbum durch den Umlaut ein Unterschied zwischen der 2. und 3. Pers. Präs. Sg. einerseits und den übrigen Präsensformen anderseits entstanden: as. ahd. *faru* — *feris* — *ferit*. Aber schon im Altsächsischen findet sich eine ziemliche Anzahl von Formen, in welchen *a* das *e* verdrängt hat, mehr vereinzelt auch im Althochdeutschen. Im Mittelniederdeutschen sind Formen ohne Umlaut stark vertreten; im Mittelhochdeutschen sind im Oberdeutschen die Ausnahmen von der alten Regel wieder vereinzelt, häufiger auf mitteldeutschem Gebiet. In den heutigen Mundarten ist der Wechsel zu einem grossen Teile ausgeglichen zu Gunsten des *a*, so im Alemannischen, in grossen Teilen des Bairischen, im Südfränkischen. Vereinzelt aber hat er auch über seinen ursprünglichen Umfang hinausgegriffen, so im Pfälzischen, im Westfälischen: ich *mach* — du *mächst* — er *mächt*, *sag* — *sägst* — *sägt*; *ik make*, *mekest*, *mekel*, *hale* (*hole*) — *helst* — *helt*. Eine einzelne derartige Neubildung liegt auch im Nhd. vor: *frage* — *frägst*, nach *schlagen*, *tragen* gebildet.

§ 149. Stammbildende Suffixe kommen zur Anwendung im Präsens wie im Präteritum und Partiz. Präteriti. Im Präsens des starken Verbs liegen im Urdeutschen *j*-Suffixe und *n*-Suffixe vor; die in Betracht kommenden Verben sind oben S. 431 aufgezählt. Die *j*-Suffixe blieben immer auf das Präsens beschränkt; hier aber behalten sie bezw. ihre jüngeren

Entwickelungsstufen ihren festen Sitz mit Ausnahme der vorhin erwähnten Formen: *lachen, schaffen, ruofen, wuofen.* Von den Verben mit *n*-Suffix im Präsens hat *standen* im Altsächsischen das ursprüngliche Verhältnis noch rein bewahrt: *standan — stôd*; im Mittelniederdeutschen bestehen *stund* und *stôt* neben einander; im Neuniederdeutschen ist die nasalierte Form wohl allgemein. Im Ahd. kennt nur das Fränkische noch einige Formen ohne *n*; ebenso vereinzelt sind diese Formen im Mittelhochdeutschen. Bei **giwahnan — *giwôg*, wo zu der durch das Suffix bewirkten Verschiedenheit noch die des grammatischen Wechsels kommt, besteht noch im Mittelhochdeutschen der ursprüngliche Unterschied zwischen Präsens und Präteritum. Ganz vereinzelt steht im Rolandslied der neue Imperativ *gewah*; mitteldeutsch ist ein neues Präsens *gewagen* gebildet worden. Die altsächsische Form des Wortes ist nicht bekannt; im Mittelniederdeutschen ist die Form mit dem *n*-Suffix durch die Neubildung *gewagen* völlig verdrängt. Germanisch **fraihnan — *frah* ist vielleicht schon urdeutsch, dann altsächsisch umgebildet zu *(gi)fregnan — fragn*; sonst fehlt das Wort. Bei **backen* (aus **baknan*, oder aus *bakwan*?) — *bôk* ist der Wechsel zwischen Präs. und Prät. im Mittelniederdeutschen gewahrt, aber in das Partiz. Prät. ist das *ck* eingedrungen; im Hochdeutschen ist schon in der frühesten Zeit ein Präsens *bachen* neben *backen* getreten; im ältern Neuhochdeutschen wird noch *backe — buch* als Regel angegeben.

§ 150. Ein *j*-Suffix tritt ferner beim schwachen Verbum präsensbildend auf. Und zwar von Hause aus in allen Klassen desselben; unter der Wirkung bestimmter Lautgesetze aber ist es schon vorhistorisch in einzelnen Formen der Ableitungen von *-ê-* und *-ô*-Stämmen geschwunden, so dass Verschmelzung zwischen dem Stammausgang und der Endung entstand; in andern blieb es vorhistorisch und ging erst später teilweise verloren, so dass dort Endung und Stammausgang getrennt blieben und sich längere Formen darbieten. Der lautgesetzliche Stand wäre Erhaltung des *j* in der 1. Pers. Sgl., 1. (2.)und 3. Pers. Plur. des Indik. und im ganzen Konjunktiv des Präsens, sowie im Infinitiv und Partizip. Die Formen ohne *j* haben jedoch schon in den frühesten Quellen über ihr ursprüngliches Gebiet hinausgegriffen. Im Altsächsischen sind in der *ô*-Klasse Belege für die 1. Pers. Sgl. Ind. mit *j* nicht mehr vorhanden, dagegen eine Form des Plurals Ind. mit *j*, wenige des Konjunktivs und Partizips, ziemlich zahlreiche des Infinitivs. Im Mittelniederdeutschen sind diese Reste der verlängerten Formen verschwunden. Im Althochdeutschen weist nur noch der Konjunktiv die längeren Formen auf, und zwar sind sie im Alemannischen die fast allein herrschenden; im Bairischen finden sich daneben die kürzeren Neubildungen, im Fränkischen sind diese die allein üblichen. Vereinzelt haben umgekehrt die längern Formen über ihr ursprüngliches Gebiet hinausgegriffen, indem *thun* in die Analogie derselben hereingezogen wurde: as. ist *duoian* als Adhortativ einmal belegt; bei Notker lauten die Konjunktivformen *tuoie, tuoiest* etc. Diese Formen auf *-je* begegnen noch im Mittelalemannischen, und sie leben fort, wie es scheint, in der im heutigen Schweizerischen weit verbreiteten Endung *-i* des Konj. Präs.

Von den Verben der alten *ai*-Klasse haben im Alts. *hebbian* und *seggian* den lautgesetzlichen Stand bewahrt. *M* weist folgende 2. und 3. Personen des Präs. Ind., bezw. des Imper. auf: *habes (habas), habed (habad), sagad, habe, (haba), saga* (aus **habais, *habaid* etc.). Im Cott. sind — ausgenommen *habes* 118 — hier die Ausgänge der gewöhnlichen Verba eingetreten: *habis, habit*; aber der Ursprung der Formen verrj- sich noch durch den durchgehenden Mangel des Umlauts. Bei *libbian*ätist für die

Formen, denen das *j* lautgesetzlich fehlt, nur ein Beleg vorhanden[1]; *libod* (*lebod*), also mit der zu erwartenden einfachen Konsonanz, aber mit Übertritt zur *ô*-Klasse. Dieser Übertritt hat weiter stattgefunden bei *thagon, tholon, wonon,* die urd. der *ai*-Klasse angehören; Reste der *j*-Formen liegen hier noch in Belegen der Infinitive *tholian, wonian,* des Partizips *thagiandi* vor (wo aber der einfache Konsonant bereits Ausgleichung verrät). Ferner wohl bei *bibôn, frâgôn, folgôn* u. a. m. Übergang in die *j*-Klasse hat stattgefunden bei *huggien.*

Im Hochdeutschen liegen die Dinge ziemlich wie bei den ô-Verben. Die verlängerten Formen erscheinen nur im Konjunktiv, sind aber seltener als bei den ô-Verben: sie sind wesentlich auf das Alemannische beschränkt, wo sie bis heute weiter leben.

Insbesondere ist vielleicht *heige* (habeam) = ahd. *habêje*; wahrscheinlicher freilich ist es mir, dass hier eine Kontamination von *habên* und *eigan* vorliegt.

§ 151. 1) Die stammbildenden Suffixe des Präsens finden sich bei den schwachen Verben urdeutsch auch im Präteritum und Partizipium Präteriti: urdeutsch *nasis - nasida - nasid, thagais - thagaida - thagaid* = *minnôs - minnôda - minnôd,* und zwar steht in der *ô*-Klasse in den Formen der Vergangenheit das Suffix ausnahmslos. Bei den beiden anderen Klassen finden sich Verba, bei denen das Präteritalsuffix direkt an die Wurzel antrat (s. oben S. 376): im Altsächsichen etwa folgende: *brâhta, buggian - giboht, hogda - gihugd, sohta, wahta, warhta; lagda* (?), *sagda - gisagd, salda - gisald, talda - gitald, quadda, latta, satta, habda - (be-)habd, libda - gilibd.* Die meisten davon sind auch althochdeutsch; dazu kommen hier noch *dahta* (zu *decken*), *forahta, gistraht, dwalta, ratta, trahta.* Bei manchen Verben kann man zweifeln, ob das Fehlen des Vokals ursprünglich ist oder ob derselbe erst später ausgefallen. Denn bei den Verben der *j*-Klasse musste unter dem Einfluss der oben S. 425 erwähnten Lautgesetze bei langsilbigen Stämmen das suffixale *i* synkopiert werden, während es nach kurzen Stammsilben blieb: **hôrien - hôrta, *nerien - nerita.* Im Partizipum Präteriti der langsilbigen Verba blieb das *i* lautgesetzlich in den unflektierten Formen: es wurde unterdrückt in den flektierten: *gibrennit - gibranter.*

2) Zwischen den Formen ohne suffixalen Vokal — ihr Ursprung sei, welcher er wolle, — und denen mit Vokal *i* sind nun aber sehr vielfache Ausgleichungen eingetreten. In der älteren Zeit geschah beim Präteritum dieser Ausgleich in weit überwiegender Weise zu Gunsten der Formen mit Vokal. So haben vielfach die kurzsilbigen Verba mit bindevokallosem Präteritum früh den Vokal angenommen: as. *wekida* neben *wahta*; ahd. *hebita, hugita* neben *hogta; libita; retita, segita, selita, zelita;* mnd. *hugete;* mhd. *hugete* ohne daneben existierendes *hogte.* Neben diesen Bildungen auf *-ita* stehen althochdeutsch auch solche auf *-êta: hogêta, sagêta, habêta, lebêta,* und zwar sind dies die regelmässigen Formen. Auch bei den langsilbigen Verben findet sich Annahme des Suffixvokals. Im Altsächsischen sind es besonders solche Verba, deren Stamm mit Doppelkonsonanz schliesst, die *-ida* aufweisen: z. B. *andwordida, boknida, leskida, lestida* (neben *lesta*), *mahlida* (neben *malda*), *wernida* etc.; dann die, deren Stamm vokalisch oder auf *h* ausgeht: *saida, streida, nahida, wihida.* Aber auch andere: *diurida* neben *diurda, dopida* neben *dopta, wrêdida.* Im Oberdeutschen sind althochdeutsche Formen auf *-ita* fast gar nicht belegt, dagegen zahlreich im Fränkischen, wo sie bei Isidor Regel sind (mit ganz

[1] Diese Formen müssen aber, nach Ausweis des mnd. *leven* die Regel gebildet haben.

vereinzelten Ausnahmen); der Tatian stellt sich dem Niederdeutschen zur Seite: die *i*-Formen sind besonders häufig bei mehrsilbigen und auf mehrfache Konsonanz ausgehenden Stämmen, ferner bei den auf *h* ausgehenden: *nâhita, wîhita*. Bei Otfrid herrschen die vokallosen Formen, ausgenommen *antwurtita* und einige andere mehrsilbige Stämme. Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen haben sich unter der Wirkung der Lautgesetze eine Menge von Formen ohne Suffixvokal ergeben: derselbe ist bei den mehrsilbigen Verben vielfach verloren gegangen (nach § 70, 2), gleichgültig, welcher Klasse der schwachen Verba sie ursprünglich angehörten. Ferner mussten im Mittelhochdeutschen kurzsilbige auf Liquida ausgehende Stämme den Suffixvokal verlieren (s. § 70, 1). Daher haben denn im Mittelhochdeutschen auch einsilbige Stämme der alten *ê*- und *ô*-Klasse, die lautgesetzlich die Form *-ete* haben, das suffixale *e* vielfach eingebüsst: *vrâgte, machte*. Umgekehrt kann so ziemlich von jedem Verbum, das ursprünglich *-te* hat, die Form auf *-ete* gebildet werden. Nur bei den auf Dental ausgehenden Stämmen hat das Mittelhochdeutsche bloss die kürzeren Formen, während das Mittelniederdeutsche auch hier die längeren gestattet, wie überhaupt im Mittelniederdeutschen die längeren Formen häufiger sind als im Mittelhochdeutschen.

3) Aus den altdeutschen Formen auf *-ete* entwickeln sich im Übergang zum Neuhochdeutschen lautgesetzmässig die Formen *-et* und *-te*; unter gewissen Umständen — in Pausa? — scheint *-ete* lautgesetzlich geblieben. Schliesslich hat in der Schriftsprache *-te* den Sieg davon getragen; nur die mit Dental schliessenden Stämme haben die volle Form *-ete* bewahrt, bezw. angenommen.

4) Im Partizipium Präteriti haben die ursprünglich ohne Suffixvokal gebildeten Formen den Vokal noch früher angenommen als im Präteritum: as. *gihugid* neben *gihugd*, aber *hogda*, *gilegit*, aber *lagda*; Tatian *giselit*, aber *salta*; ahd. *gisezzit*, aber *sazza*.

Der bei den langsilbigen i-Stämmen vorhandene Wechsel zwischen unflektierter und flektierter Form: *gihôrit - gihôrter*, ist im Althochdeutschen nur ganz vereinzelt zu Gunsten der synkopierten Form ausgeglichen worden; dagegen ist der Suffixvokal auch in die flektierten Formen eingedrungen, wo wie im Fränkischen die Formen auf *-ida* um sich gegriffen haben, und auch sonst vereinzelt.

Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen sind — wohl besonders unter dem Einfluss des Präteritums — die flexionslosen Formen ohne Suffixvokal weit häufiger geworden; sie sind die Regel bei den Dentalstämmen. Umgekehrt im Neuhochdeutschen: hier ist *-t* die Regel, *-et* nur bei den Dentalstämmen vorhanden. Flexivische Formen mit eingedrungenem Suffixvokal sind im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen ziemlich selten; im Neuhochdeutschen besteht überhaupt kein Wechsel mehr zwischen flektierten und unflektierten Formen.

§ 152. 1) Bei der Bildung von Präteritum und Partizipium Präteriti kommt nun aber noch ein weiteres Suffix hinzu, und darin liegt der Hauptunterschied zwischen den schwachen und starken Verben: im Präteritum der starken Verba wird gar kein stammbildendes Suffix verwendet und im Partizipium Präteriti ein *n*-Suffix, beim schwachen Verbum in beiden Fällen ein *t*-Suffix. Allerdings findet sich das t-Suffix in vorhistorischer Zeit auch bei Verben mit starker Präteritalbildung, aber in den uns vorliegenden Sprachquellen stehen derartige Partizipia nirgends mehr in lebendiger Beziehung zum Verbum, sondern sind Adjektiva geworden (z. B. *alt*, *gewiss*, s. o. S. 441, b). Vereinzelt fand sich vorhistorisch auch ein *t*-Präteritum bei

sonst starken Verben. Hiervon ist vielleicht im As. das neben *fand* einmal belegte *funda* ein Rest, möglicherweise auch ahd. bigunda (*bigonda, bigonsta*).

Wenn bei Otfrid von *missen* das Praet. *missa* erscheint, so ist *wizzen* - *wissa* vorbildlich gewesen.

Zu den as. Praeterita wie *wisda* vgl. v. Helten, *Zur westgerm. Erweichung der alten im Inlaut stehenden stimmlosen Spiranten* Beitr. XX, 511.

2) In historischer Zeit sind dann die Vermischungen zwischen beiden Klassen sehr zahlreich. Weitaus überwiegen die Fälle, wo schwache Bildungen an die Stelle von starken getreten; das Umgekehrte ist verhältnismässig selten. Die Neubildung betrifft häufiger die Formen des Praeteritums. Das Niederdeutsche gleicht, wie überhaupt, so auch hier im Ganzen früher und stärker aus, als das Hochdeutsche. Im Altsächsischen erscheint von *bûwan* das schwache Verb *bûwida*. Im Mittelniederdeutschen sind u. a. *bagen, halsen, kluven, salten, schalten, temen, vloken, walken, walden, wallen* zur schwachen Konjugation übergetreten; *heten, scheden* haben schwaches Präteritum; *heten* daneben starkes Partizip, *scheden* starkes und schwaches; starkes und schwaches Präteritum bei starkem Partizip bieten z. B. *backen, houwen, râden*, starkes Präteritum mit Belegen für schwaches Partizip *spannen, vangen, walden*. Doppelformen für Präteritum wie Partizip finden sich bei einer ziemlichen Anzahl von Verben.

Belege für den Ersatz schwacher Formen durch starke kommen im Mittelniederdeutschen nur ganz vereinzelt vor. Niederfränkisch sind besonders *iehen* und *geschehen* in die schwache Flexion übergetreten.

3) Im Althochdeutschen haben die alten starken *j*-Präsentia **rôppian, *wôppian* schwache Präteritalformen gebildet, so dass nun, da auch die Präsentia Umbildung erfahren haben (s. o. § 148), normales starkes und normales schwaches Paradigma nebeneinander stehen. Zu urd. *giwahnan* erscheint ein Part. Prät. *giwahinit; bûan* bildet sein Prät. im Althochdeutschen fast ausschliesslich schwach, im Mittelhochdeutschen tritt auch im Partizip eine schwache Form neben die ursprüngliche starke (althochdeutsch allerdings nicht belegte), die dann neuhochdeutsch ganz verloren geht. Ausserdem hat eine Reihe von starken Verben im Mittelhochdeutschen schwache Nebenformen; häufiger sind dieselben bei *besinnen, heben, schrîen, spîwen*. Mittelfränkisch und auch sonst mitteldeutsch sind bei *jehen* und *geschehen* die schwachen Formen zahlreich. Umgekehrt finden sich starke Nebenformen bei schwachen Verben, so bei *gelîchen, prîsen*, von *swîgen* ahd. *swîgên* finden sich schwache Formen nur noch vereinzelt. Sehr gewöhnlich ist gegenüber ahd. *eiscôn* - *eiscôta* das mittelhochdeutsche Prät. *iesch*, nicht selten die starken Partizipia *gedrân, gehân, erkunnen, gevorhten*.

4) Im Laufe des Neuhochdeutschen haben die starke Flexion völlig aufgegeben die starken Verba mhd. *walken, wallen, halsen, falten, schalten, walten, walzen, bannen, spannen, schweifen; schaben, nagen, waten; bellen, gellen, (er)grimmen, rimpfen, hinken, verwerren, smerzen; heln, zemen, entbern, jeten, kneten; nîden, rîhen, sîhen, versîhen, grînen; smiegen, bliuwen, briuwen, kiuwen, riuwen*. Von einzelnen dieser Verba finden sich die alten starken Pratizipia noch in adjektivischer Verwendung, so *gefalten, abgeschaben, verworren, verhohlen*. Bei *(h)eischen* und *rufen* sind die im Mittelhochdeutschen neben den schwachen geltenden starken Formen im Laufe des Neuhochdeutschen wieder verschwunden. Ältere starke Verba sind durch schwache, von Substantiven gebildete ersetzt worden: mhd. *hellen, knellen, dimpfen, schrimpfen*, = nhd. *hallen, knallen, dampfen, schrumpfen* (vgl. das mnd. *schrumpe* Falte). An die Stelle von *schellen* ist das denominative *schallen* getreten, aber neben

schallte-geschallt die alten Formen *scholl - erschollen* erhalten. Eine Anzahl von starken Verben des Mittelhochdeutschen hat im Neuhochdeutschen starke und schwache Bildungen der gleichen Formen neben einander aufzuweisen: *glimmen, klimmen, weben, pflegen, gähren, befleissen, erkiesen, niesen, spriessen, saugen.* Nur im Präteritum weisen schwache Bildung auf: *spalten, salzen, backen* (seltener *backte* als *buk*), *malen, melken, werden* (*wurde* neben *ward*). Das Präteritum ist schwach geworden, das Partizip zeigt Doppelformen bei *schroten, rächen.*

Ausser den aufgezählten schwachen Formen, die im Neuhochdeutschen Bestand behielten, finden sich bei neuhochdeutschen Schriftstellern noch zahlreiche gelegentliche schwache Bildungen, wie *dreschete - gedrescht, hebte - gehebt, geneste, scheerte, schwimmete, sinkete, waschete* etc. Die Mundarten gehen vielfach noch weiter in solchen schwachen Bildungen als die Schriftsprache, z. B. schles. *gewinnte, scheinte, springte, verlierte;* Leipz. *bratte (briet), fangte, fechtete, leihte, speite;* bair. *gfangt, ghaut;* alem. *ghebt, gspeit, treit* (= getragen), *gwäscht.*

Umgekehrt und noch häufiger haben Dialekte starke Formen bewahrt, wo die Schriftsprache die schwachen besitzt, so soest. bei *grinen, hinken,* alem. (basl.) in den Formen *bolle* (gebellt), *grinne* (gegreint), *graue* (gereut) *ghunke, gschabe, gspanne.*

Übertritt schwacher Verba in die Klasse der starken ist im Neuhochdeutschen eingetreten bei *gleichen, laden* (einladen), *preisen, weisen.* Älteres Schwanken zwischen starker und schwacher Form ist zu Gunsten der starken Form entschieden worden bei *beginnen, besinnen, rufen;* starke Formen haben sich den schwachen zur Seite gestellt bei *bedingen, fragen, stecken.* Im älteren Neuhochdeutschen findet sich auch gelegentlich *jug, geforchten, gewunschen, gelitten* (= geläutet). Diese starken Formen finden sich auch in heutigen Mundarten, und zahlreiche andere treten ihnen hier zur Seite: so sind im Soest. *holen, machen, trecken, winken* stark geworden; in der Altmark heisst es *merken, murk, murken* (neben *murkt*); südfränkisch begegnet *beditte, glitte (geläutet), gwunke, gezunde,* alem. *gschumpfe, gwunsche, glache.* Ferner finden sich alem. Konjunktive Präteriti wie ich *miech,* ich *kuff* (zu kaufen); bei Fritz Reuter begegnet ich *fiesz* (zu *fassen*).

5) In einigen Fällen hat Vermischung von Hause aus nebeneinander bestehender starker und schwacher Verba stattgefunden. Mhd. *weten* gehen machen, hat vereinzelt die Bedeutung von *waten* gehen, angenommen. Im Nhd. hat *brennen - brante* die Bedeutungen von mhd. *brinne - bran* und *brenne - brante* vereinigt, nhd. *schmelzen - schmolz* die von mhd. *smilze - smalz* und *smelze - smalzte,* nhd. *verderbe - verdarb* die von mhd. *verdirbe - verdarp* und *verderbe - verdarbte* (daneben *verderbte* mit der kausativen Bedeutung); *beklommen* gehört der Bedeutung nach zu *klemmen,* der Form nach zu *klimmen.*

§ 153. Die Endungen der finiten Formen des Verbs gestalteten sich im Urdeutschen etwa folgendermassen:

Präs. Ind. Sgl.: 1. Ps. *-u* bei den starken und den schwachen j-Verben, *-m* bei den unthematischen Verben und den schwachen Verben der *-ê,* und *ô*-Klasse, keine Endung bei den Präteritopräsentia; 2. Ps. *-s* ausser bei den Prät. präs., die *-st* aufweisen; 3. Ps. *-th* oder *d,* keine Endung bei dem Prät.-Präs. Plur.: 1. Ps. *-mês* (?), 2. Ps. *-th,* 3. Ps. *-nd.* Dem Endungskonsonanten gehen bei den Präteritopräsentia die gleichen Elemente voraus wie bei den Präteritalendungen, bei den unthematischen Verben der Stammvokal, bei den *ê*- und *ô*-Verben das *ê* bezw. *ô.* Im Sgl. geht beim starken Verbum und bei den schwachen j-Verben ein *i* vorher. In der starken Flexion geht im Plural dem *-m* der 1. Ps. ein *u* vorher, dem *-nd* der 3. Ps. ein *a;* bei

den *j*-Verben in beiden Formen ein *e*. In der 2. Ps. scheinen schon urdeutsch 3 Formen nebeneinander bestanden zu haben, eine lautgesetzliche auf *-ith*, eine zweite auf *-ath*, deren *a* wohl der 3. Ps. entstammt, eine dritte auf *-eth*, die vielleicht nur Nebenform von *-ath* bei *j*-Verben, vielleicht auch alte Dualform ist.

Präs. Konj.: Sgl. *-e*, *-ês*, *-e*, Pl. *-êm*, *-êth*, *-ên*. Bei den Präteritopräsentia liegen die Endungen des Konj. Prät. vor.

Adhortativ: *-am* beim starken und bei den j-Verben; *-êm*, *-ôm* bei den beiden anderen Klassen.

Imperativ: in der 2. Ps. Sgl. der Stammausgang, also: *nim*, *neri*, *sage*, *salbo*; Plur. = 2. Ps. Pl. Indik.

Präterit. Ind.: a) des starken Verbs: Sgl. —, *-i*, —; Pl. — *-um*, — *-uth*, — *-un*; b) des schwachen Verbs: Sgl. *-a*, *-ês*, *-a*. Plur. *-ôm*, *-ôth*, *-ôn*.

Präterit. Konj.: a) des starken Verbs: Sgl. *-i*, *-îs*, *-i*. Pl. *-îm*, *-îth*, *-în*; b) des schwachen Verbs: Sgl. *-î*, *-îs*, *-î*. Pl. *-îm*, *îth*, *-în*.

§ 154. 1) In diesem System wird in geschichtlicher Zeit vor allem das Nebeneinander mehrerer Formen für die 2. Ps. Pl. Präs. Indik. beseitigt; *-it* begegnet in etwas grösserer Anzahl nur noch in den Monseer Fragmenten; sonst herrscht bairisch und fränkisch im Ahd. *-et*; *-at* ist spezifisch alemannisch, wenn gleich in der älteren Zeit auch *-et* vorkommt, und altsächsisch.

2) Beeinflussung verschiedener Personalendungen innerhalb derselben Zeit und Modusform hat hauptsächlich im Altsächsischen stattgefunden: im Präs. Indik. ist *-ad* der zweiten Person und der dritten, wo das Nasal von *nd* lautgesetzlich ausfiel, auch in die erste übertragen worden. In dem Konjunktiv Präsentis und Präteriti und im Indikativ des Prät. ist das schliessende *-n* der ersten und dritten Person im Altsächsischen auch in die zweite eingedrungen: *gi geben*, *gâbun*, *gâbin*. Im Altniederfränkischen hat die Ausgleichung der drei Personen nicht stattgefunden: 1. Pers. Pl. Ind. Präs.: *werthun*, 2. Ps. *cumit*, 3. Pers. *werthunt*.

Im Alemannischen erscheint *-nt* in der 2. Ps. Pl. seit früher althochdeutscher Zeit; bei Notker ist es Regel; im Ausgang der mittelhochdeutschen Zeit beherrscht es das ganze alemannische Gebiet und ist auch in die 1. Person übergetreten. Auch md. ist *-nt* in mittelhochdeutscher Zeit häufig, vereinzelt im Bairischen.

Umgekehrt findet sich seit dem 12. Jahrh. eine 2. Ps. Pl. auf *-en*, am frühesten auf mitteldeutschem, dann auf alemannischem, besonders elsässischem Gebiet, nicht im Bairischen. Diese Form hat sich wohl zuerst im Konjunktiv ausgebildet, wo 1. und 3. Ps. Pl. übereinstimmend auf *-en* ausgingen.

Eine zweite Beeinflussung verschiedener Personen hat stattgefunden im Prät. Indik. der schwachen Verba. Nur noch im Altsächsischen erscheint etwas häufiger die alte Form der 2. Ps. auf *-es* (*-as*): bei *habda*, *mahta*, *sagda*, *sanda*, *welda*; ausserdem einmal *chiminnerodes* bei Isidor; sonst ist aus den übrigen Formen, deren ursprünglich *-ô* zukam, dies auch in die 2. Ps. Sgl. eingedrungen. So schon as.: *dedos*, *habdos*, *sandos* und sonst allgemein.

3) Eine Einwirkung des Konjunktivs auf den zugehörigen Indikativ war es schon, wenn *-en* der 2. Ps. Pl. auch im Indikativ auftrat. Die Wechselwirkung zwischen beiden Modi zeigt sich ferner bei der 1. Ps. Plur. Im Niederfränkischen erscheint keine Spur des indikativischen -mês; auch für das Altniederdeutsche begreift sich die Assimilation der 1. Ps. Pl. Indik. an die anderen leichter, wenn man annimmt, dass schon vorher

das indikativische *-mês* dem konjunktivischen *-m (-n)* gewichen. Im Hochdeutschen zeigen nur noch alte Denkmäler, wie die Benediktinerregel und die Murbacher Hymnen das alte Verhältnis, indik. *-mês* neben konj. *-m*, aber in andern ganz alten Denkmälern erscheint *-mês* im Indikativ und Konjunktiv des Präsens; bei wieder andern (so Tatian) begegnen im Indikativ, wie im Konjunktiv Formen auf *-mês*, und auf *-n*; Otfrid hat fast nur die kürzere Form. Mittelhochdeutsch zeigen sich nirgends mehr Spuren der längeren Form.

Im Mittelniederdeutschen zeigen Indikativ wie Konjunktiv Formen auf *-et* und auf *-en*; es hat also wechselseitige Ausgleichung der beiden Modi stattgefunden. Über die Verteilung von *-en* und *-et* im Neuniederdeutschen s. o. § 11.

Die 3. Ps. Pl. des Indik. Präs. hat in mittelhochdeutscher Zeit auf mitteldeutschem Gebiet ihr *-nt* zu Gunsten des konjunktivischen *-n* aufgegeben. Später geschieht dies dann auch im Bairischen und seltener im Alemannischen.

4) Auch der Adhortativus und die 1. Ps. Pl. des Präs. Ind. haben sich beeinflusst. Im ältesten Althochdeutschen sind beide zusammengefallen, so dass der Adhortativ die Endung *-mês* zeigt; er hielt dieselbe sogar fester als der Indikativ: bei Otfrid ist sie noch regelmässig im Adhortativ vorhanden, während sie im Indikativ sich auf einige Fälle beschränkt hat. Aber schon früh wird — ein eigentlich der Syntax angehörender Vorgang — auch der Konjunktiv in adhortativer Bedeutung verwendet. Die hierfür geltende altsächsische Form auf *-an* könnte alter Adhortativ, aber auch Konjunktiv sein.

5) Beeinflussung präsentischer und präteritaler Endungen zeigt sich in der althochdeutsch nicht seltenen Übertragung des präsentischen *-mês* ins Präteritum, so in der Benediktinerregel, den Murbacher Hymnen, im Tatian. Umgekehrt haben die Formen des Präteritums den Sieg davon getragen, wenn das mhd. *-en* im Indikativ wie im Konjunktiv Praes. ein ahd. *-mês* ersetzte. Im Alemannischen erscheint *-nt* auch im Plural des Präteritums.

6) Besonders folgenreich waren die Einwirkungen, welche die verschiedenartigen Bildungsweisen einer und derselben Person auf einander ausübten. Man hat sehr früh begonnen, den Unterschied auszugleichen, der zwischen dem Präsens Indik. der starken Konjugation und dem Präs. Ind. der schwachen j-Konjugation in dem den Endungskonsonanten vorausgehenden Vokal bestand. Im Altsächsischen erscheint nur die Pluralendung *-ad*, kein *-ed*; es sind also die Formen der j-Verba verdrängt worden. Im Althochdeutschen findet sich die Scheidung zwischen *-amês* und *-emês* nur noch in Spuren; im Ganzen ist der Unterschied ausgeglichen: in den einen Denkmälern, wie den Murbacher Hymnen, erscheint bei beiden Arten von Verben sowohl *-amês* als *-emês*; in den andern gilt *-amês* (wie im Glossar *Rb*) oder *-emês* (wie bei Isidor) ausschliesslich. In der 3. Pers. hat der lautgesetzliche Zustand sich etwas fester gehalten; er liegt noch vor in den Glossaren Pa, K, R, und in den Monseer Fragmenten, aber doch ist auch hier früh Ausgleichung eingetreten und zwar der Art, dass im Oberdeutschen *-ant*, im Fränkischen *-ent* den Sieg davon trägt.

In der 1. Ps. Sgl. Präs. Ind. ist der Unterschied zwischen *-u* und *-m(n)* im Altniederdeutschen bewahrt worden; im Altniederfränkischen finden sich schon Belege für das Eindringen des konsonantischen Suffixes in die starke

Konjugation (*wirthon, biddon*). Im Hochdeutschen kennt Tatian von Verben der *-ên*-Klasse Formen auf *-u* (*eru, habu, sagu*); *habu* und *sagu* sind dann bei Notker das Herrschende. Seit dem 11. Jahrh. ist besonders im Rheinfränkischen das *-n* auch beim starken Verbum häufig. Im Mittelniederdeutschen ist die konsonantische Endung verschwunden. Im Mittelhochdeutschen hält sich *-n* in den unthematischen Verben *ich gân-stân-tuon*, denen sich *ich hân, lân* als Analogiebildungen anschliessen; sonst besteht keinerlei Unterschied zwischen verschiedenen Klassen mehr: entweder steht überall *-e*, und das ist das Überwiegende, oder überall *-en*. Dieses *-en* eignet besonders dem Fränkischen; auch im Alemannischen ist es weit verbreitet, kaum im Bairischen. Die Neuzeit hat in der Schriftsprache auch noch das *-n* der unthematischen Verba beseitigt; im Alemannischen begegnen Formen, die auf *-e* und solche, die auf *-en* zurückgehen.

Berührung der gewöhnlichen Präsensflexion und der entsprechenden Formen der Präteritopräsentia findet zuerst im Mittelniederdeutschen statt. So weit hier im Pluralis Indik. die Formen auf *-et* gelten, sind sie auch auf die Präteritopräsentia übertragen worden, obwohl hier die Formen auf *-en* noch überwiegen. Im Neuniederdeutschen dagegen ist in den entsprechenden Gegenden *-et* ausschliesslich herrschend geworden.

Nachdem die Endung der 2. Ps. Sgl. bei den gewöhnlichen Verben zu *-st* geworden, tritt dieselbe auch bei den Präteritopräsentia für deren Endung *-t* ein und zwar zuerst im Mittelniederdeutschen, wo *-st* schon fast Regel geworden; im Mittelhochdeutschen ist sie ganz vereinzelt und wird erst im Neuhochdeutschen ganz allgemein (*darfst, magst, sollst*). Im Neuhochdeutschen ist mhd. *gan* und *touc* völlig in die Analogie der gewöhnlichen Verba übergetreten; im älteren Neuhochdeutschen und im Dialekt, besonders auf oberdeutschem Gebiet findet sich auch von *weiss* eine 3. Ps. Sgl. *weisst*.

Im Präteritum ist sehr früh der Unterschied ausgeglichen worden, der in den Pluralendungen des Indikativs zwischen starken und schwachen Verben bestand: im Altsächsischen und im grössten Teile des Althochdeutschen hat das *-un*, (*-ut-*), *-un* der starken Verba den Sieg über *-ôn, -ôt, -ôn* der schwachen davongetragen; nur das Alemannische und auf fränkischem Gebiete Isidor und die nfr. Psalmen (vgl. Kögel, AzfdA. XIX, 234) haben die alte Scheidung bewahrt.

In der 2. Ps. Sgl. Indik. ist im Mittelniederdeutschen der Unterschied zwischen starkem und schwachem Verbum ausgeglichen und zwar zu Gunsten des schwachen *-s(t): du gêves, du wêres*. Im Mittelhochdeutschen dringt *-es* (*est*) allmählich auch in die starke Flexion ein und behauptet schliesslich im Neuhochdeutschen den Sieg. Umgekehrt finden sich beim schwachen Verbum Bildungen nach dem Muster des starken: *du brœhte, dœhte, ruohte* etc.; dieses *-te* springt dann wieder in die starke Flexion zurück und ergiebt Formen wie *du shriuwte, trugte*, oder mit oberdeutschem Abfall des *e: du sæcht, sprœcht, enphiengt*.

7) Eine letzte Umgestaltung der Endungen wird hervorgebracht durch die Berührung mit dem nachfolgenden Personalpronomen. Am frühesten trat ein solcher Einfluss ein in der 2. Ps. Sgl. Präs. Indik. Aus *gibis du* wird *gibistu*; das konnte wieder aufgelöst werden in *gibist du*, unter dem Einfluss von *weistu* neben *weist du*. Dies *-st* tritt im Hochdeutschen im 9. Jahrh. auf im Fränkischen, dann im 10. Jahrh. im Oberdeutschen, wo es dann im Mittelhochdeutschen fast ausnahmlos gilt. Im Mittelniederfränkischen und Neuniederfränkischen herrscht *-s*; im Mittel-

niederdeutschen herrscht *-st* neben seltenerem -s, das aber noch heute in Teilen des Westfälischen vorliegt. Mitteldeutsch ist in der mittleren Periode *-s* häufig; heute ist auch dort *-st* durchgedrungen, ausser im Mittelfränkischen. Anfangs ist *-st* auf den Ind. Präs. beschränkt; sehr bald aber erscheint es in allen zweiten Personen des Sgl. — Im Mittelhochdeutschen fehlt häufig das schliessende *-n* der 1. Ps. Plur. vor nachgestelltem *wir* offenbar in Folge von Angleichung des *n* an das *w*: *gebe wir*, *gabe wir*. Wenn daneben auch die Formen mit bewahrtem *n* häufig sind, so ist Analogiebildung nach den Fällen eingetreten, wo das Pronomen nicht nachfolgte. Im Mittelniederdeutschen fehlt der schliessende Konsonant in der ersten wie in der zweiten Person Pl. — *geve wi*, *geve gi*; ob in der 2. Ps. derselbe lautgesetzlich abgefallen oder ob Analogiebildung nach der 1. Ps. vorliegt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Im heutigen Bairischen ist das nachgestellte Pronomen geradezu an das Verbum angewachsen, so dass es lediglich als Endung empfunden wird und noch einmal ein selbständiges Pronomen zugefügt werden muss: so sehr häufig in der 1. Ps. Pl.: *mîr hammer* (wir haben), *mîr gemmer* (wir geben); regelmässig in der 2. Ps. Pl.: *esz gebts*, *lebts esz* (*esz* die alte 2. Ps. des Duals).

§ 155. Die Endung des **Infinitivs** ist urdeutsch *-n*: ahd. *geban*, mhd. *geben*. Mhd. erscheint auch eine Form auf *-nt*: *gebent*, *lebent*, *ougent*, besonders auf mitteldeutschem und niederdeutschem Gebiete, die hauptsächlich substantivisch verwendet wird.

Dazu treten auch Gerundivformen mit *-d* im Mittelhochdeutschen auf: *ze lebende*; aus *daz buoch ist ze lesende* entstand dann die neuhochdeutsche Konstruktion: *das zu lesende Buch*, eine Konstruktion, die wohl nur der Schriftsprache, niemals der lebendigen Rede angehört hat.

§ 156. Die germanischen Endungen des **Partiz. Praes.** sind *-nd* für M. und N., *-ndi* für das Feminin. In geschichtlicher Zeit sind M. und N. durch das Feminin. gleichfalls in die *ja*-Flexion hinübergeführt worden, also ahd. *gebanti* für alle drei Geschlechter. Substantivische Reste der alten konsonantischen Flexion liegen namentlich im As. vor: *(wapan)berand*, *heliand*, *hettiand*, *leriand*, *(seo-, wag-)lidand*, *neriand*, *radand*, *waldand*, *wigand*. Aber auch im Ahd.: *heilant*, *helfant*, *lantpuant*, *scepfant*, *wigant*, sowie in Eigennamen wie *Frummand*, *Nendend*, *Throand*, *Waldand*, *Werdant* (AnzfdA. XIX, 5).

Im Mittelhochdeutschen finden sich auch Formen ohne *-de*: *lachen* = *lachende*.

§ 157. Die mittelhochdeutschen Nebenformen des Infinitivs wie des Partizips verdanken zum Teil ihre Entstehung der gegenseitigen Beeinflussung von Infinitiv und Partizip. Lautlich entwickelte sich der Infinitiv *leben* zu *lebent* und das Partizip *lebende* zu *lebent* (nach § 170, 2). Dann standen nebeneinander:

Infinitiv: *leben* — *lebent*, Gen. *lebenes*.
Partizip: *lebent*, Gen. *lebendes*.

Wegen der Übereinstimmung der Form *lebent* wurde nun zum Infinitiv auch eine flektierte Form *lebendes*, zum Partizip auch eine unflektierte Form *leben* geschaffen.

Vgl. F. Bech, *Beispiele von der Abschleifung des deutschen Partizipium Praesentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv*. Zeitzer Programm 1882; dazu Behaghel, Litbl. für german. u. roman. Philol. 1882, 413.

§ 158. Ein **Präfix als Hülfsmittel der Flexion** findet sich nur im **Partizipium Präteriti**. Schon im Urdeutschen hat sich die Vorsilbe *ga-* (*gi-*) als Charakteristikum dieser Form ausgebildet, soweit es sich um

einfache Verba handelt. Verba, die schon mit einem untrennbaren Präfix zusammengesetzt sind, bleiben stets ohne das Präfix *ge-*: *erfunden, entnommen, vermieden* etc., da hier die Vorbedingung fehlte, da es kein *ge-erfinden, ge-entnehmen, ge-vermeiden* gab. Nur da, wo das Präfix durch Synkope für das Sprachgefühl ein Teil des Stammes geworden, konnte im Part. Präs. *ge-* vortreten: *geblieben, geglaubt, gefressen.*

Auch von einfachen Verben finden sich in geschichtlicher Zeit noch Partizipia Präteriti ohne *g*: im Altniederdeutschen und Althochdeutschen fehlt es noch bei *brengian (bringan), findan, kuman, werthan*, lauter Verben, bei denen noch in den älteren Sprachquellen keine Zusammensetzungen mit *ge-* gebildet werden und denen sie von Hause aus wegen ihrer Bedeutung als Verba perfektiva nicht zukommen konnten. Zu jenen gemeinsamen Beispielen kommen noch im Altniederdeutschen Belege der Partizipia *kennid, lôsôt, neglid,* sowie die zu Adjektiven gewordenen Partizipia *druncan, hêtan, wundan*, im Althochdeutschen das Verbum *treffan*, das altniederdeutsch nicht belegt ist, dazu vereinzeltes andere. Im Mittelniederdeutschen ist das Präfix vielfach wieder geschwunden (s. o. § 73, 3). Im Mittelhochdeutschen sind noch die gleichen Verba wie im Althochdeutschen meist im Partizip ohne ge-; zu ihnen gesellen sich *geben, lâzen* und vereinzelte andere. Im Neuhochdeutschen bleiben ohne *ge-* die französischem Einfluss entstammenden auf *-ieren*, sonst ist *worden* neben *geworden* die einzige Form ohne *ge-* mit noch völlig lebendiger partizipialer Bedeutung. Versteckt liegt die alte Form ohne *ge-*, in der Verbindung vor: *ich habe ihn kommen lassen;* nachdem die Form *lassen* vom Sprachgefühl zum Infinitiv umgedeutet worden, bildete man danach: *ich habe ihn gehen heissen, singen hören.* Adjektivische Partizipia ohne *ge-* liegen vor in *rechtschaffen, trunken,* mhd. *wanschaffen.*

2. Das Nomen.

Vgl. Klaudius Boiunga, *Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion ihrem inneren Zusammenhange nach in Umrissen dargestellt.* Leipziger Diss. 1890.

§ 159. 1) Im Urgermanischen bereits ist der Dual des Nomens als lebendige Bildungsform verloren gegangen. Vereinzelte Duale waren wohl noch im Gebrauch, wie **breustō* die Brüste, **nosō* die Nase = die Nasenlöcher; dieselben wurden in geschichtlicher Zeit nach anderen Flexionsweisen umgebildet. An Kasus besass das Urdeutsche Nominativ (mit dem der Vokativ zusammengefallen), Accusativ, Genitiv, Dativ, Instrumentalis und Lokativ; die beiden letzten nur in beschränkter Verwendung. Ein besonderer Instrumentalis kommt nur dem Singular zu und erscheint ursprünglich nur bei dem Maskulinum und Neutrum; nur ganz vereinzelt greift er in geschichtlicher Zeit ins Feminin über. Ob neben Dativ und Instrumentalis ein Lokativ des Singulars noch als lebendige Form überhaupt gefühlt wurde, ist zweifelhaft. Einen Lokativ des Plurals hat man in historischer Zeit noch bei alten Ortsbezeichnungen (*ad Frisingas*, *ad Tuzlingas* etc.) finden wollen; allein es liegen hier wohl nur Latinisierungen vor.

2) In geschichtlicher Zeit jedenfalls ist von einem selbständigen Lokativ keine Rede mehr. Auch der Instrumentalis geht gegen Ende der althochdeutschen Periode verloren, schon ehe beim Substantiv derselbe nach Abschwächung der Endungen mit dem Dativ zusammengefallen wäre. Nur in einigen erstarrten Formen hat sich beim Substantiv der Instrumentalis im Mittelhochdeutschen gerettet: *ihtiu, nihtiu,* wo das *u* durch Verschmelzung mit *i* vor der Abschwächung bewahrt worden. Auch beim Adjektiv

begegnen noch einzelne spätere Belege wie *gueliche lande* (de qua patria), *ze dine ruge* (in collo tuo) in dem altniederfränkischen Gesprächsbüchlein, *mit holze erlîne* Mereg. 68 und das adverbiale mhd. *mitalle*.

3) In neuhochdeutscher Zeit ist in den Mundarten der Genitiv untergegangen, ausser im Wallis, und durch Umschreibung mit *von*, bezw. den possessiven Dativ ersetzt worden. Nur in einzelnen erstarrten Verwendungen tritt die alte Genitivform noch auf, namentlich in dem scheinbaren Plural von Personenbezeichnungen: *'s Müllers, 's Amtmanns, 's Pfarrers*. Im heutigen Baierischen ist beim Substantiv in Verbindung mit Präpositionen der Dativ vor dem Accusativ zurückgewichen; im Neuniederdeutschen finden sich Anfänge einer Ersetzung des Dativs durch Umschreibung mit *an*.

§ 160. Die verschiedenen Formen des Nomens können sich in Bezug auf den Stammvokal, auf den stammschliessenden Konsonanten, auf die Endung unterscheiden.

§ 161. Ob im Urdeutschen noch bei einzelnen Nomina ein lebendiger Ablaut der Wurzelsilbe bestand, so dass einzelnen Formen diese, anderen Formen eine andere Vokalstufe entsprach, ist zweifelhaft. Mindestens aber galten bei manchen Wörtern noch vokalische Doppelformen; eine Anzahl von solchen reicht noch in geschichtliche Zeit herein. Neben hd. *ast* steht nd. und nfr. *oest*; mnd. *bare* = hd. *Bär* (ahd. *bero*); neben as. *briost* muss *brust* bestanden haben, das mnd. allein gilt; nd. *hôp* = hd. *hûfe* (auch md. *houfe*); nd. *stôf* = hd. *stoup* (auch nd.?); *knast* = *knoest, krane* = *krôn*. Hd. steht nebeneinander *brart - brort, bast - buost, hnel - hnol, kegel-kaigel* (so alem.), *karl - kerl, kreta - krota, mies - mos, râwa - ruowa, sterz - starz, wafsa - wefsa, wal - wuol, wamba - womba, hald - hold, liub - loub* (alem.), *maro-murwi, rask-rosk*; hochdeutsch und niederdeutsch ist die Doppelform *schinke-schunke* (jambon).

§ 162. Auch der Wechsel von *ë* und *i* war im Urdeutschen wohl nicht mehr lebendig innerhalb desselben Nomens. Auch hier sind noch in geschichtlicher Zeit einige Doppelformen bewahrt, so hd. *bret - brit* (das letztere im heutigen Alem.; *ayn bryt* Sebastian Fischers Chronik S. 70), *fehu - fihu, ferah - *firah, fesch - fisch, scef - scif, scerm - scirm, steft - stift, weht - wiht*; hessisch *bëda* = *bitter*. Desgleichen Reste des Wechsels von *u - o*: so ist as. *fugal* = hd. *fugal - fogal*, as. *gumo* = hd. *gomo*, nd. *vul, wulf* = hd. *voll, wolf*. Im Althochdeutschen ist der Wechsel zwischen *o* und *u* vereinzelt sogar in der Flexion lebendig und zwar in der der Neutra. *apkot-apkutir, hol - hulir, loh - luhhir*.

§ 163. 1) Völlig lebendig ist in geschichtlicher Zeit der Wechsel des Stammvokals, der in Folge des Umlauts eintritt. Und zwar hauptsächlich beim Substantiv. Hier schuf der Umlaut erstens einen Unterschied zwischen Singular und Plural: bei den Neutren mit dem Pluralsuffix *-ir*, bei den männlichen *i*-Stämmen mit langer Stammsilbe, auch bei den kurzsilbigen, soweit sich dieselben nach dem Muster jener umgebildet, in Bezug auf Nominativ und Accusativ auch bei den weiblichen i-Stämmen, die im Nom. und Acc. Sgl. keine Endung aufwiesen. Hier wird er nach Abschwächung der Flexionsendungen zu *e* als Hülfsmittel der Charakteristik auch dahin übertragen, wo er ursprünglich nicht bestanden hatte. So schon im Mittelhochdeutschen vielfach bei alten *a*-Stämmen: *ban - benne*; *halse - helse, walde-welde;* vereinzelt auch schon bei suffixalen Bildungen, also *vater - vetere, nagel - negele, wagen - wegene*, wobei alte *i*-Stämme wie *zaher - zehere, apfel-epfele, trahen - trehene* das unmittelbare Vorbild abgaben. Im Neuhochdeutschen weist die grosse Masse der alten a-Stämme den Umlaut auf.

Allgemein haben ihn die suffixalen Bildungen — auch die hierher übergetretenen *Bruder* und *Vater*, bei denen die Pluralendungen lautlich verloren gegangen: nur bei den na-Bildungen und den n-Stämmen, die sich ihnen angeschlossen haben, herrscht Schwanken: *Bogen - Bögen, Laden - Läden, Wagen - Wägen,* wo jedoch der Umlaut der eigentlich volkstümlichen Form angehört, der Nicht-Umlaut mehr die gewählte, archaische Form charakterisiert. Die Mundart geht vielfach noch weiter, da hier auch der Abfall der Endungen noch weiter gegangen. So heisst es baslerisch: Sgl. *Arm*, Pl. *Ärm, Halm - Hälm,* in Schaffhausen *Haspel - Hespel, Hund - Hünd, Name - Näme;* pfälz.: *Dag - Däg.* Ja es wird ein solcher Wechsel sogar da hergestellt, wo der Stammvokal an sich dem Umlaut unzugänglich gewesen wäre: so heisst es pfälzisch *der Fusch - die Fisch,* etwa nach dem Muster von *der Busch - die Bisch.* Dass umgekehrt älterer Umlautswechsel später getilgt wird, ist ziemlich selten. Im Mittelhochdeutschen gilt Pluralumlaut bei *vunt, grât, lahs, luhs, pfat, slât,* während er neuhochdeutsch fehlt. Ähnliches auch in heutigen Mundarten; so haben im Soest. *Blatt, Huhn, Kamm, Lamm, Rad* Plurale ohne Umlaut. Auch solche Fälle kommen vor, wo der Pluralumlaut auch den Sgl. ergriffen hat. Allgemein schweizerisch ist *der Epfel* (Apfel), *der Frösch* (Frosch); ebenso ist *Brüder, Töchter* als Sgl. schweiz. verbreitet. *Epfel* ist auch bairisch. Im Soest. zeigen *Dorn, Horn, Korn* im Singular den Umlaut.

Im Feminin hat Weitergreifen des Umlauts nur bei *Mutter* und *Tochter* stattgefunden, da der Plural sich sonst schon deutlich genug vom Singular abhob.

2) Zweitens brachte der Umlaut einen Unterschied zwischen den Kasus des Singulars hervor. So bei den n-Stämmen (es kommen nur Maskulina in Betracht), wo *-in* des Gen. und Dat. auf die Stammsilbe einwirkte, freilich wohl nur oberdeutsch und rheinfränkisch, wo *-in* überhaupt allein belegt ist; also z. B. *hano-henin, namo-nemin;* aber der Umlaut besteht schon in den Quellen des 8. und 9. Jahrhs. nicht mehr in seinem lautgesetzlichen Umfang; später sind bis auf wenige Beispiele die umgelauteten Formen verschwunden (vgl. S. 696). In einem Fall ist die Form mit Umlaut verallgemeinert, in *Lenz*, das auf urdeutsch **langto* zurückgeht.

3) Weiter findet sich ein solcher durch Umlaut gewirkter Unterschied zwischen den Kasus des Sgl. bei den weiblichen i-Stämmen. Hier haftet der Umlaut an den auf *-i* gebildeten Formen des Gen. und Dat. Sgl.: *kraft - krefti.* Wenn an Stelle dieser Formen solche ohne Endung nach dem Muster konsonantischer Formen treten, so zeigen dieselben keinen Umlaut; wenn neue Nominative Sgl. unter der Einwirkung der alten *ô*-Stämme gebildet werden, so weisen sie den Umlaut auf: mnd. *die gewelde,* bair. die *Brüst* neben die *Brust,* ostfr. die Singulare *Benk, Hent, Went,* (= Bank, Hand, Wand).

4) Die Adjektivendung ahd. *-iu* hat Umlaut gewirkt; Belege dafür finden sich mittelhochdeutsch hauptsächlich bei *al* und *ander*; im Nom. Acc. Plur. des Neutr. bieten noch heutige schweizerische Mundarten die Form *älli, ellü.*

5) Beim Adjektiv findet sich Umlautswechsel sodann im Verhältnis des Adjektivs zu seinen Komparationsstufen. Im Mittelhochdeutschen stehen, teilweise bei denselben Stämmen, Komparative und Superlative mit und ohne Umlaut neben einander, entsprechend dem althochdeutschen von *iro - oro, isto - osto.* Im Neuhochdeutschen ist der Umlaut die Regel; der unumgelautete Vokal eignet hauptsächlich solchen Adjektiven, bei denen

Komparative und Superlative nur selten vorkommen, vgl. *barsch, blank, falsch, flach, kahl, karg* etc. Bei manchen gelten noch jetzt Doppelformen, so bei *bang, brav, fromm, gesund, grob, rot, schmal.*

6) Ferner herrscht Umlautwechsel bei den Adjektiven, die in althochdeutscher Zeit der Klasse auf *-i* angehören: hier bestehen (s. unten S. 771) Doppelformen, kürzere ohne Umlaut, längere mit Umlaut, z. B. mhd. *hart-herte, swâr-swære, vast-veste*; nhd. *jach-jäh*; md. *kuhl, schwul* neben *kühl, schwühl*, md. und nd. *zach (tag)* neben *zähe.*

Ferner weist bei dieser Klasse von Adjektiven das Adverbium in der älteren Sprache keinen Umlaut auf, z. B. mhd. *schœne* adj., *schône* adv. Im Neuhochdeutschen ist hier der Umlaut auch in das Adverb übertragen, ausser in den isolierten Formen *fast* und *schon.* Oberdeutsche Mundarten kennen *fruh* als Adverb zu *früh*; ferner besitzen dieselben auch *spât* (*spôt*, = *spät*), das auch Adjektivform geworden.

§ 164. Von konsonantischen Verschiedenheiten des Stammauslautes sind die ältesten die durch das Verner'sche Gesetz bewirkten. Schwerlich aber war der grammatische Wechsel im Urdeutschen beim Nomen noch lebendig. Einige Doppelformen reichen in geschichtliche Zeit hinein: mhd. *heher-heger, hô(ch)* neben *hôge* (das letztere nd. und nfr.) der flektierten Formen; ahd. *ruova-ruoba, eivar-eibar, fravali-frabali, hevig-hebig, sueval-suebal, hovel-hobel, kerve-kerbe, hövisch-hübisch*, mhd. *wivel-wibel*, mhd. *agene-*ahene* (*ône* im Odenwald, in Rheinhessen), *mage-mahe* (der Mohn); im Neuhochdeutschen und in den Mundarten: *Bufe-Bube, Hafer-Haber, Hofel-Hobel, Kofen-Koben, Zwiefel-Zwiebel, sûfer-sauber*; ad. *slaga-slâ, zwîc-zwî*; nhd. *Lauge-Lauwe*, (s. DW. unter *Lauge*, Murner Narrenbeschw. 44, 17).

§ 165. Zahlreich sind die Doppelformen, welche sich aus vordeutschem, aber schon urdeutsch schwerlich mehr lebendigem Wechsel zwischen einfachem und doppeltem Konsonanten ergeben haben, vgl. z. B. mhd. *drache-dracke*, schweiz. *bache-backe*, ahd. *troffo-tropfo, seipfa-seifa*; mhd. *weize-weitze*, (vgl. Kauffmann, PBB. XII, 504 ff.).

§ 166. In geschichtlicher Zeit noch lebendig ist der Wechsel zwischen in- und auslautenden Konsonanten, zufolge den S. 714 erörterten Gesetzen. Der Wechsel zwischen tönendem Laut des Inlauts und tonlosem des Auslauts ist im ganzen bis heute bewahrt auf dem Gebiete, dem überhaupt tönende Laute zukommen. An die Stelle dieses Wechsels war auf hochdeutschem Boden in Folge der Lautverschiebung ein Wechsel zwischen inlautendem Verschlusslaut und auslautender Spirans getreten, der schon altdeutsch grösstenteils ausgeglichen wurde, so dass der Verschlusslaut auch in den Auslaut zu stehen kam (s. § 111, 2 und 113). Es ergab sich dadurch ein Wechsel von inlautender Lenis und auslautender Fortis; schon vorhanden war ein solcher in dem Nebeneinander von *-h* und *-ch.* Das letztere ist im Neuhochdeutschen zu Gunsten des Inlauts ausgeglichen; ein Rest des alten Standes ist *hoch.* Wie weit sonst in den heutigen Mundarten auslautend Fortis steht, wie weit die Lenis eingedrungen, ist nicht genügend bekannt. Vereinzelt liegen im Neuhochdeutschen in der Schriftsprache Fälle vor, wo die Fortis des Auslauts auch in den Inlaut gedrungen: nhd. *Alp* mhd. *alp-albes* nhd. *Mark* = mhd. *marc-marges* (vgl. *ausmergeln*), nhd. *Welt* = mhd. *werlt-werlde*, nhd. *werth* = mhd. *wert-werdes.*

Noch lebendig ist der in der neueren Periode ausgebildete Wechsel von *-w-* mit *-b (p), -j-* und *-ch-* mit *-g (k)* (s. §§ 91; 93, 4; 111, 2).

§ 167. Inlautendem *w* entsprach urdeutsch auslautend *o*, daher ahd. *sêo - sêwes*, *grâo - grâwêr* = mhd. *sê - sêwes*, *grâ - grâwer*. Bei den Substantiven ist im Neuhochdeutschen die Form des Auslauts Meister geworden, vgl. Bau, Klee, Knie, See, Schnee, Mehl, Schmeer; dagegen beim Adjektiv teils die Form des Inlauts: blau, grau, lau, — farb, teils die des Auslauts; froh, gar, kahl. Schwanken zeigen fahl - falb, gehl (mundartl.) -gelb.

§ 168. Wechsel zwischen einfachem Laut und Lautverbindung ergab sich durch die im Inlaut eingetretenen Angleichungen: es trat *-mm-* neben *-mp*, *-y-* neben *-nc*, *-n-* neben *-nt*. Die Ausgleichung geschah zu Gunsten des Inlauts (s. S. 732). Schon in vorgeschichtlicher Zeit ist = *gatars - gaturrun* zu *gatar - gaturrun* ausgeglichen worden.

§ 169. In Bezug auf die Endungen empfiehlt sich eine getrennte Betrachtung von Substantiv und Adjektiv.

DIE ENDUNGEN DES SUBSTANTIVS.

§ 170. Beim Substantiv ist schon in den frühesten Quellen ein Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ nur im Sgl. der schwachen Flexion erhalten, und erst das Hinzutreten des Artikels kann in den meisten Fällen den syntaktischen Unterschied andeuten. Im Neuhochdeutschen ist auch dieses Hülfsmittel teilweise verloren gegangen: im Alemannischen und in andern hochdeutschen Mundarten des Rheingebiets, auch im Marburgischen, ist der Acc. *den* durch den Nominativ *der* verdrängt (vgl. Tobler, ZfdPh. IV, 375).

§ 171. Beim Masculinum und Neutrum gestalteten sich im Urdeutschen die Endungen etwa folgendermassen. Der Ausgang des Nom. Sgl. wurde gebildet entweder durch den die Wurzel schliessenden Konsonanten: dies war der Fall bei den *-a*-Stämmen, bei den *-i-* und *-u-*Stämmen, deren Stammsilbe lang, bei denjenigen konsonantischen Stämmen, die nicht *-n*-Stämme sind; oder durch *i*: bei den *-ja*-Stämmen und den *-i*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe; durch *o*: bei den *-wa-* und *-n*-Stämmen; durch *u*: bei den *-u*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe. Im Genitiv galt die Endung *-es* bei allen Paradigmen, mit Ausnahme der *-n-* und *-r*-Stämme. Daneben war bei den *-u*-Stämmen noch der alte Genitiv auf *-ô* vorhanden. Bei den *-r*-Stämmen war der Gen. = dem Nominativ; bei den *-n*-Stämmen galt eine doppelte Form für die Endung: *-en* und *-in*. Im Dat. galt die Endung *-e* lautgesetzlicher Weise bei den *-a* (*-ja-*, *-wa-*) Stämmen, sowie den *i-* und *u*-Stämmen mit langer Stammsilbe, wohl auch schon bei den *-i-* und *-u*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe. Daneben aber bestand bei den kurzsilbigen *i*-Stämmen ein Dativ auf *-i*, bei den kurzsilbigen *u*-Stämmen ein solcher auf *-iu*. Bei den *n*-Stämmen ging der Dativ wie der Genitiv auf *-en* und *-in* aus; bei den übrigen konsonantischen Stämmen war er gleich dem Nominativ. Der Accusativ stimmte mit dem Nominativ überein, ausser bei den Eigennamen, die weil sehr häufig Adjektiva als zweite Glieder enthaltend, die pronominale Endung *-an* aufweisen, und den männlichen *-n*-Stämmen, wo die Endung wahrscheinlich Doppelformen, *-on* und *-un*, aufwies. Der Instrumentalis kam nur den vokalischen Stämmen zu: er ging auf *-u* aus bei den *-a*-Stämmen und den langsilbigen *-i-* und *-u*-Stämmen; den kurzsilbigen *-i-* und *-u*-Stämmen kamen wohl Instrumentale auf *-iu* zu.

Im Plural stimmten Nominativ und Accusativ überall zusammen. Keine Endung wiesen diese Formen auf bei den einsilbigen Neutra der

a-Stämme mit langem Stamm und den nach Abzug der *-n*-Stämme übrig bleibenden konsonantischen Stämmen. Die männlichen *-a-* (und *-wa-*) Stämme hatten die Doppelformen *-ôs* und *-a*; die *-ja*-Stämme die Doppelformen *-ôs* und *-e*; auf *-i* gingen aus die *-i-* und *-u*-Stämme, auf *-u* die Neutra der *a*-Klasse mit einsilbigem kurzem oder mit mehrsilbigem Stamm; auf *-on* (und *-un?*) die männlichen *n*-Stämme, auf *-un* (*-ûn?*) die sächlichen; auf *-ir* eine Anzahl von neutralen Stämmen. Der Genitiv des Plurals ging allgemein auf *-o* aus (bezw. *io* bei den *-ja-*, *-i-* und kurzsilbigen *-u*-Stämmen). Der Dativ des Plurals ging aus auf *-om* bei den *-a-* und *-wa*-Stämmen; bei den *-n*-Stämmen lautete er *-ôm; -im* kam den *ja-* und *i*-Stämmen und den *u*-Stämmen mit langer Stammsilbe zu, *-um* den kurzsilbigen *u*-Stämmen und wohl auch den noch übrigen konsonantischen Stämmen.

§ 172. Fünf verschiedene Gruppen von Vorgängen bedingen nun die Weiterentwickelung der so gestalteten Paradigmen.

Erstens wird das Nebeneinander gleichberechtigter Formen beseitigt. Im Dativ der kurzsilbigen *i*-Stämme ist *-i* im Althochdeutschen verloren, im Altniederdeutschen dagegen noch die Regel. Umgekehrt hat das Altniederdeutsche die Dativendung *-iu* der *u*-Stämme aufgegeben, während sie althochdeutsch nicht selten ist; gegen Ausgang der Periode verschwindet sie auch hier. Im Gen. und Dat. der *n*-Stämme ist *-in* ausschliesslich herrschend geworden im Altoberdeutschen. Isidor hat *-in* neben wenigen *-en*; das übrige Fränkische, auch das Altniederfränkische und das Altsächsische haben *-en*. Dies ist sicher nicht aus *-in* entstanden, sondern hat, wenigstens im Niederdeutschen, offenen Klang gehabt, wie das überwiegende *-an* im Mon. des Hel. beweist. *-on* und *-un* des Acc. Sgl., wenn sie überhaupt urdeutsch nebeneinander bestanden, wurden so ausgeglichen, dass im And. *-on* erscheint (die wenigen *-un* sind vom Adjektiv her übertragen); im Oberdeutschen liegt im allgemeinen *-un*, im Fränkischen im allgemeinen *-on* vor. Ebenso verteilen sich *-on* und *-un* beim Nom. Acc. Plur. Im N. A. Pl. der männlichen *a-* (*ja-*, *wa-*) Stämme kommt in geschichtlicher Zeit dem Altsächsischen des Heliand nur *ôs* zu; die Freckenhorster Rolle weist *-ôs* und *a* auf; das altniederfränkische und das althochdeutsche haben *-a*. Zahlreiche andere Doppelformen haben sich erst im Laufe der geschichtlichen Entwickelung gebildet und vielfach wieder ihre Beseitigung gefunden.

§ 173. Zweitens haben innerhalb desselben Paradigmas und des gleichen Numerus die Kasus unter sich Angleichung erfahren. Diese Erscheinung ist ziemlich selten, da es im allgemeinen nicht den Gesetzen der Formenübertragung entspricht, dass bei Bedeutungsverschiedenheiten zweier Formen ihre einzige lautliche Verschiedenheit beseitigt wird. Hierher gehört die Entwickelung des Singulars der *n*-Stämme im Altniederdeutschen. Im Angelsächsischen wie im Altniederfränkischen ist *-on* des Accusativs auch in den Gen. und Dat. eingedrungen; daneben bestand freilich die alte Form weiter, und zwar hat sie sich im Genitiv viel fester gehalten als im Dativ; ganz vereinzelt findet sich diese Neubildung nach der Accusativform auch im Althochdeutschen, besonders in bairischen Denkmälern. Die alte Accusativform selber, welche diese Übertragung veranlasst hatte, ist im Altniederfränkischen durch die Form des Nom. fast gänzlich verdrängt worden; dabei hat ohne Zweifel noch ein anderer Einfluss mitgewirkt, das Vorbild aller übrigen Flexionsklassen, bei denen kein Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ mehr bestand. Dem Nom. und Accusativ wird dann im Mittelfränkischen und Niederfränkischen auch noch der Dativ gleich gemacht, wie beim Masc. so auch beim Neutrum, wo jene beiden

Kasus schon von Haus aus gleich waren. Ebenso ist im Altsächsischen zu dem N. A. Sgl. *ĕo* ein Dativ *ĕo* neben *ĕwu* geschaffen worden. Das niederdeutsche *Lücht* (Luft) entstammt dem Gen. Dat. **lufti*. In heutigen Mundarten, so im Rheinfränkischen, Schwäbischen, Hessischen, teilweise im Mittelfränkischen ist der Dat. Plur. dem Nom. und Acc. Pl. angeglichen worden: *de Leut* = *den Leuten*. Im heutigen Basl. besteht alte und neue Form nebeneinander: *de Lite, de Lit*.

§ 174. Drittens werden ganz vereinzelt Singularendungen in den Plural übertragen: im Althochdeutschen finden sich bei N. und A. Pl. der neutralen *n*-Stämme neben den Formen auf *-un* auch Formen auf *-a* (*auga, herza*, die Augen, Herzen), und die Form des Dat. Sgl. *herzen* erscheint auch als Dat. Pl. Doch liegt hier schwerlich eine unmittelbare Angleichung singularer und pluraler Endungen vor, sondern auch hier hat das Vorbild anderer Paradigmen eingewirkt, indem bei den meisten übrigen Neutra N. und A. des Singulars mit den entsprechenden Formen des Plurals gleich lauteten. Nachdem dann *herza* etc. einmal pluralisch verwendet wurde, konnte leicht auch der daneben stehende Dativ auf *-en* in den Plural übergehen.

§ 175. Viertens ist einmal, wie es scheint, ein flexivisches Element einer fremden Sprache entlehnt worden. Im Mittelniederdeutschen findet sich seit dem 15. Jahrh. (wie im Mndl.) ein Plural auf *-s* (*-es*) und zwar in sämtlichen Kasus, nicht nur bei Masculina, sondern auch bei Neutra, der wohl aus dem Französischen, vielleicht durch Vermittelung des Niederländischen, eingedrungen. Er begegnet zuerst bei Personenbezeichnungen, offenbar deshalb, weil bei der zahlreichsten Klasse derselben, den Nomina auf *-ere*, N. und A. Pl. mit N. A. Sg. zusammenfielen und am ersten einer Charakteristik bedurften. Und im heutigen Niederdeutschen kommt dies *s* wesentlich den Wörtern zu, welche sonst die beiden Numeri weder durch eine Endung, noch durch Umlautswechsel unterscheiden, also besonders bei Wörtern mit Suffixen.

Vgl. J. Frank, AzfdA. VII, 321.

Auch in das nördliche Md. reicht dies *s* hinein; so findet es sich in der Stieger Mundart. In der heutigen Sprache wird das *s* namentlich bei Fremdwörtern angewendet, bei denen Plurale nach anderer Weise sich schlecht bilden lassen; es kommt aber auch bei deutschen Wörtern vor (*zwischen zwey Wesens* Goethe Weimarer Ausg. IV, Bd. 6, 6).

§ 176. Fünftens haben verschiedene Paradigmata sich gegenseitig beeinflusst. Dieser Vorgang ist weitaus der wichtigste; auch bei den Erscheinungen von § 173 und 174 war er ja mit im Spiele. Und wiederum zeigt sich, wie bei der Flexion des Verbs, dass die Ausgleichung auf niederdeutschem Gebiete früher eintritt und allgemeiner ist als auf hochdeutschem.

Am leichtesten gehen Angleichungen bei denjenigen Paradigmen vor sich, die demselben Genus angehören.

A. Die Endungen des Masculins.

§ 177. Berührung von männlichen *a*-Stämmen mit verschiedenem Stammausgang. Die Formen auf *e* im N. und A. Pl. der *ja*-Stämme, z. B. *hirte*, die Hirten, sind im Althochdeutschen nur noch im 8. Jahrh. die Regel, im 9. Jahrh. wurden sie durch *-a* der *a*-Stämme verdrängt. Im Dat. Pl. liegt die Sache so, dass bei den *ja*-Stämmen althochdeutsch im Fränkischen die alte Form *-im* das Häufigere ist; im Ober-

deutschen überwiegt schon die Neubildung auf *-un* nach den *a*-Stämmen; im Altniederdeutschen herrscht die letztere Form ausschliesslich. Im N. A. Sgl. fallen die mehrsilbigen *ja*-Stämme (auf *-ari*) lautgesetzlich im Neuhochdeutschen mit den *a*-Stämmen zusammen. Die wenigen zweisilbigen, die das *i* als *e* in der neuern Sprache bewahren, haben viel stärkere Anziehung nach andern Seiten zu erleiden als nach den *a*-Stämmen (s. § 182, 187).

In der mittleren Periode war zufolge einem mittelhochdeutschen Lautgesetz (s. § 70, 1) eine Verschiedenheit der Bildung auch in den obliquen Casus des Sgl. eingetreten. Bei Stämmen mit kurzer Stammsilbe, die auf *r, l* ausgingen, und bei langsilbigen mit *r*- oder *l*-Suffix musste im Dat. Sgl. im Mittelhochdeutschen das auslautende *e* abfallen, also Zusammenfall von Nom. und Dat. eintreten; die Folge war, dass im Mittelhochdeutschen noch andere *a*-Stämme ihren Dativ ohne *e* bildeten: *dem krâm, plân, wân* etc.; immerhin sind dies Ausnahmen.

§ 178. Berührung der lang- und kurzsilbigen *i*-Stämme. Hier war im Althochdeutschen durch die Lautverschiebung in zahlreichen Fällen der charakteristische Quantitätsunterschied verloren gegangen; daher sind auch die einzig noch bestehenden Unterschiede im N. und A. Sgl. schon im frühesten Althochdeutsch fast gänzlich ausgeglichen worden, indem die Endungslosigkeit der langstämmigen auch auf die kurzstämmigen übertragen wurde, während im Altsächsischen noch das alte Verhältnis gewahrt blieb. Also as. *heti, seli, slegi* = ahd. *haz, sal, slag*. Die alten Formen blieben ahd. nur in *-kumi, quiti, risi, wini*. Auch im Niederdeutschen sind dann später Übertritte dieser Art erfolgt: as. *flugi, heti, slegi, seli* = mnd. *floch, hat, sal, slach*. Andere reflektieren im Mittelniederdeutschen genau die alte lautgesetzliche Form: and. *biti, fluti, *gripi, hugi, *skridi, *snidi, *skuti, *tredi* = mnd. *bete, flote, grepe, hoge, schrede, snede, skote, trede*. Teilweise besteht auch alte und neue Form nebeneinander; as. **bruki, kuri* = mnd. *broke* und *brok, kore* und *kor*. Ausser den langsilbigen *i*-Stämmen haben auch die *n*-Stämme und die Feminina Einfluss auf die kurzsilbigen *i*-Stämme gewonnen; s. u.

§ 179. Berührung zwischen *a*- und *ja*-Stämmen einer- und *i*-Stämmen anderseits. Im Dat. Plur. sind althochdeutsch bei den *i*-Stämmen die alten Formen auf *-im* bewahrt; im Altniederdeutschen finden sich nur ganz vereinzelte Reste der Form auf *-im*; sonst ist die Endung *-iun* der *ja*-Stämme durchgedrungen. Im Althochdeutschen wird von den endungslosen Singularen der *i*-Klasse vielfach der ganze Plural nach der *a*-Klasse gebildet. Im Altniederdeutschen tritt ganz vereinzelt bei den *i*-Stämmen auch eine Bildung auf *-ôs* (*hornselios*) auf; im Mittelniederdeutschen dagegen sind gar keine Reflexe der Endung *-os* mehr anzutreffen, sondern das dem *i* der *i*-Stämme entsprechende *-e* hat allgemeine Geltung gewonnen. Allerdings mag auch der Einfluss der Adjektivendungen mitgewirkt haben.

§ 180. Berührung der männlichen vokalischen Stämme und *n*-Stämme findet im Altsächsischen im Dat. Plur. statt, in der Mundart des Monacensis, wo neben herrschendem *-un* der vokalischen Stämme auch *-on* wie bei den *n*-Stämmen auftritt und bei den *n*-Stämmen *-un* und *-on* ungefähr gleichberechtigt sind. Diese Angleichung beruht nicht auf teilweiser Übereinstimmung der betreffenden Paradigmata, sondern auf syntaktischer Association, d. h. es schlossen sich in zwei- und mehrgliedrigen Ausdrücken häufig Dative verschiedener Bildungsweise aneinander an, die dann auf einander einwirkten. Ähnlich ist es wohl aufzufassen, wenn

im Alemannischen der mittelhochdeutschen Zeit sehr häufig ein G. Pl. der vokalischen Stämme auf *-on, -en* gebildet wird; sonst könnte man auch an Einwirkung des Fem. denken, mit dem Nom. Acc. Pl. übereinstimmte.

§ 181. Berührung der männlichen *a-* und *n*-Stämme. Vereinzelt hat eine solche schon im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen stattgefunden; etwas häufiger sind im Mittelhochdeutschen schwache Formen von *mâg* belegt. Hier war offenbar die Bedeutung der Anlass für den Übertritt: abgesehen von den Bildungen auf *-ære*, gehört der grösste Teil der Personalbezeichnungen der Flexion der *n*-Stämme an. Stärkere Vermischungen haben erst im Neuhochdeutschen stattgefunden, wo in Folge lautlicher Wandlungen die Übereinstimmungen zwischen beiden Paradigmen stärker geworden. Diese lautliche Veränderung ging teilweise bei den *a*-Stämmen vor sich. Durch Abfall des *e* in nicht hochtoniger Silbe (s. § 70, 2) hatten die mittelhochdeutschen Dative Singularis und die gleichlautenden Pluralformen der *-na*-Stämme ihre Endung verloren; es war also *degene, wagene* etc. zu *Degen, Wagen* gewandelt worden; zwischen ihrer Flexion und dem Paradigma der *n*-Stämme bestand somit ein Unterschied nur noch im Nom. und Gen. Sgl.: *Wagen — Wagens, Grabe — Graben*, der denn auch noch in zahlreichen Fällen ausgeglichen wurde und zwar zu Gunsten des Paradigmas von *Wagen*, obgleich das Paradigma der *n*-Stämme viel mehr Vertreter aufzuweisen hatte, als das der *na*-Stämme. Offenbar wirkte das Beispiel aller übrigen Stämme mit, bei denen ein Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ nicht bestand. Die Wörter, welche diesen Übertritt mitmachten, bezeichnen Sachen, nicht Personen. Vgl. mhd. *balle, balke, boge, brunne, dûme, garte, grabe, huoste, knoche, kuoche, mage* etc. mit nhd. *Ballen, Bogen, Brunnen* etc. Mittel- und niederdeutsche Mundarten sind hier mehrfach nicht so weit gegangen als die Schriftsprache; so heisst es soestisch: *balke, dume, mage*, wo *-e* nicht auf *-en* zurückgeht, ebenso ravensburgisch *knuake* (Knochen), *heosse* neben *heossen* (Husten), mecklenbg. *born, dum, grav, mag* (Magen), schles. der *Kuche*. Schwanken herrscht in der Schriftsprache bei Abstraktbezeichnungen: *Glaube—Glauben, Glaubens; Name—Namen, Namens; Wille—Willen, Willens*. Anderseits gab es auch bei den *n*-Stämmen zahlreiche mehrsilbige Wörter, die das auslautende *e* des Nom. Sgl. verlieren mussten, so dass ihr Nominativ dem der *a* Stämme gleich wurde. Soweit diese Wörter nicht Bezeichnungen lebender Wesen waren und männlich blieben, haben sie sich dem Paradigma der *a*-Stämme angeglichen: *Bärlapp, Besen, Dotter, Nabel, Leichnam, Mittwoch*. Ganz vereinzelt hat umgekehrt zu suffixalen *a*-Stämmen sich ein Plural nach den *n*-Stämmen gebildet: *Stacheln, Stiefeln* neben *Stiefel*. Auch einige *n*-Stämme von persönlicher Bedeutung haben jenen Übertritt mitgemacht: *Anwalt, Einsiedel, Gevatter, Herzog* und die Komposita auf *-wart*; im Singular teilweise die Wörter *Bauer, Nachbar*.

Endlich ist das im Nominativ auslautende *e* auch bei solchen Angehörigen des *-n*-Paradigmas abgefallen, deren Stamm einsilbig war; teilweise schon mittelhochdeutsch, wie bei *Aar* (s. § 70), teilweise erst neuhochdeutsch, sei es bei Wörtern, die häufig als Titel proklitisch standen, wie *Graf, Herr, Fürst* (nach § 70, 2), sei es, dass vielleicht die betr. Wörter ihre Form aus einem Dialekt entnahmen, der überhaupt *e* synkopierte, z. B. *März*. Von diesen sind wieder diejenigen, die nicht lebende Wesen bezeichnen, in die *a*-Flexion übergetreten: *Blitz, Dost, Lenz, März, Mond, Spelz, Stern*; von Bezeichnungen lebender Wesen traten über *Hahn, Schwan, Schelm, Tropf;* den Pl. *Lumpe* gilt neben *Lumpen*. Umgekehrt sind von *a*-Stämmen Plurale auf *-en* gebildet worden: *Dornen, Masten, Seen, Sinnen,*

Staaten. Ganz in die Weise der *n*-Stämme und dann mit diesen in die Flexion der *na*-Stämme ist übergetreten mhd. *nac* = nhd. *Nacken.*

Bei einzelnen Substantiven der beiden Klassen war die Übereinstimmung mit den andern Klassen im Neuhochdeutschen nicht grösser geworden, als sie im Mittelhochdeutschen war; trotzdem ist erst im Neuhochdeutschen ein Übertritt erfolgt: mhd. *ampfer—ampfern,* nhd. *Ampfer—Ampfers,* mhd. *heiden, -ens, cristen, — ens,* nhd. *Heide, Christ,* mhd. *norden, osten, süden, westen* nhd. *Nord* neben *Norden, Ost* neben *Osten, Süd* neben *Süden, West* neben *Westen,* mhd. *genôz,* nhd. *Genosse* (nach *Geselle*), mhd. *gedanc,* nhd. *Gedanke* (nach *Glaube, Wille*), ebenso mhd. *nutz,* nhd. *Nutzen.*

Nach diesen Veränderungen bleiben bei der alten *n*-Flexion nur Bezeichnungen lebender Wesen, die häufiger als Subjekte erscheinen, wo somit der Nominativ besonders festen Boden hatte; vgl. *Bürge, Drache, Gatte, Löwe, Schenke, Scherge, Schotte, Zeuge* etc. Es steht also *Franke, Rappe* neben *Franken, Rappen* (Münzen), wie *Lump, Tropf* neben *Lumpen, Tropfen.*

Nur scheinbare Ausnahmen sind die Nominative *hern, ern* in Titulaturen (vgl. Bech, Germ. XXVI, 164), die erstarrte Dative sind.

Vgl. Behaghel, German. XXIII, 269.

§ 182. Berührung der männlichen *n*-Stämme mit den vokalischen Stämmen, deren Nom. auf Vokal ausging. Die Nominative der urdeutschen *ja-, wa-,* kurzsilbigen *i-* und *u*-Stämme mussten ebenso wie die *n*-Stämme in der mittleren Periode den Ausgang *-e* erhalten, soweit derselbe nicht lautgesetzlich verloren ging. Schon mittelniederdeutsch und mhd. treten daher schwache Formen auf von *frede, herde, rugge, schade* (Schatten), *sede, sege, wete* (Weizen); noch öfter begegnen auf mittelniederdeutschem Gebiet schwache Formen, z. B. von *bete, hoge, sone.* Im Neuhochdeutschen sind dann *Rücken, Schatten, Weizen* zugleich mit den entsprechenden *n*-Stämmen den *na*-Stämmen angeschlossen, das persönliche *Hirte* der alten *n*-Flexion eingereiht, *Friede* nach *Glaube, Wille* gebildet worden.

§ 183. Anderweitige Berührungen der *u*-Stämme mit männlichen Stämmen. Urdeutsch **hugu* ist im Angelsächsischen in die Flexion der *i*-Stämme übergetreten = *hugi,* das vereinzelt auch althochdeutsch erscheint. *sunu* ist im Althochdeutschen abgesehen von den ältesten fränkischen Quellen, zu *sun* umgebildet (vgl. Braune, PBB. IX, 548). Von *fridu* erscheint althochdeutsch ein Plural nach der *a*-Flexion. *sigu,* dessen altniederdeutsche Form nicht genügend gesichert, und *metu* haben schon im Mittelhochdeutschen neben *sige* und *mete* die Formen *sic, met* die neuhochdeutsch allein herrschend geworden.

§ 184. Männliche konsonantische Stämme, ausser den *n*-Stämmen. Bei den *r*-Stämmen ist im Altniederdeutschen der alte Genitiv und Dativ Sg. ohne *s* bewahrt. Im Althochdeutschen ist es bei *bruoder* ebenso; bei *fater* besteht neben *fater* bereits *fateres* und *fatere* nach der vokalischen Flexion. Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen stehen die alten Formen *bruoder* und *fater* neben den Formen nach der vokalischen Flexion; im Neuhochdeutschen musste beides lautlich zusammenfallen. Auch mit den *n*-Stämmen findet in der mittleren Periode Berührung statt: selten auf mittelniederdeutschem, häufiger auf mittelhochdeutschem Boden begegnet ein Gen. S. *vatern.* Ganz vereinzelt begegnet mittelhochdeutsch auch ein Gen. *bruodern,* ein Dativ *vatern.* Die Form des Nom. Acc. Plural ist im Altniederdeutschen kaum belegt; wo sie er-

scheint, zeigt sie die ursprüngliche Gestalt; im Althochdeutschen ist dies nur bei *bruoder* der Fall, wo in der älteren Zeit der Übertritt in die *a*-Flexion nur ganz vereinzelt begegnet. Bei Notker ist er allerdings auch hier vollzogen. Bei *fater* dagegen sind überhaupt nur die *a*-Formen belegt, mhd. ist *bruodere* nicht selten; die Form *bruoder* kann dem einen wie dem andern Paradigma angehören.

Bei denjenigen alten *-nd*-Stämmen, die sich durch ihre Substantivierung dem Übertritt in die *ja*-Flexion entzogen hatten, ist die endungslose Form des Dat. Sg. im Altniederdeutschen nur vereinzelt in der Verbindung *waldand god* bewahrt; im Althochdeutschen begegnet vereinzelt der Dativ *friunt*, sonst herrscht die Form nach der *a*-Flexion; in der mittleren Periode sind auch diese wenigen Ausnahmen verschwunden. Im Nom. Acc. Plur. bewahrt das Altniederdeutsche meist die lautgesetzliche Form; Übertritt ist ganz vereinzelt (*wîgandôs* neben *wîgand*). Im Altniederfränkischen ist der Übertritt zur *a*-Flexion vollzogen. Im Althochdeutschen überwiegt noch *friunt* gegenüber der Neubildung *friunta*, während *fîant* neben *fîanta* sehr selten ist. In der mittleren Periode hat nur *friunt* alte Formen bewahrt.

Von *man* hat der Dat. Sg. im Altniederdeutschen noch die alte Form; im Altniederfränkischen gilt die Neubildung *manne*; im Althochdeutschen und in der mittleren Periode besteht beides nebeneinander. Nom. und Acc. Plural lauten in der älteren Zeit durchaus *man*; nur das Kompositum *gomman*, wo *man* als Suffix erschien, zeigt im Althochdeutschen auch Formen nach der *a*-Flexion. In der mittleren Periode stehen wieder *man* und *manne* nebeneinander.

Endlich hat das Altsächsische und Althochdeutsche einen Rest konsonantischer Flexion aufzuweisen in dem Dat. Plur. *fôtun*, *fuozun*, während sonst der Plural dieses Stammes in die *i*-Flexion übergetreten; das Althochdeutsche allein in der Flexion von *genôz*, von dem Dat. Sg. und Nom. Plur. in der Form *genôz* belegt sind, neben den gewöhnlichen *a*-Formen; im Mittelhochdeutschen sind jene alten Formen zahlreich vorhanden.

Bei der Berührung mit andern Stämmen verhalten sich somit die vorliegenden konsonantischen Bildungen fast durchaus passiv. Ein Beispiel des Umgekehrten liegt vor, wenn im Mittelniederdeutschen zu *bûr* (Bauer) der Plural *bûr* erscheint.

§ 185. Berührung der Eigennamen mit andern Stämmen. Im Althochdeutschen ist die Endung *-an* des Accusativs bei den Eigennamen auch auf solche Appellative übergegangen, die in ihrer Bedeutung den Eigennamen nahestehen: von *got* begegnet der Acc. *gotan*; von *fater* und *truhtin* als Bezeichnungen Gottes kann der Acc. *fateran*, *truhtinan* lauten. Von den Eigennamen, welche als zweites Glied das Substantiv *man* enthielten, ist die Endung *-an* auch auf das selbständige Substantiv übertragen worden; so dass *mannan* neben *man* besteht. Dieser neue Accusativ ist dann im späteren Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch Anlass geworden, ein Paradigma nach dem Muster der *n*-Stämme auszubilden.

B. Die Endungen des Neutrums.

§ 186. Berührungen der vokalischen Neutra unter sich. Im Altsächsischen ist im Nom. Acc. Sg. der *ja*-Stämme der alte Stand der Dinge noch ziemlich bewahrt, wonach bei ursprünglich kurzen Stammsilben der Stamm mit Konsonant schliesst: *bed*, *flet*, *giwit*, während die von Hause aus langsilbigen auf *-i* ausgehen: *girûni*, *rîki* etc. Aber die Übereinstim-

mung der obliquen Kasus hat doch schon begonnen, auch die Nominative anzugleichen und zwar zu Gunsten der langstämmigen: es heisst *kunni* gegen ags. *cyn*, *netti* neben *net*. Im Althochdeutschen findet sich nur die Neubildung nach den langsilbigen Stämmen. Im Mittelniederdeutschen ist der Übertritt auch noch weiter gegangen als im Altsächsischen: neben *flet* begegnet *flette*, für *bed* erscheint *bedde*.

Die Bildung des Plurals befindet sich im Altsächsischen noch ziemlich auf dem lautgesetzlichen Stande: *-u* des N. A. steht bei den kurzsilbigen *a*-Stämmen, vereinzelt bei *ja*-Stämmen (*nettiu*) und bei mehrsilbigen (*ofligeso*). Im Althochdeutschen hat der Typus der langsilbigen *a*-Stämme das *-u* der kurzsilbigen *a*-Stämme ziemlich verdrängt. *-u* besteht nur noch im Ostfränkischen bei den *ja*-Stämmen: *kunniu*, *gibeiniu* etc. neben *kunni*, *gibeini*, im Alemannischen bei den Diminuitiven auf *li*: *chindiliu*, und vereinzelt sonst, z. B. *meremanniu* im Physiologus, *stucchiu* bei Notker. Auch im Mittelhochdeutschen finden sich alemannisch noch einzelne Reste des *-iu* bei der Bildung *-li*, ferner *stucku* Geschichtsfreund VIII, 43, *bettv* ebda. XXXIX, 34, 7 u. 20, 55, 32; auch heutige Formen wie *bēri* (Beere), *rippi* (Rippe) hängen vielleicht mit solchen Pluralen zusammen (s. aber auch Schild, Brienzer Mundart I, 98.). Im Übrigen sind diese Formen verschwunden, indem nach dem Muster der neutralen *a*-Stämme der Plural dem Singular gleich gemacht wurde.

Noch viel entschiedener geht die Ausgleichung zwischen *a*- und *ja*-Stämmen im Neuhochdeutschen vor sich: zahlreiche mittelhochdeutsche Substantive auf *-e* gehen im Neuhochdeutschen nach der *a*-Flexion, d. h. sie treten ohne *e* auf: *Kinn*, *Kreuz*, *Netz*, *Reich* etc. Dadurch ergibt sich nun ein Unterschied von N. A. Sg. und N. A. Pl., der bisher nicht bestanden hatte: es erscheint der Stammauslaut *e* des Plurals nunmehr als Endung; dieser Vorzug war es offenbar, der die Durchführung des Übertritts gefördert hat. Der Übertritt hat hauptsächlich bei solchen nicht stattgefunden, die kollektive Bedeutung hatten, also in ihrer Bedeutung dem Plural nahe standen und eine Unterscheidung der beiden Numeri weniger erheischten, vgl. *Gebilde*, *Gebirge*, *Gefilde*, *Gefüge*, *Gelände*, *Geschmeide*, *Gewölbe*. Diese haben ihrerseits zwei Wörter der *a*-Flexion sich angeglichen, die gleichfalls mit *ge-* zusammengesetzt waren: *Gelage*, *Gestade* (mhd. **gelac*, *gestat*).

§ 187. Berührung der *ja*-Stämme und der *n*-Stämme. Dieselbe konnte erst in der mittleren Periode eintreten, nachdem auslautend *i* und *a* in *e* zusammengefallen. So finden sich schon mittelhochdeutsch von den *n*-Stämmen Formen nach dem Vorbild der zahlreicheren *ja*-Stämme: dem *herze*, dem *wange*, dem *ouge*. Im Neuhochdeutschen ist *Auge* im Sg. durchaus stark, ebenso mhd. *ôre* > nhd. *Ohr*, das noch den Übertritt von *kinne*, *kriuze* etc. in die Form der *a*-Stämme mitmachte. Von jenen vokalischen Formen der obliquen Kasus von *herze* aus entsteht dann auch der neue Nom. *Herz*, während in den obliquen Kasus die Formen der *n*-Stämme siegreich bleiben. — Umgekehrt finden sich bei der *ja*-Flexion schon in der mittleren Periode Formen auf *-en*, so im Mittelniederdeutschen bei *ende*, *ribbe*; auch mittelhochdeutsch einzelnes, wie *meren* (Pl. von *daz maere*), *stucken*; im Neuhochdeutschen sind Plurale auf *-en* die Regel geworden bei *Bett(e)*, *Ende*, *Hemde*, *Maere*, wo bei Fortbestehen des singularen *e* eine Unterscheidung des Plurals wünschenswert war.

§ 188. Berührung von alten *s*-Stämmen mit den vokalischen Neutra. Bei den alten *s*-Stämmen mit langer Stammsilbe waren im Urdeutschen N. A. Sg. mit den *a*-Stämmen lautgesetzlich zusammengefallen:

kalb (aus **kalbos*) = *word.* In den Kasus des Plurals dagegen war *-ir* (aus *-eza*) überall geblieben, so dass das Bildungssuffix das Aussehen eines Pluralkennzeichens gewann. Im Altniederdeutschen erscheinen Plurale auf *-ir* von *ei* und *hôn;* zahlreicher sind die Belege im Althochdeutschen: bei einzelnen Substantiven (*blat, farh, ei, huon, kalb, luog, rîs, rind*) tritt diese Bildung ausschliesslich auf, bei anderen steht sie neben den endungslosen Formen. Im Mittelniederdeutschen und Mittelhochdeutschen nimmt die Zahl dieser Plurale erheblich zu; im Neuhochdeutschen ist das Schwanken zwischen alter und neuer Pluralbildung bei den meisten Wörtern zu Gunsten von *-er* beseitigt. Isolierte Reste der älteren Form finden sich in dem Ortsnamen *Baden* und den Namen auf *-hausen.*

Vereinzelt haben auch alte *ja*-Stämme *-er* angenommen (*Bild, Gemüt, Geschlecht*); hier war durch die Bildung von Nominativen ohne *e* bereits eine Unterscheidung zwischen Sg. und Pl. geschaffen, also weniger Anlass vorhanden, nach jenem *-er* zu greifen. Die Mundarten gehen in Zufügung des *-er* vielfach noch weiter als die Schriftsprache; so begegnet alem. *Beil — Beiler, Bein — Beiner, Bett — Better, Bart — Barter, Heu — Heuer* etc., bair. *Bett — Better, Bein — Beiner, Gebet — Gebeter, Gemüs — Gemüser, Hemd — Hemder* etc., rhfr. *Bein — Beiner, Bett — Better, Hemd — Hemder, Stück — Stücker,* thür. *Jahr — Jahrer, Spiel — Spieler, Thier — Thierer.* Im Pfälzischen, in der Wetterau findet sich auch bei den Diminutiven das *-er*: *Aügelcher, Vögelcher.*

§ 186. Berührung von Masculina und Neutra. Die Endung *e* des N. A. Pl. Masc. geht teilweise schon in der mittleren Periode auf den endungslosen N. A. Pl. des Neutrums über; in weiterem Umfang im Mittelniederdeutschen, wo einzelne *e*, aus dem alten *u*, bei den Neutris schon vorhanden waren; auf hochdeutschem Gebiete zuerst und zumeist auf mitteldeutschem Boden. Wenn es mittelniederdeutsch und im Mitteldeutschen auch an die Suffixe antritt, *wâpene, kindere, lochere, redere,* so können auch hier teilweise alte Formen auf *-u* zu Grunde liegen. In neuhochdeutscher Zeit sind die endungslosen Plurale durch Bildungen auf *e* verdrängt, soweit nicht die Endung *-er* eingegriffen hat. Nur bei Verbindung mit Zahlwörtern sind die alten Plurale geblieben: *sechs Loth, Pfund* etc., wegen ihrer besondern Häufigkeit; nach diesem Vorbild sind denn auch andere Pluralbildungen dem Singular gleich gemacht worden, wohl hauptsächlich deshalb, weil oft verschiedene solche Substantive in Aufzählungen verbunden waren: so heisst es auch *sechs Stück* (mh. *daz stücke*) und auch beim Masc. *sechs Fuss.* Diese Beeinflussung des Masc. ist schon altsächsisch, vgl. *sibun wintar* Hel. 510, *fier penning, twêne scilling* in der Freckenhorster Heberolle. Im allgemeinen aber gehört diese Ausgleichung erst der neuhochdeutschen Zeit an.

In manchen Substantiven bestehen die Plurale auf *-e* neben solchen auf *-er.* Dabei zeigt sich deutlich, dass die Bildung auf *-er* die eigentlich lebendige und volkstümliche ist: die Plurale auf *e* haben überwiegend archaischen Charakter und bezeichnen nicht so entschieden eine Mehrzahl, wie diejenigen auf *-er*, vgl. *Bande — Bänder, Lande — Länder, Worte — Wörter.*

Vereinzelt ist schon mhd. *-er* auch ins Masc. eingedrungen; häufiger wird es seit dem 14. und 15. Jahrh., um im Neuhochdeutschen bei manchen Substantiven Regel zu werden. In schweizerischen Mundarten erscheint auch ein Sg. *Eier* (ovum), wohl schwerlich eine alte Form, sondern mit Übertragung des *-er* aus dem Plural, wie im Südfr. und in

schweizerischer Mundart im Sg. *Spreuer* besteht, aus dem Plural *spreüer* zu mhd. *daz spriu*.

C. DIE ENDUNGEN DES FEMININUMS.

§ 190. Der Stand der Endungen im Urdeutschen war etwa folgender. Der Nominativ Sgl. war ohne Endung: allgemein bei den langsilbigen *i*-Stämmen und den konsonantischen Stämmen; ferner teilweise bei den langsilbigen *ô*-Stämmen und *jô*-Stämmen. Er hatte die Endung *a:* bei den kurzsilbigen und grossenteils bei den langsilbigen *ô*-Stämmen, sowie bei den *-ôn*-Stämmen. Er hatte die Endung *-e* teilweise bei den *jâ*-Stämmen. Er hatte die Endung-*i* bei den kurzsilbigen *jô*-Stämmen (teilweise), bei den kurzsilbigen *-i*-Stämmen, bei den *în*-Stämmen. Er hatte die Endung *-î* bei den *-îni*-Stämmen, endlich die Endung *-o* ganz vereinzelt bei den *-ô*-Stämmen.

Der Genitiv Sgl. zeigte keine Endung bei den konsonantischen Stämmen, die nicht *-n*-Stämme waren; er gieng aus auf *-a* bei den *-ô*-Stämmen, auf *-e* bei den *-jô*-Stämmen, auf *-i* oder *-es* bei den *i*-Stämmen (also auf *-îni* oder *-înes* bei den *-îni*-Stämmen), auf *-ûn* bei den *-n*-Stämmen. Der Dativ Sgl. endigte auf *-i* bei den *-i*-Stämmen, auf *-u* bei den *-ô*-Stämmen mit ihren Unterabteilungen, er war gleich dem Genitiv bei den konsonantischen Stämmen. Der Accusativ Sgl. war im allgemeinen dem Nominativ gleich, ausser bei den *-în-* und *-ûn*-Stämmen: hier ging er aus auf *-în-* und *-ûn*. Bei den langsilbigen *-ô*-Stämmen kam zwar dem Nominativ wie dem Accusativ die Form mit und ohne Endung zu; bei manchen Substantiven aber war im Nom. noch die Form ohne Endung, im Acc. die Form auf *-a* die Regel.

Der Nomin. Accus. Pl. endete auf *-â* und *-ô* bei den *ô*-Stämmen, auf *-e* bei den *jô*-Stämmen, auf *-i* bei den *i*-Stämmen, auf *-î* bei den *în*-Stämmen; er war gleich den obliquen Kasus des Sgl. bei den übrigen konsonantischen Stämmen. Der Genitiv Pl. ging auf *-o* aus bei den konsonantischen Stämmen, ausser den *-n*-Stämmen, auf *-io* bei den *-i*-Stämmen, auf *-îno* bei den *-în*-Stämmen, auf *-ôno* bei den *-ô-* und *-ôn*-Stämmen, auf *-iôno* bei den *-jâ*-Stämmen. Der Dativ Pl. ging aus auf *-im* bei den *-i*-Stämmen, auf *-îm* bei den *-în*-Stämmen, auf *-ôm (-iôm)* bei den *-ô- (-jô-)* und *-ôn*-Stämmen, auf *-um* bei den übrigen konsonantischen Stämmen.

§ 191. Hier trat dann wieder Ausgleichung der Doppelformen ein. Im G. Sgl. der *i*-Stämme ist im Altsächsischen die Form auf *-es* fast ausschliesslich herrschend geworden (anders v. *Helten*, BBB. XX, 513); im Altniederfränkischen besteht noch beides nebeneinander; im Althochdeutschen gilt lediglich die Form auf *-i*. Was die mehrfachen Formen des Nom., bezw. Accus. Sgl. betrifft, so sind die Formen auf *-o* der *ô*-Stämme nur noch ganz vereinzelt vertreten (vgl. *Bremer*, *ero* ZsfdA. XXXI., 205, *Kögel* AnzfdA. XIX, 242). Das Nebeneinander von Formen der *ô*-Flexion mit *-a* und ohne schliessenden Vokal ist im allgemeinen zu Gunsten der Formen mit *-a* entschieden worden; es bestand im Altsächsischen noch vereinzelt *(thiod-thioda, hel-hellia)*; noch etwas mehr Belege begegnen im Althochdeutschen. In einzelnen Fällen sind die alten lautgesetzlichen Formen nur noch in adverbiellen Ausdrücken erhalten, deren Erstarrung teilweise gewiss schon in das Urdeutsche zurückreicht, so im Altniederdeutschen bei *half, stunt, wis* (die letztern aus dem Mittelniederdeutschen zu erschliessen), im Althochdeutschen bei denselben, bei *buoz,* bei *wîl*. Im N. A. Pl. ist *-â* fast auf dem ganzen Gebiete verallgemeinert worden; nur

in den Murbacher Hymnen gilt *-o* ausschliesslich; die Zwillingsformen bestehen noch nebeneinander in der ältern Zeit des Alemannischen, werden dann aber auch zu Gunsten von *-â* ausgeglichen, das in der mittleren Periode des Alemannischen allein gilt.

§ 192. Weiterhin hat auch Angleichung verschiedener Kasus stattgefunden. Die Zurückdrängung der endungslosen Nominativform bei den *ô*-Stämmen beruht hauptsächlich auf Angleichung an den Accusativ; umgekehrt haben die verkürzten Nominativformen sich einen gleichlautenden Accusativ gebildet. Bei den movierten *-injô*-Bildungen ist das ursprüngliche Verhältnis im Althochdeutschen noch ziemlich gewahrt: N. ***kuningin*** — A. ***kuninginna;*** aber die Form auf *-in* dringt seit dem 9. Jahrh. auch in den Accusativ und seit dem 11. Jahrh. die Accusativform *-inne* auch in den Nominativ ein. Die nämliche Ausgleichung liegt auch auf mittelniederdeutschem Gebiete vor. Ziemlich auffallend ist, dass zwischen Gen. u. Dat. Sgl. der *ô*-Stamme im Altsächsischen wie im Althochdeutschen Ausgleichung stattgefunden hat, der Gen. neben der Form auf *-a* auch die auf *-u*, der Dativ neben *-u* auch *-a* aufweist. Und zwar liegt auf beiden Gebieten die Sache so, dass die ursprünglich dativische Genitivform die alte Genitivform mehr zurückgedrängt hat, als die alte Dativform durch das neue *-a* Einbusse erlitten hat. Im Laufe des Althochdeutschen nimmt die Form des Gen. auf *-u (o)* immer mehr überhand; bei Notker gehen Gen. wie Dativ auf *-o* aus. Vielleicht ist bei dieser Ausgleichung das Vorbild der Paradigmen *kraft*, *hôhî* und *zunga* massgebend gewesen.

Bei den alten *-în*-Stämmen hatte sich im Urdeutschen nach Abfall des auslautenden *n* das Paradigma ergeben N. Sgl. *-i*, oblique Kasus auf *-î:* hier fand nun im Althochdeutschen (auch im Altsächsischen?) Angleichung des Nominativs an die obliquen Kasus statt, so dass auch dieser auf *-î* ausging.

Bei den *-îni*-Stämmen war N. A. Sgl. auslautend das *n* verloren gegangen (vgl. Kluge, PBB. XII, 381). Nach den Formen der obliquen später teilweise durch Analogiebildung verdrängten Formen mit *n* wurde dieses — vielleicht schon urdeutsch oder erst althochdeutsch? — wieder hergestellt, so dass Doppelformen entstanden: *toufi-toufin*, die dann wieder vereinfacht worden: altsächsisch begegnet nur die Form auf *i*, die auch althochdeutsch herrscht; *-în* gilt in einigen alten fränkischen Quellen.

Die weiteren Umgestaltungen erfolgen auch beim Femininum durch gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Paradigmata.

§ 193. Der Unterschied der Endungen *a* und *e* bei den *ô*-Stämmen und *jô*-Stämmen besteht noch im frühesten Althochdeutschen; aber schon am Ende des 8. Jahrhs. beginnen die *a*-Formen auch bei den *jô*-Stämmen sich geltend zu machen und verdrängen dieselben im 9. Jahrh. gänzlich. Im Altsächsischen und Altniederfränkischen ist von den Abweichungen der *jo*-Stämme keine Spur mehr vorhanden.

§ 194. Berührung der alten *în*-Stämme und der *îni*-Stämme. Die beiden Paradigmen stimmten im N. A. Sgl. überein: *hôhî* = *dôpî*, daher wurden auch die obliquen Formen und die Pluralformen von *dôpi* nach *hôhi* gebildet, also *-îno* Gen. Pl., *-îm* Dat. Pl., *-î* in allen anderen Kasus. Aus der Zeit, wo bei den Vertretern der *îni*-Stämme noch Doppelformen auf *-î* und *-în* bestanden, stammt eine Einwirkung in entgegengesetzter Richtung: es wurden zu *hôhî* etc. auch Nebenformen auf *-în* geschaffen, die dann bei der Ausgleichung natürlich sich ebenso verteilten wie jene.

§ 195. Berührung von *â (jâ)*-Stämmen und *î*-Stämmen. Im Ahd.

begegnen von alten *jâ*-Stämmen Nebenformen auf *î*: *redia-redî*, *minna-minnî*, *wunna-wunnî*; auch von alten *ô*-Stämmen: z. B. *farawa-farawî*. Der Ausgangspunkt ist wohl *redi*, die lautgesetzliche Nominativform der kurzsilbigen *jâ*-Stämme; darnach wurden auch zu langsilbigen Stämmen Nominative auf *-i* wieder hergestellt: *minni-wunni*, die zur alten Nominativform *hôhi* in Beziehung traten, also oblique Formen auf *-î* schufen, und dann wie jene das Nom. *-i* verlängerten. Die *ô*-Stämme wurden wieder von den *jô*-Stämmen beeinflusst.

Eine andere Einwirkung der *ô*-Stämme auf die *î*-Stämme, die sich wohl bei syntaktischer Assoziation entwickelt hat, besteht darin, dass in altalemannischen Quellen der Dat. Plur. vielfach auf *-înôm*, *-înum* ausgeht, ein Umstand, der dann weiter bei Notker zur Bildung einer Form *hôhîna* für N. A. Pl. führte.

§ 196. Berührungen zwischen den *ô*-Stämmen und den *ôn*-Stämmen, die im Nom. Sgl. und Gen. Dat. Plur. übereinstimmen, finden schon im Altsächsischen und Althochdeutschen statt, so dass ursprünglich starke Stämme auch schwach, ursprünglich schwache Stämme auch stark abgewandelt werden. Und zwar sind die Übertritte aus der starken in die schwache Flexion weit häufiger als die aus der schwachen in die starke. Nicht alle Kasus erleiden die Neubildung in gleichem Masse: wenigstens auf altniederdeutschem und altniederfränkischem Gebiet sind im Gen. und Dat. Sgl. die schwachen Formen bedeutend häufiger als im Accus. Sgl., offenbar weil im Allgemeinen das Bestreben nach Gleichheit von N. und A. wirksam war.

In der mittlern Periode nehmen die schwachen Formen noch mehr überhand, besonders auf mitteldeutschem Gebiet. In der jüngsten Periode ist in den meisten Mundarten wie in der Schriftsprache im Plural völliger Zusammenfall der beiden Paradigmen eingetreten und zwar zu Gunsten der Formen auf *-en*, so dass ein deutlicher Unterschied zwischen Sing. und Plural gegeben war. Erstarrte Reste sind: *unserer lieben Frauen*, *Frauen N. N.* auf Briefadressen in der Schweiz; *es kommt doch an die Sonnen*. Im Sgl. besteht auf Teilen des Gebietes noch Scheidung: soest. heisst es noch die *lunge* — der *lungen* und ravensburg. wenigstens überwiegend die *zunge* — der *zungen*; auch Hessisch und Thüringisch kennen noch solche Flexionsweise; im weitaus grössten Teile des Gebiets aber ist wie in der Schriftsprache *-e* durch alle Kasus des Sing. durchgeführt.

Noch etwas stärkere Umbildung hat eine besondere Unterabteilung der *ô*-Stämme erfahren: diejenigen, die mit *-n*-Suffix gebildet waren. Ahd. *versana* wurde mhd. *versen* und alle Kasus waren dieser Form gleichlautend geworden; es wich also nur der N. Sgl. von dem Typus von *zunge* ab. Die Folge war einerseits, dass im späten Mittelhochdeutsch Nominativformen ohne *-n* entstanden, anderseits aber auch bei den schwachen Substantiven sich Nom. des Sing. auf *-en* einfanden. Diese letztern sind zuerst mitteldeutsch, dann oberdeutsch, hier mit dem 14. Jahrh. ziemlich häufig belegt, und kommen natürlich auch bei *ô*-Stämmen vor. Im heutigen Bairischen und Alemannischen, teilweise auch im Ostfränkischen und Westfränkischen, besteht daher neben dem Typus, dessen Singular nur auf *e* ausging, ein zweiter, dessen Endung überall *-en* aufweist, bezw. auf solches zurückgeht.

§ 197. Berührung zwischen den langsilbigen *i*-Stämmen und den konsonantischen Stämmen, die nicht *n*-Stämme sind. Sie beruht hauptsächlich auf der Übereinstimmung von Nominativ und Accusativ beider

Klassen. Im Sgl. ist as. der Gen. *-es* der *i*-Stämme auch auf die konsonantischen übertragen: *burges, nahtes;* vereinzelt ist auch der Dativ auf *-i* auf konsonantische Stämme übergegangen: *burgi* neben häufigerem *burg, idisi* neben *idis,* während bei *magad* und *naht* nur die konsonantischen Formen vorliegen; im Altniederfränkischen ist der Übertritt im Dat. noch etwas weiter gegangen, wenn es überhaupt erlaubt ist, aus der geringen Zahl der Belege Schlüsse zu ziehen. Im Althochdeutschen sind bei *burg* die Formen des Gen. und Dat. nach der *i*-Flexion ganz gebräuchlich neben der konsonantischen Form; bei *brust* gehören die wenigen Belege des Sgl. der *i*-Flexion an. Erst ganz vereinzelt sind im Althochdeutschen die *i*-Formen bei *naht.* Die umgekehrte Strömung beginnt im Altsächsischen: mehrfach finden sich Dative von *i*-Stämmen nach der konsonantischen Flexion (bei *giwald, craft, maht, middilgard, mundburd, werold*), einmal auch der Gen. *tid*; im Althochdeutschen sind solche Formen sehr selten. Im Mittelniederdeutschen sind die Formen des Gen. auf *-es* verschwunden vor den endungslosen konsonantischen Formen und auch im Dativ die *-e*-Formen vor diesen sehr stark zurückgetreten. Im Gen. bestanden auch noch Formen auf *-e* im Mittelniederdeutschen, sei es als Fortsetzungen der im Altniederdeutschen hier seltenen Bildung auf *-i,* sei es, dass man zu den dativischen Doppelformen mit und ohne *e* auch solche im Genitiv schuf.

Im Mittelhochdeutschen tritt die alte Form *-e* aus *i* schon vielfach zurück, im Neuhochdeutschen ist sie verschwunden; ein erstarrter Rest im *Gänsefuss* (und *Bräutigam, Nachtigall*); doch bewahrt das Cimbrische noch die alten Formen auf *-e* neben der neueren Analogiebildung.

Im Nom. Acc. Pl. ist im Altsächsischen, wie im Althochdeutschen die Bildung nach der *i*-Flexion die Regel; von vereinzeltem abgesehen, zeigt nur im Ahd. *brust* etwas häufiger die alten konsonantischen Formen, und *naht* hat diese ausschliesslich, im Altsächsischen wie im Althochdeutschen. Bei beiden dauern auch in der mittlern Periode die alten Formen fort, doch treten nun auch bei *naht* die *i*-Formen hervor, die in der jüngsten Periode allein herrschen. Im Gen. und Dat. Plur. ist im Altsächsischen *-io, -iun* der *i*-Stämme auch in die konsonantische Flexion eingedrungen, so dass *burgo — burgio, burgun — burgiun* nebeneinander steht.

§ 198. Berührung zwischen den langsilbigen und kurzsilbigen *i*-Stämmen. Bei diesen stimmten die obliquen Kasus überein, N. u. A. Sgl. wichen ab: es hiess *kraft,* aber *-skepi.* Hier hat zuerst das althochdeutsche ausgeglichen, die Form der langstämmigen Substantiva auch auf die kurzstämmigen übertragen, so dass es *-skaf* gegenüber as. *-skepi, stat* gegenüber as. *steti* heisst; nur *kuri* und *turi* haben sich diesem Übertritt entzogen. Im Niederdeutschen begegnet dieser Übertritt erst in der mittleren Periode, aber nicht so entschieden wie im Hochdeutschen; *beke* hat die Neubildung nicht erfahren; neben *stat* gilt *stede.*

§ 199. Berührung der *i*-Stämme und der ihnen gleichgebildeten konsonantischen Stämme einerseits mit den *ô*- und den *-ôn*-Stämmen anderseits. Nicht auf teilweisem Zusammenfall, sondern auf syntaktischer Assoziation beruht die frühzeitig eingetretene Angleichung des Dativs der *i*-Stämme an die *ô*-Stämme: altsächsisch wie althochdeutsch begegnen Formen wie *heriu, idisiu, brûdiu, wêdiu, stetiu* (wenn dies nicht alte aus der *u*-Flexion übernommene Lokative sind). Ebenfalls noch in der ältesten Periode hat Berührung mit denjenigen *ô*-Stämmen stattgefunden, welche die

lautgesetzliche Form im Nom. Sgl. bewahrten, also in diesem Kasus mit den *i*-Stämmen und den betr. konsonantischen Stämmen zusammenfielen. So finden sich altsächsisch und altniederfränkisch und bei Notker Formen von *thiod* (got. *thiuda*) nach der *i*-Flexion. Oder aber es werden nach dem Muster der konsonantischen Stämme die obliquen Kasus dem Nominativ gleich gemacht, hauptsächlich altsächsisch, kaum althochdeutsch. Solche Formen begegnen von *ēo, hel, thiod.*

Stärkere Berührung der beiden genannten Klassen mit der *ô*-Flexion tritt in der mittleren Periode ein, nachdem die Endungen zu *e* geworden, also Gen. und Dat. Sgl. und N. A. Pl. zusammengefallen. Die Folge ist einerseits, dass auch von den endungslosen Stämmen Nominative und Accusative des Singulars auf *e* gebildet werden. So ist schon mnd. *sûle* an Stelle von *sûl* getreten, mhd. *erne* hat *arn* fast verdrängt; auf beiden Gebieten findet sich *schulde, werlde* neben den alten Formen *schult, werlt.* Zahlreiche derartige Neubildungen zeigt das Nhd.: *Beichte, Eiche, Ente, Leiche* etc. Anderseits erscheinen alte Singulare auf *e* später ohne *e*, so dass die alte lautgesetzliche Form wieder hergestellt erscheint (man kann sogar in einzelnen Fällen zweifelhaft sein, ob man es mit alten oder neuen Bildungen zu thun hat). So schon mhd.: *huot* neben *huote, vorht* neben *vorhte, waht* neben *wahte.* Noch mehr im Übergang zum Nhd.: *ahte* = *Acht, marke* = *Mark, quâle* = *Qual, stirne* = *Stirn, raste* = *Rast.*

Infolge dieser Neubildungen bestanden eine Zeit lang zahlreiche Doppelformen mit *-e* und ohne *-e*. Als nun die starken *-e*-Bildungen sich mit den *ôn*-Stämmen berührten (s. o. § 196), so wurden die Pluralbildungen auf *-en* auch auf die daneben stehenden Formen ohne *e* übertragen, und von diesen gingen sie weiter auf endungslose Formen, neben denen es keine Bildung auf *-e* gab. So erklären sich die neuhochdeutschen Plurale *Arbeiten, Burgen, Geburten* etc.

§ 200. Berührungen zwischen dem Femininum einerseits, Masculinum und Neutrum anderseits. Berührung einer einzelnen Form fand im Altsächsischen beim Dat. Pl. statt, indem sich derselbe dem Masculinum in der Neubildung auf *-iun* anschloss; also urdeutsch **kraftim* = as. *kreftiun.* Ferner haben im Neuhochdeutschen nach dem Muster der endungslosen männlichen und sächlichen Plurale bei Zahlbenennungen auch Feminina Formen ohne Endung aufzuweisen, so *Last, Mass, Ohm, Uhr.* In zahlreichen Fällen aber hat Wechsel des Geschlechts und damit Umbildung des ganzen Paradigmas stattgefunden. Besonders nahe lag ein solcher Übertritt bei den *u*-Stämmen, bei denen alle Kasus des Masc. und Fem. von Hause aus übereinstimmten. So sind dieselben vielfach in andere Genera übergetreten oder zeigen wenigstens ein Nebeneinander verschiedener Geschlechter. got. *kustus* m. = as. und ahd. *kust* f.; die got. Masculina *flôdus, haidus, luftus, lustus* sind and. und ahd. m. und f.; got. *kinnus* f. = and. ahd. *kinni* n.; urdeutschem *grundus* (m. o. f. ?) entspricht hd. *grund* m., mnd. *grund* f. seltener Masc. (im Altsächsischen lässt sich das Geschlecht nicht erkennen); auch *Floh*, das altdeutsch beide Genera, m. u. f., zeigt, war wohl ursprünglich weiblicher *u*-Stamm. — In der *i*-Flexion stimmten bei gleichartiger Stammsilbe Nom. und Acc. Sgl., sowie der ganze Plural überein. So entspricht urdeutsch *hups* m. dem ad. *huf* f.; urdeutsch *wēns* f. = ad. *wân* m., urd. *dails* f. = ad. *teil* m. und n., urd. *taikns* f. = deutsch *zeichen* n. Im altniederdeutschen und althochdeutschen stehen Masc. und Fem. nebeneinander bei *giwald* und *list*, ebenso Neutr. und Fem. bei *lîch* (and nur neutr. belegt, mnd. m. u. fem.).

Die alten Feminina *kraft, werold* sind altsächsisch auch Masculina; and. und ahd. *art* masc. ist mittelniederdeutsch und teilweise mittelhochdeutsch fem. geworden.

Auf der Übereinstimmung von Nom. (und Acc. Sgl.) beruhen Übergänge alter Feminina mit langer Stammsilbe ins Masc. Manches davon ist wohl schon urdeutsch übergetreten, wie urdtsch **randa* f. = dtsch. *rand* masc., urdtsch. **skûra* f. = dtsch. *skûr* m., urd. **wunska* f. = dtsch. *wunsch* m. Anderes erst später. Neben ahd. *folma* f. steht as. *folm* m.; im Altsächsischen selber begegnet *hel* als Masc. neben *hel- hellia* fem. Häufiger sind diese Übertritte im Althochdeutschen, wo auch der Nom. Acc. Plur. bei Masc. und Fem. übereinstimmte. So finden sich neben den Abstrakta auf *-unga* Masculina auf *-ung*, neben *thioda* das Masc. und Neutr. *thiot*, neben *halba, wîsa* besonders adverbial männliche Formen.

Vgl. Behaghel, Germania XXIII, 273.

Noch weit mehr Anlass zum Übertritt bot sich nach Abschwächung der Endungen in der mittlern Periode. Hier ergab sich erstens Zusammenfall aller früher vokalisch auslautenden männlichen Stämme mit den *ô*-Stämmen und *-ôn*-Stämmen im N. Sgl. Ausserdem fielen diese vokalischen männlichen und neutralen Stämme auch im Dat. Sgl. und im Plur. — den Gen. ausgenommen — mit den *ô*-Stämmen zusammen; bei den *n*-Stämmen der verschiedenen Genera bestand nur im Acc. noch ein Unterschied (indem das Neutrum auf *e*, nicht auf *-en* ausging). Die alten *i*-Stämme as. **guti, kumi, kuri* erscheinen mittelniederdeutsch als Fem. *gote, kome, kore;* mnd. *sege* (as. *sigi*) ist M. und F.; von as. ahd. *sidu* erscheint mittelniederdeutsch und mittelhochdeutsch neben dem häufigern Masculinum das Femin., ahd. *hugu* = mhd. *hüge* f. Im mittelniederdeutschen beginnen ferner die Übertritte der schwachen Masculina ins Femininum, die dann im Neuhochdeutschen ziemlich zahlreich belegt sind; vgl. z. B. *Blume, Grille, Imme, Kohle, Niere, Schlange, Schnecke, Strähne, Traube.* Auch das Neutr. *wange* fängt schon in der mittleren Periode an, sich dem Feminin zuzuwenden. Endlich werden teils schon in mittelhochdeutscher, teils in neuhochdeutscher Zeit, auch *-ja*-Stämme ins Feminin hinübergeführt, so *Hirse, Beere, Grütze, Rippe, Tenne, Wette*; auch *Milz* gehört hierher, das nach seinem Übertritt ins Feminin auch noch die Angleichung an die *i*-Stämme mitgemacht hat. Bei dem Übertritt der letzten beiden Klassen sind besonders solche Substantiva beteiligt, die häufiger im Plural als im Singular vorkommen, wo also der Singular geringern Halt im Gedächtnis hatte.

Nicht der Nominativ Sgl., aber der ganze Pluralis und Dat. Acc. Sgl. stimmten überein bei den neutralen *na*-Stämmen und den femininen *ôn*-Stämmen. So traten mhd. *molken, wâfen, wolken, zicken* im Neuhochdeutschen ins Feminin über.

Bei allen bis jetzt erwähnten Übertritten lag der Anlass in der Übereinstimmung der sich genau entsprechenden Kasus. Aber auch Formen, die in ihrer Bedeutung von einander abwichen, stimmten äusserlich überein: N. A. Pl. von männlichen und sächlichen vokalischen Stämmen trafen überein mit N. (und A.) Sgl. der *ô*- und *ôn*-Stämme. Kam nun noch hinzu, dass jene Plurale häufiger im Gebrauch waren als die zugehörigen Singulare, so lag es nahe, das ganze Paradigma nach dem Muster der Feminina umzugestalten. Das geschah teilweise schon in der mittlern, teilweise erst in der neueren Periode, bei Masculinis (wie *Borste, Binse, Graete* neben *Grat, Lefze, Locke, Schläfe, Tücke* neben mundartl. *tuk, Träne*), selten bei Neutris, wo das Plural-*e* selber erst jungen Datums: *Aehre*, (mhd. *daz eher*).

3. DIE ENDUNGEN DES ADJEKTIVS.

§ 201. Das Adjektiv liegt im Urdeutschen in starker und schwacher Flexion vor. Die starke, aus nominaler und pronominaler gemischt, hat folgende Gestalt:

Nom. Sgl. Masc. Fem. Neutr. bei den *a*-Stämmen ohne Endung, bei den *ja*-Stämmen auf *i* ausgehend; bei den *i*-Stämmen und *u*-Stämmen teils lautgesetzliche Formen ohne Endung, teils Neubildungen auf *-i*.

Gen. Sgl.: Masc. Neutr. auf *-es*, Fem. auf *-era*.

Dat. Sgl.: Masc. Neutr. haben Doppelform: *-omu* (*-amu?*) und *-om*; bei den *i*-Stämmen erscheint der erste Vokal als *e*; Fem. *-eru*.

Acc. Sgl. im Masc. drei Formen: *-ana*, *-an*, *-na*, bezw. *-ena*, *-en*, *-na* bei den *ja*-Stämmen; Feminina *-a*, bezw. *-e* bei der *ja*-Flexion. Neutrum endungslos.

Instrum.: Masc. Neutr. *-u*.

Plur. N. A.: M. nnd. *-a*, Fem. *-o*, Neutr. endungslos oder auf *-u* ausgehend.

Gen. Pl. *-ero*.

Dat. Pl.: *-êm*.

§ 202. In der geschichtlichen Zeit sind die Doppelformen auf hochdeutschem Gebiet fast völlig verschwunden. Der Acc. Sgl. M. geht althochdeutsch auf *-an* aus; der N. A. Pl. des Neutr. ist endungslos; der Dat. Sgl. M. und N. endet auf *-mu*; nur auf mitteldeutschem Gebiet erscheinen Ausläufer der Endung *-om*; im Nom. Sgl. der *i*- und *u*-Stämme gilt fast ausschliesslich die Endung *-i*, nur bei einzelnen liegen Doppelformen vor: so bestanden nebeneinander *fast—fasti*, *gâh—gâhi*, *hart—harti*, *rûm—rûmi*, *reid—reidi*, *rîch—rîhhi*, *wâr—wâri*. Im Altniederdeutschen sind die Doppelformen länger erhalten. Im Hel. begegnen noch, wenngleich wenig zahlreich, Accusative auf *-ana* und *-na* neben dem regelmässigen *-an*; im Altniederfränkischen und Mittelniederfränkischen ist *-an* (*-en*) allein herrschend geworden. Im N. A. Pl. Neutr. ist die Endung *-u* altniederfränkisch gar nicht, altsächsisch nur ganz vereinzelt belegt (einmal *managu*). Im Dat. Sgl. überwiegt altniederfränkisch weitaus die Endung *-um*, bezw. ihren Reflex, um später allein gültig zu werden; im Niederdeutschen liegen beide Formen noch im Mittelniederdeutschen nebeneinander. Im N. Sgl. der *i*- und *u*-Stämme haben wie im Hochdeutschen die Formen mit *-i* gesiegt, doch sind hier die lautgesetzlichen endungslosen Formen etwas häufiger als im Hochdeutschen; so erscheint altsächsisch nur *fast* und *hard*.

Von den Doppelformen der N. A. Pl. M. gehört *-a* dem Altsächsischen, *e* dem Hochdeutschen an; doch erscheint *-a* auch im Hochdeutschen, durchgehend in den Tegernseeer Virgil-Glossen und sonst mehr vereinzelt.

Vgl. Collitz, *Beitr. zur Kunde der idgm. Sprachen*, XVII, 41. — v. Helten, PBB. XX, 516. — H. J. Velthuis, *de Tegernseër Glossen op Vergilius*. Groninger Diss. von 1892, S. 34 u. 59. — Jellinek, AzfdA. XIX, 37.

§ 196. Im Gegensatz dazu treffen wir schon im frühesten Hochdeutschen neue Doppelformen, indem pronominale Bildungen auch im N. und Acc. des Neutr. und im N. Sgl. Masc. und Fem. auftreten. Nom. Sgl. Masc. geht somit auf *-êr* aus, N. A. Sgl. Neutr. auf *-az*; Nom. Sgl. Fem. und Nom. Acc. Pl. auf *-iu*, und zwar kam diesen — wohl je nach der Stellung im Satze — doppelte Betonungsweise zu: *(blint)ìu* und *(blint)iù*. Daraus ergab sich eine Zweiteilung im Hochdeutschen: das Oberdeutsche hat die Form *blintîu* verallgemeinert, das Fränkische weist das aus *blintiù* entstandene *blintu* auf. Im Mittelniederdeutschen beschränkt sich das Vor-

kommen der pronominalen Neubildung auf die Neutr. *allet* (diese Form erscheint fast niemals attributiv) *desset*, und das seltene *jent*; im Neuniederdeutschen hat diese Bildung noch etwas weiter gegriffen: so zeigt sich *-et* bei den Adjektiven überhaupt im Ravensburgischen und Soestischen, im letztern dann, wenn das Adjektiv ohne Substantiv steht.

§ 204. Gegenseitige Beeinflussung verschiedener Kasus liegt wie bei den substantivischen *â*-Stämmen vor im Gen. und Dat. Sgl. des Feminins. Altsächsisch wie althochdeutsch tritt *-era* des Gen. auch im Dat. auf und *-eru* (altsächsisch meist *ero*) auch im Gen.; das letztere überwiegt; seit dem 10. Jahrh. ist im Ahd. *-eru (-ero)* die regelmässige Endung für Gen. und Dativ. Im Neuoberdeutschen gilt die dem Fem. auf *-iu* entsprechende Form auch für den Accusativ. Umgekehrt ist schon mittelniederdeutsch und noch mehr im Neuniederdeutschen im Masc. die Accusativform auch in den Nominativ eingedrungen: *en scharpen nagel, en gauden Kirl* = ein scharfer Nagel, ein guter Kerl. Es ist also, bezw. war einmal gleichberechtigt: *en scharp nagel* und *en scharpen nagel*; daher hat man schon mittelniederdeutsch die Form auf *-en* auch ins Neutrum übertragen, zu *ein vet hôn, en grot her* die Zwillingsformen *ein vetten hôn, en grôten her* geschaffen.

§ 205. Beinflussung der verschiedenen Geschlechter findet im Plural statt. Der Unterschied zwischen dem N. A. Pl. Masculini und Feminini ist schon altsächsisch und altniederfränkisch verloren, und zwar ist das Masculinum auch für das Feminin eingetreten: *blinte (blinta)*. Auch in das Neutrum dringt diese Form schon altniederdeutsch ein, so dass mnd. *-e* der regelmässige Ausgang aller drei Geschlechter ist. Im Altniederfränkischen lautet das Neutr. ganz regelmässig gleich dem Masc. und Fem. auf *-a* aus. Ebenso ist im Hochdeutschen bei Notker *blinte* auch für *blinto* eingetreten, dagegen das Neutrum unangetastet. Im Mitteldeutschen mussten in der mittleren Periode die Endungen *-e, -o -u* zu *-e* zusammenfallen. Im Mitteloberdeutschen dagegen ist Masc. und Femin. auf *-e* deutlich vom Neutr. auf *-iu* getrennt; im heutigen Oberdeutschen, wo *-e* lautgesetzlich verloren ging, ist die Form des Neutrums auch für Masc. und Femin. eingetreten (s. o. S. 573, 3).

§ 206. Berührung verschiedener Flexionsklassen liegt hauptsächlich vor in der Einwirkung der *a*-Flexion auf die *ja*-Flexion. Im Althochdeutschen weisen die ältesten Quellen im Accusativ der *ja*-Stämme noch *e*-Formen im allgemeinen aber ist die Ausgleichnng zu Gunsten der *a*-Stämme eingetreten. Ob im Altsächsischen das Nebeneinander von *a* und *e*, das hier in beiderlei Formen vorliegt, eine Nachwirkung jener alten Verschiedenheit ist oder auf anderen Gründen beruht, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Im Dat. Sgl. des Masc. und Neutr. ist im Altsächsischen Form *-emu* der *ja*-Flexion fast gänzlich verschwunden vor denjenigen der *a*-Stämme auf *-um(u)*; umgekehrt ist im Hochdeutschen die Form der *a*-Stämme nur ganz vereinzelt in alten Quellen belegt; vom 9. Jahrh. an ist *-emo* die normale Form. Es ist das wieder eine Berührung zweier Paradigmata, die nicht sowohl auf der Übereinstimmung einzelner Kasus, als auf syntaktischer Assoziation beruhen wird. Dagegen ist der Zusammenfall des N. Sgl. der Anlass, wenn im Altsächsischen alte *i*-Stämme oblique Formen ohne *j*, also nach dem Muster der *a*-Stämme, erzeugen. Insbesondere steht so dem hd. *spâhi* das alts. *spâh* völlig wie ein *a*-Stamm gegenüber.

§ 207. Einwirkung des Substantivs auf das Adjektiv hat stattgefunden im Altsächsischen, wo durch syntaktische Assoziation die Sub-

stantivendung *-un* des Dativs Pluralis das alte *-en* der Adjektiva völlig verdrängt hat. Eine scheinbare Einwirkung des Adjektivs auf das Substantiv liegt vor, wenn der Acc. der Eigennamen und der eigennamigenartigen Wörter — *got*, sowie *fater* und *truhtin* in der Bedeutung von *got* — im Altniederdeutschen und Althochdeutschen auf *-an* gebildet wird. Dies *-an* ist so zu erklären, dass als zweite Kompositionsglieder von Eigennamen häufig Adjektiva verwandt wurden und somit den betreffenden Bildungen ursprünglich adjektivische Flexion zukam.

§ 208. Beim schwachen Adjektiv sind die für das Urdeutsche vorauszusetzenden Formen die gleichen, wie beim Substantiv. Eine ältere Form der obliquen Kasus des Sgl. Fem. hat sich möglicherweise in Ortsnamen wie *Hohinchircha*, *Preitinouua* (Kögel, PBB. XIII, 108), *Wizinburg* erhalten; wahrscheinlicher ist jedoch, dass eine Angleichung an die viel häufigeren Ortsnamen männlichen Geschlechts von ähnlicher Bildung vorliegt.

Die Schicksale des Adjektivs sind weit weniger mannigfaltig als die des Substantivs, die rein lautlich entwickelten Formen zahlreicher beim ersteren als beim letzteren. Die Beseitigung der Doppelformen war die gleiche wie beim Substantiv. Das Eindringen der Accusativform in Gen. und Dat. Sgl. des Masc. und Neutr. geschah ebenso wie beim Substantiv; nur ist diese Angleichung beim Adjektiv schneller erfolgt als beim Substantiv, denn beim Adjektiv, das so häufig neben dem Substantiv auftritt, erschien eine charakteristische Endung weniger notwendig als beim Substantiv. Im Neuhochdeutschen ist im Fem. der Acc. Sgl. auf *-en* dem Nominativ *-e* angeglichen worden.

Berührung verschiedener Geschlechter hat stattgefunden im N. A. Pl.: im Altsächsischen ist hier *-un* des Feminins und Neutrums auch Masculinendung geworden, ebenso bei Otfrid und in der heutigen Walliser Mundart von Alagna. Umgekehrt hat Notker *-en* des Masc. auch auf das Femininum übertragen.

Berührung zwischen Masc., Fem. und Neutr. Sgl. liegt vor, wenn im Altsächsischen der Nom. Sgl. Masc. neben der Form auf *-o*, auch solche auf *-a*, neben derjenigen des Feminins und Neutrums auf *-a* auch eine solche auf *-o* begegnet (z. B. *mennisca mod, rehtaro dad, narowaro thing*). Auffallend ist, dass die weitaus überwiegende Zahl dieser Doppelformen beim Komparativ erscheint. Es muss also wohl bei ihrer Bildung noch ein weiterer Grund mitgewirkt haben; vielleicht das Vorbild der starken Feminin-Flexion, wo im Gen. und Dat. Sgl. *-ara* und *-aro* gleichwertig geworden waren.

Eine weitere Beeinflussung der schwachen durch die starke Adjektivflexion liegt vor bei Notker, wo *-ôn* des Dat. Plur. durch *-ên* verdrängt worden war.

§ 209. Eine eigentümliche Nebenform findet sich bei *al*: eine Form *alla*, die in den altniederfränkischen Psalmen in allen drei Geschlechtern des N. Sgl. erscheint: *alla man, alla erda, alla flesk* (vgl. Behaghel, German. XXI, 204); im Mittelniederdeutschen erscheint die Form *alle* für sich allein noch im masc. Sgl. *alle man, alle mensche*, sonst nur im N. A. Neutrum: *alle volc, alle gras* etc.; sodann aber vor dem Artikel in beliebigen Kasusformen: *alle des landes, mit alle seiner geselscap* etc.; diese letztere Verwendung ist auch mitteldeutsch und ist Eigentum der Schriftsprache geworden.

Neben *allet* kennt das Mittelniederdeutsche auch die Form *allent;* aus

einer Verhochdeutschung dieser Form ist der norddeutsche Provincimismus *allens* hervorgegangen.

4. DAS PRONOMEN.

§ 210. Das **persönliche** Pronomen der ersten und zweiten Person wies im Urdeutschen etwa folgendes Paradigma auf:

Sgl.	Nom.:	*ik*	*thu*
	Gen.	*mîn*	*thîn*
	Dat.:	hatte dreifache Formen:	
		mê—mi—mir	*thê—thi—thir*
	Acc.:	*mik*	*thik*
Dual.	Nom.:	*wit*	*git*
	Gen.:	*unkêr (-ar?)*	*inkêr (-ar?)*
	Dat.:	*unk*	*ink*
	Acc.:	*unk*	*ink*
Plural:	Nom.:	*wê—wi—wir*	*jê—ji—ir*
	Gen.:	*unsêr (-ar?)*	*iuwêr (-ar?)*
	Dat.:	*uns*	*iu*
	Acc.:	*unsik*	*iuwik* (vielleicht daneben auch *uns—iu);*

§ 211. In der geschichtlichen Entwickelung wurden wieder ganz früh die **Doppelformen beseitigt.** Im Dat. Sgl. und Nom. Pl. wählt das Hochdeutsche die konsonantisch ausgehenden Formen, das Niederdeutsche diejenigen mit vokalischem Auslaut. Die letztern greifen aber auch in die nördlichen Grenzgebiete des Hochdeutschen, besonders des Hessischen und Thüringischen über, jedoch nicht immer so, dass Dat. Sgl. und Nom. Plur. parallel gingen, sondern es kann die eine Form vokalischen Auslaut aufweisen, die andere das *r* zeigen. Ganz beseitigt sind allerdings die Doppelformen nicht, so erscheinen im Thüringischen für *ihr* nebeneinander die Formen *dê* und *dr.* Auch unter den beiden vokalischen Formen wird wieder Auslese gehalten: die Formen mit *-i* verdrängen früh, besonders im Dativ, diejenigen mit *-ê.*

Die Formen des Duals erleiden sehr starke Einbusse. Im Altsächsischen sind dieselben noch fast vollständig belegt; im Mittelniederdeutschen sind die Formen der ersten Person untergegangen; diejenigen der zweiten Person dagegen dauern auf den Grenzgebieten des Westfälischen und Niederfränkischen bis heute fort. Im Hochdeutschen ist die erste Person bis auf einen einzigen Beleg des Genetivs *unkêr* bei Otfrid verschwunden. Die Formen der zweiten Person sind zwar im Althochdeutschen nicht belegt, müssen aber mindestens im Bairischen bestanden haben: hier erscheinen *ez* (ihr) und *enk* (euch) seit dem Ende des 13. Jahrh., und diese haben heute die Pluralformen völlig verdrängt.

§ 212. **Angleichung verschiedener Kasus** liegt besonders vor in zahlreichen Berührungen zwischen Dativ und Accusativ, während — im Gegensatz zu Substantiv und Adjektiv — Nominativ und Accusativ geschieden bleiben. Schon im Altniederdeutschen ist die Form des Acc. Pl. durch den Dativ ersetzt; nur noch ganz vereinzelt begegnen im Mittelniederdeutschen Belege für *usik* und *juk.* Ebenso ist im Altniederfränkischen *iu* für Dat. und Acc. gültig, während in der 1. Pers. *uns* und *unsig* für Dat. wie für Acc. zur Verwendung kommen: später trägt *uns* den Sieg davon. Im Althochdeutschen ist die Vermischung nur ganz spärlich eingetreten, aber wieder etwas häufiger bei der zweiten als der ersten Person: im Fränkischen des Ludwigslieds lautet der Accusativ *iu.* Mittel-

hochdeutsch dagegen tritt *unsich* zuruck; *uns* gilt für beide Kasus, während *iu* und *iuch* bis ins 14. Jahrh. noch ziemlich streng geschieden sind; von da an beginnt *iuch* — besonders im Mitteldeutschen — *iu* zu verdrängen. Unter dem Einfluss des Nom. ist die mittelniederdeutsche Accusativform *gik* entstanden.

Der Ausgleichung des Plurals folgt diejenige des Singular nach. Schon im Monacensis des Hel. ist der Dativ *mi, di* auch für den Acc. ganz allgemein eingetreten; im Cott. ist der Acc. *mi, di* das häufigere, aber auch *mik, thik* noch belegt. Umgekehrt findet sich heute in einem grossen Teile des Niederfränkischen und des Niederdeutschen *mich, mik* für Acc. und Dat. gebraucht, ein Zustand der sich bereits in der mittleren Periode ausbildet. Dem hochdeutschen Gebiet ist diese Vertauschung im Sg. fast gänzlich fremd geblieben: im Vintschgau findet sich Vertauschung von Dat. und Acc. (*er hat mer gschlogen, er hat mi vorglogn*).

Vgl. Behaghel, *Vertauschung von Genetiv, Dativ und Accusativ beim persönlichen Pronomen*, Germ. XXIV, 24. W. Seelmann, nd. Jahresber. f. germ. Phil. 1879, 12.

§ 213. Einwirkung des Singulars auf den Plural zeigt sich darin, dass der Anlaut *m* der obliquen Formen auch auf *wir*, der Anlaut *d* des ganzen Sg. auch auf *ir* übertragen wird. Und zwar ist auffallender Weise *mir* allgemeiner verbreitet als *dir*. Das heutige Oberdeutsche hat fast ausschliesslich *mir*, dagegen *dir* und *ir* nebeneinander. Wo wie im Bairischen *ir* durch *es* verdrängt ist, begegnet (so am Regen) die Form *dêz*. Ebenso scheint es sich auf mitteldeutschem Gebiete zu verhalten, während das Niederdeutsche von dieser Einwirkung freigeblieben scheint.

§ 214. Endlich hat beim Pronomen Association an syntaktisch damit verbundene Wörter stattgefunden, nämlich beim Genitiv. Hauptsächlich geschah dies bei nachfolgendem *selbes* oder einem Plural: so erscheint schon altsächsisch *iuworo selboro, unkero selboro*, sogar *iuwaro gumono*. Bei Otfrid ist *mines selbes, thines selbes* häufig genug; vereinzelt begegnet auch *iuues selbes;* in der mittleren Periode ist niederdeutsch und mitteldeutsch diese Angleichung ziemlich häufig, seltener dagegen auf oberdeutschem Gebiet; im Mittelniederdeutschen erscheint *mines, dines* sogar ohne *selbes*. Neben *mines, dines selbes* erscheint auch *miner, diner selbes*, vermutlich zuerst beim Feminin: auch dies *miner, diner* wird im Mittelniederdeutschen und im Ausgang des Mittelhochdeutschen selbständig; im Neuhochdeutschen sind dies die regelmässigen Formen; zu ihrem Sieg haben wohl auch die daneben stehenden *unser, euer* beigetragen.

§ 215. Vom reflexiven Pronomen der dritten Person besass das Urdeutsche nur noch den Gen. *sîn* für Masc. und Neutr. und den Acc. *sik* für alle Geschlechter und Numeri; *sîn* hat die gleiche Entwicklung durchgemacht wie *mîn* und *dîn*. *sik* ist im Heliand nicht vorhanden, wohl aber, wie es scheint, so ziemlich im ganzen späteren Niederdeutschen: wie diese beiden Thatsachen zu vermitteln sind, ist unklar. Im Mittelniederdeutschen gilt *sich* nicht nur für den Accusativ, sondern ist auch in den Dativ eingedrungen. Auch im Hochdeutschen findet sich im Ausgange der althochdeutschen Zeit und in mittelhochdeutscher Zeit mehrfach dativische Verwendung von *sich*, zuerst und zumeist nach Präpositionen. In den heutigen mitteldeutschen Mundarten steht *sich* fast ganz allgemein für Dativ und Accusativ; in Gebieten des Mittel- und Niederfränkischen begegnet dafür ein nach dem Muster von *mir* und *dir* gebildetes *sir*. Im Oberdeutschen dagegen ist *sich* erst in beschränktem Masse in den Dativ eingedrungen; es überwiegt hier noch das geschlechtige Pronomen der 3. Person.

§ 216. Bei dem geschlechtigen anaphorischen Pronomen lautete im Urdeutschen Nom. Sg. Fem. *siu*, Neutr. *it*. Welche Formen im Masc. vorlagen, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, jedenfalls eine Form, die dem got. *is* entsprach, in doppelter lautlicher Gestaltung, *ir* und *er*, und eine Form mit dem Anlaut *h*, ebenfalls in mehreren Gestalten, wohl *hê, hie, her*.[1]

Gen. Sg.: Masc. Neutr. *is*, Fem. *ira* — *irá*.

Dat. Sg.: Masc. Neutr. *imu* — *imú* — *im;* Fem. *iru* — *irú*.

Acc. Sg.: Masc. *ina* — *inan* — *inán;* Fem. *sia* (*sie?*), Neutr. *it*.

Plural Nom. Acc.: *sie* — *siô* — *siu;*

— Gen.: *iro* — *iró;*

Dat.: *im*.

In der geschichtlichen Entwickelung hat die Verteilung der Doppelformen folgendermassen stattgefunden. Im N. Sg. Masc. sind die mit *h* anlautenden Formen dem Oberdeutschen fremd; *he* (*hie*) ist niederdeutsch, aber auch auf mitteldeutschem Gebiete verbreitet, *her* tritt mitteldeutsch neben *er* und *ir* auf: das letztere nur bei Isidor. Oberdeutsch ist *er*. Die Formen *imu* — *im* verteilen sich wie die entsprechenden Endungen beim Adjektiv; *ina* ist and.; *inan* hd. (nur einmal begegnet es im Mon. des Heliand); unter dem Einflusse der Unbetontheit entwickelt sich aus *inan, inen* im 11. Jahrh. die Form *in*, ebenso wie, schon im 9. Jahrh., aus gleichem Grunde neben *siu* im Althochdeutschen die Form *si* entsteht. Die endungsbetonten Formen *irá, imú, irú, inán, iró* spiegeln sich in den Otfridischen Verkürzungen *ra, mo, nan, ro*, die zum Teil noch heute in den Mundarten des Wallis enthalten sind. *iró* lebt vielleicht noch fort in mhd. *iro*, nhd. *ihro* (neben mhd. *ir*, nhd. *ihr*), das die Erhaltung des vollen *o* der Endbetonung verdanken kann.

Der Gen. *is* ist im Hochdeutschen im Masc. schon in der frühesten Zeit verschwunden; in der mittleren Periode tritt er auch niederdeutsch zurück. In dieser Zeit wird niederdeutsch wie hochdeutsch der neutrale Genitiv stark eingeschränkt und verschwindet im Neuhochdeutschen bis auf versteckte, unlebendige Reste (vgl. *ich bin es satt, zufrieden*).

Wenn im Althochdeutschen neben *is* auch *es* erscheint, das im Mittelhochdeutschen Regel wird, und auch im Mnd. *es* neben *is* gilt, so liegt hier wohl weniger eine Beeinflussung von *he* und *er* aus vor, als lautliche Schwächung.

Auf niederfränkischem Gebiet begegnen seit der ältesten Zeit nicht selten Formen des Dat. Sg. (der auch den Acc. vertritt) mit anlautendem *h*, das vom Nom. her übertragen, neben Formen ohne *h*. Mehr vereinzelt sind solche Dative und Accusative mit anlautendem *h* auch im Mittelfränkischen der älteren und mittleren Zeit: eigentümlich ist der Thatbestand im Trierer Capitulare, wo der Nominativ selber nur *er* lautet. Im Mittelhochdeutschen beeinflusste sich der Nom. Fem. *siu* und der zugehörige Accusativ *sie* nicht selten in der Weise, dass *siu* auch als Accusativ (vgl. Kraus, Geschichte des 12. Jh. S. 182), *sie* auch als Nominativ verwendet wird. Im Gen. und Dat. Sg. des Feminins werden *ira* und *iru* in der gleichen Weise vertauscht, wie die entsprechenden Formen des Adjektivs. Im Altniederfränkischen der Psalmen tritt für den Acc. *ina* der Dat. *imo* ein, eine Entwickelung, die im Mittelniederdeutschen weiter geht und im heutigen Niederdeutschen ein grosses Gebiet einnimmt. Auch im

[1] *hê-hie* ist wohl ursprünglich die hochbetonte, *her* die unbetonte Form; ebenso verhalten sich *dê* und *der* (vgl. Franck, ZsfdA. XL, 16 ff.)

Fem. ist an die Stelle des Acc. Sg. Fem. *sie* im heutigen Niederdeutschen vielfach die Form des Dat. getreten.

Gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Geschlechter zeigt sich kaum im Sg.; denn mnd. *et* neben *it*, spätahd. mhd. *ez* aus *iz* ist wohl durch lautliche Schwächung entstanden. Im Plural hat schon das And. *sie* — *sio* zu Gunsten des Masc. ausgeglichen; im Mittelniederdeutschen ist auch die besondere Form des Neutrums verloren gegangen. Im Althochdeutschen wird *sio* mehr vereinzelt durch *sie* ersetzt; bei Notker ist *sie* für Masc. und Fem. durchgeführt. Im Mittelhochdeutschen dringt *sie* auch schon ins Neutrum ein, was im Neuhochdeutschen zur Regel geworden. Umgekehrt begegnet im Mittelhochdeutschen auch *siu* für das Masc. wie das Fem. (vgl. Kraus a. a. O.).

Einwirkung des Sg. auf den Pl.: neben dem Gen. Pl. *iro* findet sich im Altsächsischen die Form *iru*; sie ist offenbar deshalb neben *iro* getreten, weil im Dat. Sg. des Fem. *iro* und *iru* neben einander standen, die unter verschiedenen lautlichen Bedingungen entstanden waren (s. S. 708). Und auch *ira* erscheint altsächsisch im Gen. Pl., wie es im Sg. durch Vermischung von Genitiv und Dativ neben *iro* getreten. Ebenso ist im Mittelniederdeutschen neben dem Dat. Pl. *en* (ihnen) eine Form *ene* entstanden, weil im Acc. Sg. Masc. neben *ene* (= and. *ina*) die verkürzte Form *en* lag. Und im Neuniederdeutschen erscheint *er* auch als Acc. Pl. neben *se*, weil im Acc. Sg. Fem. diese beiden Formen nebeneinander gelten. Die nämliche Erscheinung treffen wir auf hochdeutschem Gebiet: dort begegnet seit dem 11. Jahrh. neben dem Dat Pl. *in* die Form *inen*, nach dem Muster des Acc. Sg. Masc., wo die gleichen Formen nebeneinander bestanden.

Unter dem Einfluss eines ursprünglich nachfolgenden *selber* ist der nhd. Gen. Sg. Fem. und der Gen. Pl. *ihrer* aus mhd. *ir* entstanden, unter dem Einfluss nominaler Flexion der im älteren Neuhochdeutschen auftretende Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. *ihren*.

§ 217. Das Paradigma des Pronomens *der* hat so ziemlich die gleiche Urgestalt und Entwickelung, wie das von *er*, *sie*, *es;* nur sind die zweifelhaften Punkte noch zahlreicher.

Das urdeutsche Paradigma war etwa:

Nom. Sg.: Masc. *se* — *the* — *thie* — *ther*, Fem. *thiu*, Neutr. *that*.

Gen. Sg.: Masc. Neutr. *thes*, Fem. *thera*.

Dat. Sg.: Masc. Neutr. *thamu* — *themu* — *tham* — *them*, Fem. *theru*.

Acc. Sg.: Masc. *thana* — *thena*, *than* — *then*, Fem. *tha* (= got. *tho*) — *thea*, Neutr. *that*.

Inst. Sg.: Neutrum *thiu*.

Plural Nom. Acc.: Masc. *thê* — *tha* (das letztere aus dem Fem. übertragen); Fem. *tha* (= got. *thos*) — *thio*, Neutr. *thiu* — *thei*.

Gen. Plur.: *théro* und *theró*.

Dat. Plur.: *thêm*.

Von den Doppelformen des Nom. Sg. Masc. ist *se* nur noch einige Male im Cott. des Hel. belegt. Die andern Formen vertheilen sich im ganzen wie die Formen *he* — *hie* und *er*. *thamu* ist noch im Altniederdeutschen der Freckenhorster Rolle bewahrt; **tham* erscheint als *than* einmal im Cott. des Heliand; sonst gilt niederdeutsch und hochdeutsch die Form mit *e; themu* und *them* verteilen sich wie *imu* und *im*. Im Acc. Sg. Masc. ist *then* hd. ausschliesslich herrschend geworden; *thana* und *thena* stehen im Hel. neben einander; *than* und *then* sind ganz vereinzelt; im späteren Niederdeutschen ist die Form mit *a* verloren. Im Acc. Sg. Fem.

erscheint die alte Form *tha* nur noch in ganz vereinzelten Belegen im Hel., sonst *thea*. Der Heliand zeigt auch noch einige Belege von *tha* in Nom. Acc. Plur. des Masc. und Fem., während dieselbe im übrigen verschwunden ist. Im N. A. Plur. N. ist *thei*, wohl alte Dualform, nur oberdeutsch belegt im Bairischen bis zum Ausgang des Ahd. *Therô* reicht in *dero* bis ins Neuhochdeutsche hinein, mit Bewahrung des vollen Vokals unter dem Accent.

Neue Doppelformen entstehen im N. A. Pl. Masc. durch lautliche Doppelentwickelung. Urgerm. *thai* wurde in unbetonter Silbe früh zu *thê*, und dessen *ê* fiel mit urd. *ê* in *hêr* zusammen. *thê* wurde nun wieder unbetont wie hochbetont verwendet. Im letzteren Falle wurde es zu *thea* — *thia* — *thie*, und diese Form hat schon im 9. Jahrh. *thê* verdrängt. Ebenso erscheint im Althochdeutschen besonders alemannisch für den Dat. Pl. die Form *deam*, *diem*, bis hinein ins Mittelhochdeutsche. Ganz vereinzelt ist *thiem* im Heliand neben regelmässigem *them;* nach dem Muster dieser pluralischen Doppelformen begegnen dann auch neben *them* des Sg. einige *thiem*.

Austausch von Gen. und Dat. Sg. Fem. tritt ein, wie bei dem Adjektiv und bei *si*. Im Mittelniederdeutschen ist der aus *thea* entstandene Accusativ Sg. Fem. *de* auch die Form des Nom. Sg. Fem. geworden. Im Mittelhochdeutschen ist besonders mitteldeutsch der Acc. *die* auch in den Nom. eingedrungen, was dann im Neuhochdeutschen Regel geworden. Auch das Umgekehrte begegnet, dass *diu* für Nominativ wie Accusativ angewendet wird: im Mittelhochdeutschen wie in heutiger Mundart im Bairischen. Nachdem auf diese Weise *diu* und *die* gleichwertig geworden, stellte sich auf mitteldeutschem Gebiete *die* auch neben die Form *diu* des Instrumentalis. Im Mittelniederdentschen ist für das Neutrum *dat* vielfach die Genitivform *des* eingetreten, da in negativen Sätzen beides häufig gleichwertig war *(dat enis niet = des enis nit)*.

Die Ausgleichung der drei Geschlechter im N. A. Pl. verlief im ganzen wie bei *sie*, *sio*, *siu*.

Die Form des N. A. Pl. Masc. selber stand teilweise unter dem Einflusse von *sie:* daraus ergab sich im Altsächsischen für *the* die Form *thie (thea, thia)*. Ferner sind im Neuhochdeutschen ähnlich wie beim Pronomen *er*, *sie*, *es* Angleichungen an die nominale Flexion vollzogen worden: *dessen*, *deren*, *derer*, *denen*.

§ 218. In hohem Masse unsicher ist die urdeutsche Flexion des zusammengesetzten Pronomens *dieser*. Sie mag etwa folgendermassen ausgesehen haben:

Nom. Sgl.: Masc. *these*, Fem. *thius*, Neutr. *thit*—*thetti*.
Gen. Sgl.: Masc. Neutr. *thesse*—*thesses;* Fem. *thesera*.
Dat. Sgl.: Masc. Neutr. *thesomu*—*thesum*, Fem. *theseru*.
Acc. Sgl.: Masc. *thesan;* Fem. *thesa;* Neutr. *thit*—*thetti*.
Inst. Neutr.: *thius*.
Plur. Nom. Acc.: Masc. *these*. Femin: *theso*, Neutr. *thius*—*theisu*.
Gen. Pl.: *thesero*.
Dat. Pl.: *thesêm*.

Von diesen Formen sind *thetti*, *thesse*, *theses*, *theisu* auf niederdeutschem Gebiete nicht vorhanden; der Nom. Sgl. Masc. ist im Altniederdeutschen nicht belegt. Auf hochdeutschem Boden dauern die drei ersten bis in mittelhochdeutsche Zeit fort, allerdings mit einer kleinen Umgestaltung. *deisu* erscheint nur in althochdeutschen Quellen, denselben, die auch beim Artikel die Form *dei* bieten. *thesomu* und *thesum* verteilen sich wie die

entsprechenden Adjektivformen; überhaupt erleidet das Paradigma, soweit es schon Adjektivendungen aufweist, die gleichen Veränderungen durch Einwirkung verschiedener Kasus, verschiedener Geschlechter aufeinander, durch von der Substantivflexion ausgehende Einflüsse, wie sie das Adjektiv erfahren hat.

Weitere Beeinflussung verschiedener Kasus zeigt sich im Stammvokal. Im frühsten Althochdeutschen waren noch weitere Endungen des Adjektivs in das Paradigma eingedrungen, auch die Endung *-iu*. Vor dieser Endung ging das *e* des Stammes lautgesetzmässig im 9. Jahrh. zu *i* über, so dass also Wechsel zwischen *e* und *i* in den verschiedenen Formen des Paradigmas stattfand. Dieser wurde zu Gunsten des *i* ausgeglichen, und der Ausgleich ist bei Notker schon völlig durchgedrungen. Wenn das Mittelniederdeutsche neben *dese*, *dit* auch Formen mit *ü* zeigt, so stammt dies wohl aus den alten Formen, die im Stamm *iu* aufweisen; freilich müsste Verkürzung eingetreten sein. Einfluss von Plural auf Sgl. liegt vor, wenn nach dem Muster der im Althochdeutschen sich ergebenden Doppelformen für N. A. Pl. Neutr. *thesiu* und *theisu* das letztere auch im N. Sgl. Fem. neben *thesiu* tritt.

Die wichtigste Umgestaltung geschah durch Neubildungen nach der Adjektivflexion. Schon altniederdeutsch lautet der Gen. Sgl. regelmässig *theses*, und im Mittelniederdeutschen ist die Form *thius* des N. Sgl. Fem. und N. A. Plur. Neutr. durch gewöhnliche adjektivische Bildungen ersetzt worden; neben *dit* begegnet eine Form *desset* (s. *allet* § 176). Im Althochdeutschen ist die Form *thius* überall durch adjektivische Bildungen ersetzt; neben *these* tritt frühe *thesêr*, um später Regel zu werden. Der Genitiv *theses* neben regelmässigem *thesses* und seltenem *thesse* tritt althochdeutsch erst vereinzelt auf; mittelhochdeutsch ist er allgemein.

Einwirkung des Artikels scheint vorzuliegen im Altsächsischen, wenn neben *theses* im Gen. Sgl. auch *thieses*, im Dat. Sgl. und Plur. auch die Form *thieson* neben *theson* erscheint: man darf wohl annehmen, dass der nicht belegte Nom. Sgl. Masc. neben *these* auch *thiese* gelautet habe.

Das Mittelniederdeutsche hat Formen mit *u*; *dusse*, *dut*, das als *ü* aufzufassen und wohl mit der Form *thius* des Altsächsischen in Verbindung zu bringen ist.

Schwierig ist das im Mittelniederdeutschen neben dem einfachen *s* des Stammes auftretende Doppel-*s* zu erklären; ebenso ist der Ausgangspunkt der bei Notker und dann im Mittelhochdeutschen begegnenden Neubildung *dirro* (*dirre*) neben *deser* im Nom. Sgl. Masc. unklar.

§ 219. *jener* ist im Altsächsischen nicht belegt; es würde wohl **jena* lauten = mnd. *gene;* im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen besteht eine Nebenform ohne *j*: *ener;* das Neutrum lautet mnd. *jent*.

§ 220. Das Fragepronomen *wer* entbehrt des Feminins und des Plurals. Seine urdeutschen Formen waren etwa:

Nom.: Masc. *hwe—hwie—hwer*, Neutr. *hwat*.
Gen.: *hwes*.
Dat.: *hwemu—hwem*.
Acc.: Masc. *hwana—hwena—hwanan* (?)—*hwenan*. Neutr. *hwat*.
Instr.: Neutr. *hwiu*.

Die Doppelformen haben sich in geschichtlicher Zeit verteilt wie die entsprechenden des Artikels; von der Form *hwanan*, wenn sie überhaupt einmal bestand, sind keine Spuren zurückgeblieben. *wenan* hat sich im spätern Althochdeutschen unter dem Einfluss der Proklise zu *wen* verkürzt.

Im Mittelniederdeutschen erscheint *weme* auch als Accusativ, *wen* auch als Nominativ; von hier aus erklärt es sich, dass neben dem Gen. *wes* im Mittelniederdeutschen auch die Neubildungen *wems* und *wens* auftreten.

Die oberdeutsch auftretende Form *wa* ist aus *wasagst du, wasollich* abstrahiert.

Im Mittelniederdeutschen besteht neben *welc (quis)* ein *welker*, Gen. *welkeres*, aus *welc er* = quis eorum (vgl. nd. Jahrb. III. 23, Franck, AzfdA. VIII., 323).

§ 221. Mhd. *ieweder* wird im Ende der Periode zu *ieder* (Gen. *iederes*); hier jedoch wird *-er* des Suffixes mit dem *-er* der starken Flexion auf eine Stufe gestellt, und so entsteht das Paradigma *jeder - jedes*.

§ 222. Possessives Pronomen. Dasselbe lautete für den Singular urdtsch. *mîn, dîn, sîn*, letzteres nur für Masc. und Fem. Im Dual und Plural der 1. und 2. Person bestanden Doppelformen: *unkar—unka, inkar—inka*; *unsar--unsa, iuwar--iuwa*. Die Flexion der genannten Pronomina war die der starken Adjektiva. Für das Fem. Sgl. und den ganzen Plural der 3. Person wurde der Genitiv des anaphorischen Pronomens verwandt. Von den Doppelformen des Duals und Plurals gehören die auf *r* ausgehenden in geschichtlicher Zeit dem hochdeutschen Gebiet an, die auf Vokal dem Niederdeutschen, doch greifen dieselben auch auf mitteldeutsches Gebiet über. Die Form des Duals der ersten Person ist im Althochdeutschen und Mittelniederdeutschen verloren; die der zweiten Person dauert da fort, wo das Pronomen der 2. Person *enk* noch besteht. Der Genitiv des anaphorischen Pronomens hat im Mittelniederdeutschen regelmässig, im Mittelhochdeutschen häufig und im Neuhochdeutschen durchgängig für die possessive Verwendung adjektivische Flexion angenommen (*ihr, ihres, ihrem* etc.).



REGISTER.

A.

N.

O.

P.

Q.

R.

Z.

M. DuMont-Schauberg, Strassburg

Aus der Einleitung (S. XVIII uff.): Die voralthochdeutsche Zeit — die dritte Periode unserer Muttersprache, die nicht durch literarische Denkmale bezeugt ist — hat jedoch ihr wesentliches Gepräge bekommen durch neue Kulturberührungen, welche dem vorhandenen Wortmaterial neues zuführten: vor allem ergab der Zusammenstoß mit den Römern eine Übernahme von Erzeugnissen und Einrichtungen.

Worte, die einen regen Handelsverkehr andeuten, wie *kaufen*, *Münze* und *Pfund*, *Straße* und *Meile*, *Arche*, *Kiste* und *Sack*, *Esel* und *Maultier*, *Saumtier* und *Zelter*, wurden in voralthochdeutscher Zeit — wohl schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. — unsern Vorfahren durch die Römer bekannt und zwar, wie die genaue lautliche Übereinstimmung der germanischen Worte mit den lateinischen Grundworten zeigt, zumeist gewiß unmittelbar, ohne gallische Vermittlung. Römische Rechtsprechung auf germanischem Boden gab damals zur Aufnahme von Worten wie *Kerker*, *sicher*, *Zoll* den Anlaß. Und Handel und Rechtspflege gemeinschaftlich bedingten den Anschluß an die spätrömische Zeitrechnung, die durch die Woche und die vorchristlichen Namen der Wochentage (vgl. auch *Mai*, *März* und *Sporkel*) gekennzeichnet wird.

Gleichzeitig wurde der römische Weinbau in Deutschland heimisch, und *Wein*, *Winzer*, *Most*, *Lauer*, *Kelter*, *Torkel*, *Trichter*, *Essig* erhielten bei uns Bürgerrecht. Und kaum später drang auch mit dem römischen Steinbau eine reiche Terminologie ein: *Mauer*, *Keller*, *Söller*, *Speicher*, *Kammer*, *Weiher*, *Ziegel*, *Pfeiler*, *Pfosten*, *Pfahl* und zahlreiche andere verwandte Begriffe tragen deutlich lateinisches Gepräge an sich. Die Übernahme des südlichen Steinbaus hatte aber auch eine Umgestaltung des ganzen häuslichen Lebens im Gefolge: vertauschte man das Wanderleben mit der festen Ansiedelung, so mußte das Vorbild eines hoch zivilisierten Volkes den reichsten Stoff zur Nachahmung geben. Wir wundern uns daher nicht, selbst dem Einfluß der römischen Küche und des römischen Gartens schon vor der althochdeutschen Zeit — auch in der Sprache — zu begegnen: außer *Koch* und *Küche*, *Pfister* und *Semmel* gehören Gefäß- und Geschirrnamen wie *Schüssel* und *Tisch*, *Kessel* und *Tiegel*, *Becken* und *Becher*, *Eimer* und *Korb* hierher; zu den südlichen Obstarten, wie *Kirsche*, *Pfirsich*, *Pflaume*, *Quitte*, *Feige* gesellen sich früh Gemüse wie *Kohl*, *Rettig*, *Kürbis* und Gewürze wie *Pfeffer*, *Kümmel*, *Senf*. Auch Ziervögel und Zierpflanzen wie den *Pfau* und den *Buchsbaum* haben wir damals von Italien aus kennen gelernt. So erhält unter römischem Einfluß auch der Feld- und Ackerbau eine erhöhte Bedeutung: Zeugnisse sind Worte wie *pflanzen* und *pflücken*, *Wicke* und *Spelt*, *Sichel* und *Stoppel*, *Flegel* und *Wanne*. Das ganze häusliche Leben nimmt eine veränderte Physiognomie an: von den Römern erlernen die Deutschen eine bessere Fußbekleidung (s. *Sohle* und *Socke*), eine verfeinerte Beleuchtung (s. *Fackel* und *Kerze*), eine neue Begräbnisart (s. *Sarg*).

So bezeugen zahllose lateinische Lehnmaterialien, wie bereitwillig der Deutsche in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera seine Kenntnisse und seine Sprache bereicherte, als er die einfache Sitte seiner Ahnen mit einer üppigeren Lebensart vertauschte.

Es wäre freilich eine vorschnelle Annahme, solche südliche Fremdlinge — spätrömische Vermittlung führte uns gleichzeitig auch einige keltische Worte wie *Karren*, *Karch*, *Pferd* und *Salmen*, ja auch iberische Worte wie *Zelter* und *Kaninchen* zu (vgl. auch ahd. lôrihh-în 'Kaninchen' aus lat.-iber. laurex) — allein aus dem Import von Produkten und technischen Fertigkeiten zu erklären, die unsern Vorfahren bis etwa zum Beginn unserer Zeitrechnung unbekannt geblieben waren. Wir haben vielmehr unzweifelhafte Gründe, welche auch die Bedeutung des germanischen Exports nach Rom (vgl. *Decher*) erweisen — nicht bloß sprachliche Gründe. Wir wissen aus Plinius' Naturgeschichte, daß die Germanen dem verweichlichten Rom der Kaiserzeit durch eine große Zufuhr von Gänsen das Material für Pfühle lieferten: eoque processere deliciae ut sine hoc instrumento durare jam ne virorum quidem cervices possint. Dem Sprachhistoriker liegt es nahe, den lateinischen Ursprung von *Flaum* und *Kissen*, *Pfühl* und *Zieche* mit dem Bericht des Plinius in Zusammenhang zu bringen: was der Römer aus Germanien bezog, dafür übernahmen unsere Vorfahren die lateinische Bezeichnung. So bezeugt unser *Pfühl* mit seiner Sippe den Anteil Germaniens an Roms Verfall!

Arm M. mhd. arm ahd. aram arm M. = asächs. ndl. arm, angls. earm, engl. arm, anord. armr, got. arms M. 'Arm'. Wie manche Benennungen für Körperteile (s. Arsch, Auge, Fuß, Herz, Knie, Nagel rc.), reicht auch gemeingerm. arma- 'Arm' in die verwandten Sprachen; vgl. lat. armus 'oberster Teil des Oberarmes, Vorderbug', aslov. ramę 'Schulter, Arm', preuß. irmo 'Arm', armen. armukn 'Ellebogen, Bug', neupers. arm 'Arm', skr. îrmá-s M. 'Vorderbug, Arm'. Eine alte Ableitung zu Arm ist Ermel.

Bär² M. 'ursus' (mit der Diminutivbildung Birkel bei Fischart Garg. 51b) mhd. bër ahd. bëro = ndl. beer, angls. bëra, engl. bear, anord. bjorn. Gemeingerm. bëron-(bërnu-) beruht nach Fröhde Bezzenbergers Beitr. X 295 mit Substantivierung auf einem idg. Adj. bhëro- gleich lit. bëras, lett. bêrs 'braun' (lat. furvus ?), auf dessen Wz. bhër auch nhd. Biber und braun beruhen können (vgl. Braun als Name des Bären in der altd. Tiersage). Der älteste idg. Name des Bären ṛkso-s (in skr. ṛkšas lat. ursus gr. ἄρκτος) fehlt im Germ. (auch im Slav., wo dafür aslov. russ. medv-ědĭ eigtl. 'Honigesser'). — Vgl. noch Bär¹ und Batzen.

beben Ztw. mhd. biben ahd. bibên 'zittern, beben'; das e der nhd. Tonsilbe für altes ĭ scheint ndd. zu sein. Schon Luther hat beben, während die auf Luther basierten oberdeutsch. Bibelübersetzungen von Zwingli und Eck dafür das verwandte bidmen gebrauchen und Ad. Petris Bibelglossar 1522 beben mit bidmen übersetzt. Es entsprechen asächs. bibôn, angls. biofian (aus bibôjan), anord. bifa. Ahd. bi-bê-t 'er bebt' stimmt genau zu skr. bi-bhê-ti 'er fürchtet sich', worin bi- (für bhi) Reduplikationssilbe, bhê für bhai abgelautete Stammsilbe ist. Die altind. Verbalwz. bhî 'sich fürchten' bildet ihr Präs. mit Reduplikation: bi-bhé-mi bi-bhé-ši bi-bhé-ti; und diesem würde got. *bi-bai-m *bi-bai-s *bi-bai-þ entsprechen. Dieses germ. Präsens trat wegen der scheinbaren Ableitung mit ai unter die schwachen Verba mit ai (got. habaiþ, ahd. habêt); vgl. Kuhns Zs. 26, 85. Wz. bhî (skr. bhî 'Furcht' — bhî-má 'furchtbar') vgl. in aslov. boją sę 'fürchte mich' — běsŭ 'Dämon', lit. bijóti-s 'sich fürchten' — báimė 'Furcht' — bajùs 'fürchterlich' — baisà 'Schrecken' (dazu vielleicht noch nhd. beilen). Ahd. bi-bê-m 'ich fürchte mich' (aus idg. bhi-bhai-mi = skr. bi-bhê-mi) ist eines der wenigen Beispiele erhaltener Präsensreduplikation im Germ. (vgl. zittern und **bidmen**).

braun Adj. mhd. ahd. andd. brûn = ndl. bruin, fries. angls. brûn engl. brown, anord. brúnn. Der germ. Farbenname drang ins Roman. (vgl. die Sippe von ital. bruno, frz. brun; s. **blond**) und ins Lit. (brúnas 'braun'). Die eigtl. Stammsilbe von idg. bhr-ûno- erscheint in lit. bëras 'braun' (vgl. Bär), sowie redupliziert in skr. babhrú-s 'rotbraun' und diese Form des Adj. erscheint gemeinidg. als Bezeichnung eines 'bräunlichen im Wasser lebenden Säugetieres' (vgl. Bieber). Braun als Namen des Bären s. unter Bär.

Docht M. (Luther in der Bibel hat Tocht Neutr.; Helvig 1611 Orig. Diction. German. S. 101 gibt Docht als hd., Dacht als ndd.); die streng nhd. Form sollte dacht sein, so noch dial., und daneben tacht mit demselben aus þ entstandenen t wie in tausend. Mhd. ahd. tâht MN. = anord. þáttr 'Faden, Docht'. Eine germ. Wz. þêh þêg steckt noch in schweiz. dægel — dōhe, baier. dâhen, elsäss. dôche 'Docht'; außerhalb des Germ. hat sich noch keine urverwandte Wz. tēk gefunden. Eine andere altgerm. Benennung für Docht s. unter Wieche; westfäl. noch quiedl quæl 'Docht' aus *quërðar?

dulden Ztw. (dem Schwäb. und wohl auch andern oberd. Ma. fremd) mhd. ahd. dulten (dazu Geduld); dazu ohne die dentale Ableitung ahd. dolên mhd. doln, beide weit allgemeiner gegen das im Nhd. ausschließlich herrschende dulden = angls. þolian, got. þulan 'dulden'). Als vorgerm. Wurzelform hat tel tol tlâ zu gelten, wie der Bedeutung der germ. Wortsippe genau entsprechend in gr. τλῆ-ναι 'dulden' — τλή-μων 'Elend' — πολύτλας 'vieldulbend' usw. vorliegt. Lat. tolerâre und ertragen (lat. perferre) lehren, daß lat. tollo (Part. lātus für *tlā-tus; Prät. tuli zu fero) und gr. τολμᾶν 'wagen, erdulden' verwandt sind: Grundbedeutung der in der Ablautsform tel tol tlâ erscheinenden Wurzel demnach 'tragen, ertragen'.

dürr Adj. mhd. dürre ahd. durri 'dürr, trocken, mager' = ndl. dor, andd. thurri, angls. þyrre, got. þaúrsus 'trocken' (wegen hd. rr = got. rs vgl. irre, Farre): ein in der Form þurzu- urgerm. Adj. 'trocken, dürr' zu Wz. þurs aus vorgerm. tṛs 'trocken sein'. Aus der wohl uralten Spezialisierung auf das Trockensein der Kehle folgt die altind. Bedeutung von tṛšús 'gierig, lechzend' und die von nhd. dürs-ten: auf die Stimme resp. Sprache übertragen erscheint tṛs in gr. τραυλός 'lispelnd' für *τρασυλός (vgl. δαυλός 'dicht' für *δασυλός, lat. densus) und altind. tṛšṭá-s 'heiser, rauh von der Stimme'.

An die allgemeine Bedeutung 'trocken' schließen sich nhd. Darre, dörren mit den darunter verzeichneten Worten an.

Durst M. mhd. ahd. durst M. = mndd. ndl. dorst, angls. þyrst engl. thirst; got. þaurstei F. 'Durst'. Das auslautende t des ahd. und engl. Wortes ist Ableitung, wie sich schon aus got. þaúrseiþ mik 'es dürstet mich' ergiebt. Die weiteren Zusammenstellungen, die unter Darre, dörren, dürr gemacht sind, belegen für das unerweiterte þors aus vorgerm. trs vielfach die Bedeutung 'dürsten'; vgl skr. tṛṣṇaj 'durstig' — tṛṣṇā F. 'Durst' — tṛṣ (3. Sg. tṛṣyati = got. þaúrseiþ) 'dürsten, lechzen' — tṛṣú-s 'lechzend'.

essen Ztw. mhd. ëzzen ahd. ëzzan = got. itan, anord. eta, angls. ëtan engl. to eat, ndl. eten, asächs. ëtan; s. fressen. Die gemeingerm. st. Verbalwz. ĕt 'essen', zu der auch ahd. mhd. âs nhd. Aas (vgl. lat. ēsus für *ēd-to- als Part. zu edere) gehört, beruht auf einer idg. Wurzel ĕd; vgl. skr. Wz. ad, gr. ἔδομαι, lat. ĕdo, lit. ĕdmi ĕmi, aslov. jamĭ (aus *ĕdmĭ) 'esse'. — Essen N. schon mhd. ëzzen ahd. ëzzan N. eigtl. substantivierter Infinitiv: mit gr. ἐδανόν 'Speise', skr. ádana N. 'Futter' verwandt.

Fahne F. (im Oberd. und Rheinfränk. Mask.) mhd. vane M. 'Fahne, Banner'; in dieser Bedeutung hat das Ahd. das Kompositum gundfano M., während fano meist 'Tuch' bedeutet (vgl. ougafano 'Schleier' — halsfano 'Halstuch'); dazu got. fana 'Tuch, Lappen', angls. fana und gûþfana M. 'Kampftuch, Fahne' — engl. fane vane 'Fahne, Wetterfahne', ndl. vaan 'Fahne'. Zu Germ. fanan aus vorgerm. pono-n- stellen sich lat. pannus 'Stückchen Tuch, Lappen', aslov. o-pona 'Vorhang' — ponjava F. 'Segel'. Dazu vielleicht auch gr. πῆνος N. 'Gewand' — πηνίον 'Spule, Spindel'. Eine idg. Verbalwz. pen erscheint in aslov. pĭną (pęti) 'spannen, hängen', lit. pinù pìnti 'flechten' — pinklas 'Geflecht'. — Altgerm. gunþfano 'Kampftuch' drang mit der Bedeutung 'Fahne' ins Roman. (vgl. frz. gonfalon, ital. gonfalone), während dem Simplex (vgl. afrz. nfrz. fanon 'Lappen'), afrz. auch 'Fahne' und fanion 'Fähnchen'. — Fähndrich, Fähnrich M. eine erst nhd. Bildung aus der kürzeren Form mhd. venre (das nhd. d ist nhd. Entwicklung wie in schaudern, minder) ahd. faneri M. 'Fahnenträger'.

Friede M. mhd. vride ahd. fridu M. = asächs. frithu M., angls. freoðo friðu F., anord. friðr M. 'Friede': das gemeingerm. Wort für 'Friede' (im Got. nur in Friþareiks gleich Friedrich eigtl. 'Friedefürst' bezeugt, dazu got. gafriþôn 'versöhnen'). Die germ. Wortform friþu- enthält þu als Suffix wie got. dauþu-s = Tod; prītu-s = Friede aus idg. Wz. pri (germ. fri eigtl. 'lieben, schonen') also eigentl. 'Liebeszustand, Schonung' (s. frei). Beachtenswert ist, daß erst das Germ. eine Bezeichnung für Friede sich geschaffen hat: es zeigt sich in den idg. Sprachen keine gemeinsame Benennung für 'Friede', doch auch nicht für 'Krieg' (s. Hader).

Garbe[1] F. mhd. garbe ahd. garba F. = asächs. garba, ndl. garf 'Garbe': eigtl. 'Handvoll, manipulum' zu skr. Wz. grbh 'fassen, ergreifen' — grâbhá 'Handvoll', lett. grabas Fem. Plur. 'zusammengerafftes', lit. grépti 'greifen' — grópti 'raffen'. Aus neueren hd. Ma. gehören zur idg. Wz. ghrbh noch grappen, grapsen, grippen usw., wozu auch ndl. grabbelen, engl. to grabble. Die altgerm Sippe garba drang ins westliche Roman. (provenz. span. garba. frz. gerbe F. 'Garbe') und ist schon im 6./7. Jahrh. als mlat. garba bezeugt.

gelb Adj. mhd. gël ahd. gëlo (Gen. gëlwes) = asächs. gëlo, ndl. geel, angls. geolo engl. yellow (und mit anderer Ablautsstufe anord. gulr 'gelb'). Das gemeinwestgerm. gëlwa- 'gelb' aus vorgerm. ghelwo- ist mit lat. helvus 'graugelb' urverwandt; die idg. Wz. ghel: ghlō steckt auch in gr. χλω-ρός χλᾱ-ρός 'grün, gelb' — χλόη 'Grünes', aslov. zelenŭ 'gelb, grün', lit. żálias 'grün' (żélti 'grünen'), skr. hari 'gelblich'. Dazu Galle, Gold und glühen.

Gold N. mhd. golt (d) ahd. gold N. = asächs. gold, ndl. goud, angls. engl. gold, anord. goll gull (für golþa), got. gulþ N. 'Gold': gemeingerm. golþa- aus vorgerm. ghḷto-, wozu als urverwandt das gleichbed. aslov. zlato = russ. zoloto aus *zolto, lett. zelts 'Gold' (auch die Bezeichnung Silber hat das Germ. und Slav. gemein). Als Grundbedeutung der Wz. ghel, wovon Gold (vgl. lit. gel-tas 'gelb' und skr. hárita 'gelb') eine partizipiale Ableitung ist wie lit. bal-tas 'weiß' — rùstas 'bräunlich' (vgl. auch skr. ásita palitá róhita çyéta çvêta), hat 'gelb sein' zu gelten; dazu skr. hiranya 'Gold' mit hári 'goldgelb'. Wahrscheinlich hat auch die Sippe von gelb und glühen als urverwandt zu gelten.

Gott M. mhd. ahd. got (Genet. gotes) M. = asächs. ndl. angls. engl. god, anord. guð goð, got. guþ (Gen. gudis) 'Gott'. Die Form des got. und nord. Wortes ist neutral (vgl. Abgott), das Genus aber maskulinisch; anord. goð N. wird meist im Plur. gebraucht. Die gemeingerm. und für das Germ. charakteristische Bezeichnung guda- N. 'Gott' beruht auf idg. ghu-tó-m, worin -to- die unter alt, kalt, laut, traut

besprochene partizipiale Ableitung ist; ghu- als idg. Wz. ist skr. hû 'Götter anrufen' (Partiz. hūtá-): Gott in der ursprgl. neutralen Wortform ist das 'angerufene Wesen'; im Veda hat Indra das gewöhnliche Beiwort puruhūta 'vielgerufener'. Eine andere, auch mögliche Deutung von germ. gu-đa 'Gott' knüpft an skr. hu 'opfern' an (skr. hu-tá 'geopfert, dem geopfert wird'). Vgl. Ebel in Kuhns Zs. 5, 236. Während die Bezeichnung Gott spezifisch germ. ist, fehlt gemeingerm. eine Benennung, die es mit den verwandten Sprachen teilte (nur noch anord. tívar 'Götter' = skr. dêvá, lat. deus sowie den germ. Götternamen Tiwaz = anord. Týr, angls. Tiw als Entsprechung von skr. dêvá 'Gott' unter Dienstag). — Zu Gott das Fem. Göttin mhd. gotinne götinne gutinne ahd. gutin gutinna = angls. gyden, ndl. godin. Vgl. noch Götze und Gütchen.

Hemd N. mhd. mndd. hemde hemede ahd. hemidi N. 'Hemd, eigtl. langes Unterkleid' = afries. hemethe, angls. hemeþe: eigtl. diminutive Ableitung gebildet wie ahd. jungidi 'Junges von Tieren'; vgl. nhd. Leibchen neben Leib. Die Bedeutung 'Kleidchen, Leibchen' geht aus von germ. hama- 'Kleid' = anord. hamr M. 'Hülle, Haut, äußere Gestalt' (s. Leichnam). Jenes got. *hameiþja- war vor der Lautverschiebung kamitjo-, und hierzu muß das spätlat. seit dem Beginn des 5. Jahrhs. und zwar zunächst als Soldatenwort bezeugte camisia 'tunica interior, Unterkleid, Hemd' in irgendwelche Beziehung gebracht werden; es unterscheidet sich von der konstruierten urgerm. Form nur wenig; eine s-Ableitung hat anord. hams M. (aus hamisa-) 'Schlangenbalg'. Urverwandt ist wohl skr. çamulya 'Hemd'. Da das hd. Wort als gutgerm. nicht angezweifelt werden kann, muß das vulgäre camisia auf germ. Ursprung zurückgeführt werden, worauf auch kymr. hefis 'Frauenhemd' und altir. caimmse 'nomen vestis' deuten. Das Verhältnis des anlautenden hd. h und roman. c entspräche dem von frz. Chivert zu seinem Grundwort ahd. Hiltibert, d. h. ein fränk. ch ist Vermittler — Durch lat. camisia erhalten wir für hd. Hemd weitere Beziehungen im Roman. (frz. chemise, ital. camicia). In den modernen hd. Ma. schwankt Form und Bedeutung: thüring. hemme 'Hemd', tirol.-östreich. hemd 'Jacke' (— aber pfeit 'Hemd').

Kerze F. mhd. kerze 'Licht, Kerze' (bes. 'Wachskerze') ahd. kerza charza F. — karz M. 'Kerze, Docht'. Wie engl. taper aus angls. tapor 'Kerze' auf lat. papyrus (Mittelform *tapūrus) beruht, das im Roman. auch für 'Docht' gebraucht wird, so hat man für ahd. karz 'Docht' Entlehnung aus lat. charta (vulgär carta) 'papyrus' anzunehmen, wenn dies auch als 'Docht' (auch im Roman.) noch nicht gefunden ist; im Latein seit der Kaiserzeit zeigen papyrus charta und scirpus Berührungspunkte (das Mark des Papyrus und Binse diente als Docht). Daß papyrus und charta im German. sich geographisch ergänzen, spricht für diese Deutung, und daß auch sonst Worte für Beleuchtung im älteren German. aus dem Lat. stammen, lehren Fackel (aus facula) und got. lukarn 'Licht' (aus lucerna). Ahd. kerza wäre als Ableitung eigtl. 'Kerze', ahd. karz eigtl. 'Docht'. Anord. kerte N. 'Kerze' scheint aus andd. *kerti (mndd. kerte) 'Kerze' neben *kart 'Docht' zu stammen.

kühn Adj. (dem Schwäb.-Baier. und auch sonst der Volkssprache jetzt fremd; in der Schweiz meint χüen 'gesund, frisch von Farbe') mhd. küene ahd. kuoni 'kühn, kampflustig, stark' (eine nicht umgelautete Nebenform dazu vgl. in mhd. ahd. kuonheit F. 'Kühnheit' und im Adv. ahd. kuono) = mndd. kœne, ndl. koen, angls. céne 'kühn' (auch 'weise') engl. keen 'scharf'. Dazu anord. kœnn 'weise, erfahren'; und diese Bedeutung (auch angls. céne bedeutet 'weise') wird ursprgl. auch im Westgerm. gegolten haben, worauf unser Eigenname Konrad weist: ahd. mhd. Kuonrât (ohne Umlaut wie ahd. mhd. kuonheit), angls. Cénréd (got. *Kônirêþs) bedeutet etwa 'weisen Rat gebend'. Germ. kôn-i- eigtl. 'wer verstehen kann, gescheut') ist ursprgl. Verbaladj. zu Wz. kan — kun (vorgerm. gôn vgl. bes. in gr. γέγωνα 'tue kund') in können, weshalb die westgerm. Bedeutung 'kühn' als abgeleitet gegenüber der anord. Bedeutung zu gelten hat. Alle intellektuellen oder moralischen Begriffe der altgerm. Zeit stehen oder treten in Beziehung zu Krieg und Kampf (vgl. bald, schnell, Krieg); kühn mithin wohl eigtl. elliptisch für ahd. in (zi) wige kuoni oder als Substitut für ursprüngliche Zusammensetzungen wie angls. gárcéne eigtl. 'speererfahren', anord. vígkœnn 'kampferfahren' — skjaldkœnn 'schilderfahren'.

Leiche F. mhd. lich liche F. 'Leib, Körper', auch 'zu begrabender Toter, Leiche'; im Nhd. herrscht die spezielle Bedeutung, welche in den älteren germ. Dialekten gegen die allgemeinere Bedeutung 'Leib' als Substanz zurücktritt. Ahd. lîh (hh) FN. 'Leib, Fleisch' = angls. lîc N. 'Leib, Körper, Leiche' (wegen engl. like vgl. gleich), got. leik N. 'Fleisch, Leib, Leichnam'. In einer bahuvrîhi-Komposition nimmt lîk schon in altgerm. Zeit die feste Bedeutung 'Körper' an, wird aber dann innerhalb sämtlicher Dialekte zu einem

Suffix mit der Bedeutung unseres hd. -lich (s. dies). Die Bedeutung 'Körper' behielt das nhd. Wort in Leichdorn 'Hühnerauge' eigtl. 'Dorn im Körper' (isl. likþorn, ndl. likdoorn).

Leichnam M. mhd. lichname ahd. lihhinamo M. 'Leib, Körper, Leichnam'; ahd. lihhinamo für *lihhin-hamo beruht auf einem schw. flektierenden *likan- *likin- (vgl. got. manleika 'Bild'); jedenfalls ist ahd. lihhin-amo nicht auf irgend welche volksetymologische Umdeutung des altgerm. lik-hamo M. 'Körper' zurückzuführen: ahd. lihhamo (synkopiert lihmo) mhd. lichame M. = angls. lic-homa licuma, anord. likamr (likame) M. 'Körper'. Der zweite Kompositionsteil ist ein uns verloren gegangenes Nomen (hama- haman-) mit der Bedeutung 'Form, Hülle'; vgl. anord. hamr 'Haut, Gestalt', angls. homa 'Hülle'; got. anahamôn gahamôn 'sich bekleiden' (vgl. Hemd). Demnach wäre Leichnam (mit der urspr. Bedeutung 'Körper') eigtl. 'Fleischhülle, Fleischgestalt', d. h. 'Fleischsubstanz, insofern sie die Lebensform besitzt'. Die Zusammensetzung hat für uns ein poetisches Aussehen, wie in der Tat die nord. und angls. Poesie sich mehrere ähnliche Umschreibungen für 'Körper' geschaffen hat: aus der angls. Poesie vgl. flæschoma 'Fleisch-Hülle' (das zur Erklärung von angls. lic-homa = ahd. lih-hamo und Leichnam überhaupt von Wichtigkeit ist) — bânfæt eigtl. 'Knochengefäß' — bânhûs eigtl. 'Knochenhaus' — bânloca eigtl. 'Verschluß der Knochen' — bâncofa eigtl. 'Knochenbehausung' als Synonyma von angls. lic-homa 'Körper'. Die Annahme liegt daher nahe, daß das altgerm. likhamo aus der Sprache der Dichter in die gewöhnliche Diktion übernommen wurde.

Mond M. mhd. mâne (mhd. selten F.) ahd. mâno M. 'Mond' = got. mêna, anord. máne, angls. mόna engl. moon, ndl. maan; gemeingerm. Bezeichnung des Mondes als mêno M. (jüngere fem. Form. ist mhd. mænîn ahd. mânin), das mit den meisten Benennungen für Mond, Monat in den verwandten idg. Sprachen auf idg. mên mênôt oder mênes (mêns) beruht. Vgl. skr. mâs M. (für mâns mêns) 'Mond, Monat' — mâsa M. 'Monat', gr. μήν (für *μήνς) 'Monat', lat. mênsis 'Monat', aslov. mêsecĭ M. 'Mond, Monat', lit. mĕnů 'Mond' — mĕnesis 'Monat', altir. mí. Das genaue Verhältnis von germ. mênôþ- mênan- zu lat.-gr. mêns- (*mênes-) ist bestritten. Die Herleitung der Stämme mên mêns aus der idg. Wz. mê 'messen' (skr. mâ 'messen, zumessen' — mâtram, gr. μέτρον 'Maß', s. Mahl, messen) mag sachlich ansprechen (der Mond wäre als Zeitmesser gedacht); doch darf vom sprachhistorischen Standpunkt aus diese Erklärung nicht als sicher gelten.

Name M. mhd. name ahd. namo M.; entsprechend in allen germ. und idg. Sprachen: ein Wort vom höchsten Alter und der weitesten Verbreitung; vgl. asächs. namo, ndl. naam, angls. noma nama engl. name. anord. nafn N. (für *namn) 'Name'; älteste germ. Form ist got. namô. Gleichbedeutend mit den entsprechenden skr. nâma, gr. ὄ-νομα, lat. nômen, aslov. imę (aus *ĭn-men *n-men) N., preuß. emmens, altir. ainm. Das idg. Grundwort mag nômen gelautet haben (auf idg. nômen weisen mhd. benuomen benüemen und ndl. noemen 'nennen'); doch macht das aslov. und das altir. Wort lautliche Schwierigkeit. Wahrscheinliche Quelle von germ. namôn, lat. nômen, skr. nâma die idg. Wz. gnô (gr. γνω, vgl. auch engl. to know unter kennen), so daß 'Erkennung' die Grundbedeutung des Wortes wäre: wahrscheinlich duldete die idg. Grundsprache kein anlautendes gn (doch vgl. lat. cognomentum). S. noch nennen und Knän.

Nase F. mhd. nase ahd. nasa F. = anord. nǫs F. (für *nasu), angls. (mit Ablaut a : o) nasu nosu engl. nose, ndl. neus mndl. nese nose. Wie andere Bezeichnungen für Körperteile ist auch diese gemeinidg. (s. Auge, Fuß, Herz, Ohr, Niere, Zahn usw.): altind. nâsa nas, aslov. nosŭ, lit. nósis, lat. nâsus nâres. S. noch Nüstern.

Ochse M. mhd. ohse ahd. ohso M. 'Ochse' = got. aúhsa, anord. oxe, angls. oxa engl. ox, ndl. os, asächs. ohso 'Ochse'. Das gemeingerm. ohsan- (aus vorgerm. uksén-) ist urverwandt mit kymr. ych, skr. ukšán, avest. uxšan 'Stier', wie auch das Wort Kuh (und Stier) gemeinidg. ist. Als idg. Wz. gilt skr. Wz. ukš 'ausspritzen' oder ukš 'erstarken, heranwachsen'; ist letzteres das Richtige, so gehört Ochse zu wachsen. Doch könnte Ochse auch Maskulinbildung zu lat. vacca 'Kuh' sein.

Ohr N. mhd. ôre ahd. ôra N. = asächs. ôra, ndl. oor, angls. éare engl. ear, anord. eyra (mit Umlaut wegen r gleich got.-germ. z), got. ausô N. 'Ohr'. Wie viele andere Bezeichnungen für Körperteile — vgl. Auge, Fuß, Herz, Nagel, Nase, Niere usw. — kehrt auch diese in andern idg. Sprachen wieder: lat. auris für *ausis (dazu aus-cultare, s. hören), gr. οὖς (aus *οὖσος) Gen. ὠτός aus *οὐσατός (zu einem n-Stamme wie die germ. Sippe), aslov. ucho (Gen. ušese) N. 'Ohr' aus ausos (mit dem Dual uši), lit. ausis. — Vgl. das flg. Wort.

Rad N. mhd. rat (Gen. rades) ahd. rad N. = ndl. rad, afries. reth 'Rad'. Das Wort ist kontinentaldeutsch; es fehlt dem Engl., Nord. und Got.; dies ist aber kein Grund Entlehnung desselben aus lat. rota anzunehmen. Da ahd. rad auf vorgerm. rotho-m rothos N. (got. *raþa-) 'Rad' beruht, ist es mit dem gleichbed. altir. roth M. (neben rethim 'laufe', altgall. petor-ritum 'Vierrad, Wagen') und lat. rota 'Rad' urverwandt, ebenso mit lit. rátas 'Rad'. Das entsprechende skr. ratha-s M. (rathas N. in ráthas-páti) bedeutet 'Wagen', bes. 'Streitwagen' (Wz. reth s. unter rasch), während das dem ostfries. wêl 'Spinnrad' = angls. hwéol engl. wheel entsprechende skr. cakra (gleich gr. κύκλος) auch im Ind. 'Rad' bedeutet. — **radebrechen** Ztw. mhd. radebrechen 'auf dem Rade brechen, rädern', dazu ndl. radebraken 'verstümmeln, zerstückeln; eine Sprache entstellen'. S. Achse, Lünse.

Tochter F. mhd. ahd. tohter F. = got. daúhtar, anord. dótter, angls. dohtor engl. daughter, ndl. dochter, asächs. dohtar. Auf das der germ. Sippe dohtêr zu Grunde liegende uridg. dhuktêr (dhugatêr) weisen auch lit. duktė̃, aslov. dŭšti; vgl. weiterhin gr. θυγάτηρ, skr. duhitár, avest. duγdar 'Tochter'. Man hält das idg. Quellwort gern für eine Ableitung zu der Wz. skr. dugh 'melken', Tochter als 'Melkerin' fassend. Doch ist diese Annahme ebenso zweifelhaft wie ähnliche bei Vater, Mutter, Bruder.

Vater M. mhd. vater ahd. fater M. = got. (selten) fadar (wofür meist atta), anord. faðer, angls. fæder engl. father, ndl. vader vaar, asächs. fadar: gemeingerm. fadêr 'Vater' aus idg. patér = lat. pater, gr. πατήρ, skr. pitṛ (für *patṛ) 'Vater'. Man leitet das idg. pa-tér von der skr. Wz. pâ 'hüten, schützen' ab, so daß Vater eigtl. 'Beschützer' wäre. Ein engl. Prediger des 12. Jahrhs. verknüpfte das Wort in ähnlicher Weise mit angls. fédan engl. to feed (s. füttern): also Vater eigtl. 'Ernährer'. Beide Deutungen sind unsicher, da dem idg. pater wahrscheinlich ein Naturlaut (vgl. gr. dial. πᾶ 'Vater', πάππα) zu Grunde liegt; vgl. Mutter, Bruder, Schwester. Eine Ableitung zu Vater s. unter Vetter und unter Vaas und Vase.

Vetter M. mhd. vęter vętere M. 'Vatersbruder, Brudersſohn' ahd. fętiro fatirro fatureo M. 'Oheim'; wegen des Bedeutungswechsels vgl. Neffe, Oheim. Daß 'Vatersbruder' die ältere Bedeutung ist, ergiebt außer dem deutlichen Zusammenhang mit Vater noch angls. fædera 'Oheim' (daneben faðu 'Tante') sowie die außergerm. Entsprechungen, die auf idg. patryo- patrwyo- 'Oheim väterlicherseits' weisen. Vgl. lat. patruus, gr. πάτρως (aus *πάτραος), skr. pitṛvya, avest. tûirya (aus *ptûrya) 'Vatersbruder'. Dial. hat Vetter, vielleicht im Anschluß an Gevatter, die Bedeutung von Pfetter (mhd. pfęter = ital. patrino s. unter Pate) übernommen.

Zahn M. mhd. ahd. zan älteste Form zand M. = asächs. ndl. tand, angls. tóþ (aus *tanþ) engl. tooth, got. tunþus. Germ. tanþ- tunþ- (aus idg. dont- dnt- entstanden) ist urverwandt mit lat. dens (St. dent-), gr. ὀδούς St. ὀδοντ-), skr. dat (Nom. Sg. dan) — danta M., lit. dantìs, altir. dét 'Zahn'. Der idg. Urstamm dont- (dnt-) 'Zahn' ist formell das Partiz. Präs. der Wz. ed 'essen' mit Apokope des Anlauts (s. essen): also 'Zahn' eigtl. 'Essender' (das Suffix des Partizips Präs. germ. -and- -und- s. unter Feind, Freund, Heiland). Dazu Zinne?

Zähre F. eigtl. Plur. zu mhd. zaher (*zacher) ahd. zahar (zahhar) M.; die Form mit ch im Mhd. ergiebt die Ableitung zęchern zachern 'weinen' (ahd. hhr aus hr). Vgl. angls. téar (aus *teahor neben tæhher) engl. tear, anord. tár (für *tahr-), got. tagr N. 'Zähre': ein uridg. Wort in der Form dakru, welche auch durch gr. δάκρυ, lat. lacruma (für älteres dacruma), kymr. dacr — altir. dér 'Träne' vorausgesetzt wird; auffällig ist das gleichbed. skr. áçru falls für *daçru). Vgl. noch Träne.

Zaun M. mhd. ahd. zûn M. = asächs. tûn, ndl. tuin 'Zaun, Garten', angls. tún engl. town 'Ort, Stadt' (woneben dial. to tine 'einzäunen' aus gleichbed. angls. týnan), anordn. tún 'Eingehegtes, Gehöft'. Das germ. tû-na- (tû-nu-?) steht in vorhistorischem Zusammenhang mit dem -dûnum der altkelt. Ortsnamen (wie Augustodûnum Lugdûnum); vgl. altir. dún (aus dûnos N.) 'Burg, Stadt'. Der Begriff 'Zaun' geht in 'Stadt' auch sonst über; vgl. ahd. hac 'Hecke, Stadt' und Garten. — Zaunkönig M. dafür mhd. einfach küniclîn ahd. kuningli N. 'kleiner König'; im 18. Jahrh. auch Zäunert.

Urteile der Presse:

„Ein vortreffliches Buch, und ein Buch, das uns lange gefehlt hat. Bei dem lebhaften Interesse, das heutzutage auch in Laienkreisen für sprachwissenschaftliche Fragen herrscht, bei dem Reiz, den vor allem das Gebiet der Wortgeschichte und Wortbedeutung ausübt, ist ein vollständiges, zuverlässiges und nicht allzu umfängliches etymologisches Wörterbuch unsrer Sprache — welches nicht bloß über alle urdeutschen, sondern auch über alle durch Volksetymologie umgestalteten (umgedeutschten) Lehnwörter Auskunft giebt — wohl ein von tausenden fast täglich gefühltes Bedürfnis. Ein Glück, daß der Abhilfe dieses Bedürfnisses nicht, wie es so oft geschieht, irgend ein spekulativer Dilettant, sondern ein Mann der Wissenschaft sich unterzogen hat. Kluge ist, wiewohl er noch zu unsern jüngern Germanisten zählt, einer der gründlichsten Kenner unserer Sprachgeschichte und beherrscht das hier in Frage kommende weitzerstreute Material wie vielleicht wenige. So hat man denn überall in seinem Buche das wohlthuende Gefühl, daß man sich in ganz sichern Händen befinde, was auf einem so schlüpfrigen Gebiete wie dem der Worterklärung von höchster Wichtigkeit ist. Kluge hat aber auch ein ungewöhnliches Geschick, reiche Belehrung in knappster Form zu spenden; trotz der bei einem Handbuche von mäßigem Umfange gebotenen Kürze herrscht überall die größte Klarheit, in zweifelhaften und unentschiedenen Fällen ist stets das vorhandene Material vollständig vorgelegt und jedes Für und Wider vorsichtig erwogen, und welche Fülle kulturgeschichtlich interessanter Thatsachen fällt ganz beiläufig aus diesen kleinen Lexikonsartikeln ab!....

Wir gestehen, daß uns seit langer Zeit kein Buch in die Hände gekommen ist, dem wir so von Herzen wünschten, daß es in den Bücherschatz jedes gebildeten deutschen Hauses aufgenommen würde, wie Kluges Wörterbuch. Es wird auch sicherlich manche Auflage erleben."

Die „Grenzboten", 1883. Nr. 5.

„Im Jahre 1882 erschien die erste Auflage des vorliegenden Wörterbuches; binnen 6 Jahren hat es vier Auflagen erlebt, und dieser auf dem Gebiete der Wörterbuchschreibung ganz ungewöhnliche Erfolg ist wohl der beste Beweis dafür, in wie geschickter, gründlicher und fesselnder Weise der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. ..."

„Zeitschrift für den deutschen Unterricht", 3. Jahrg. 4. Heft.

„Von Neuem wird sich das nützliche und verdienstliche Werk, das uns bereits in fünfter Auflage vorliegt, als zuverlässiger Ratgeber bewähren. ..."

„Literarisches Centralblatt" 1895, Nr. 29.

„Das Klugesche Wörterbuch nimmt durch seine hervorragenden Eigenschaften anerkanntermaßen den ersten Platz unter allen ähnlichen Werken ein. ..."

„Zeitschrift d. allg. deutschen Sprachvereins". X. Jahrg. 1895. Nr. 3.

„Dieses auch für den klassischen Philologen bedeutungsvolle ausgezeichnete Wörterbuch wird demnächst in neuer Bearbeitung und neuer typographischer Ausstattung vollendet vorliegen.... Wir scheiden von dem Buch mit dem lebhaften Wunsche, daß dasselbe sich auch praktisch, d. h. im Gymnasialunterricht immer fruchtbarer erweisen möge. ..."

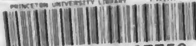
„Wochenschrift für klassische Philologie". 1899. Nr. 1.

„Die Lust zum Etymologisieren liegt dem Deutschen im Blute, nicht bloß dem Philologen, sondern dem ganzen Volk, und die deutsche Sprache weiß selbst von dieser Neigung zu erzählen;.... wir können hier die ungeschwächte Gestaltungskraft unserer Muttersprache bewundern und zugleich mit einem Blick abmessen, wie der Wortschatz aus den mitteldeutschen, niederdeutschen und fremdsprachigen Quellen zusammengeflossen ist. Zu gleicher Zeit geben die Wortlisten einen Abriß der deutschen Sittengeschichte und ein Spiegelbild der deutschen Geistesrichtung in verschiedenen Jahrhunderten."

„Beilage zur Allgemeinen Zeitung", 1899. Nr. 13.

„In dem Kreise aller derer, die für unsere Muttersprache und ihr Werden ein Interesse haben, erfreut sich das Buch, das uns hier in einer neuen — der sechsten — Auflage vorliegt, so allgemeiner Wertschätzung, daß es kaum nötig ist, etwas zu seinem Lobe zu sagen. Welchen Fortschritt auf seinem Gebiete es bedeutet, lehrt der flüchtigste Vergleich mit dem, was auf diesem vor seinem Erscheinen allein zur Verfügung stand, und bezeugt die Thatsache, daß es vorbildlich geworden ist für Bearbeitungen des Wortschatzes anderer germanischer Sprachen. Auch für den Germanisten von Beruf ist es heute ein schier unentbehrliches Rüstzeug, und auch er hat allen Grund, seine weitere Ausgestaltung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. ..."

„Archiv für das Studium der neueren Sprachen", 106. Band.


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR>
32101 017427756